DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Der Ball spielende Hund

HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Der Ball spielende Hund

Roman

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
DUMB WITNESS

© 1937 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company.
All rights reserved.

Der Ball spielende Hund
© 2006 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company. All rights reserved.

Copyright © 2009 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

1

Emily Arundell starb am 1. Mai. Obwohl sie nur ganz kurze Zeit krank gewesen war, erregte ihr Tod wenig Aufsehen in dem kleinen Landstädtchen Basing, wo sie seit ihrem sechzehnten Jahr gewohnt hatte. Denn Miss Emily Arundell, die letzte von fünf Geschwistern, war über siebzig geworden; man wusste seit Jahren, dass es um ihre Gesundheit nicht zum besten bestellt war, und einmal, vor achtzehn Monaten, wäre sie fast einem Anfall erlegen, ähnlich dem, an welchem sie dann starb.

Ihr Tod überraschte daher niemanden, aber die Bestimmungen ihres Testaments weckten die verschiedensten Gefühle: Verwunderung, freudige Erregung, tiefste Missbilligung, Wut, Verzweiflung, Zorn und allgemeines Gerede. Wochen- und monatelang sprach ganz Basing von nichts anderem. Jedermann wusste etwas dazu zu bemerken, von Jones, dem Lebensmittelhändler, der meinte: «Blut ist dicker als Wasser», bis zu Mrs Lamphrey, der Postmeisterin, die bis zum Überdruss wiederholte: «Dahinter steckt etwas, verlassen Sie sich drauf! Sie werden noch an meine Worte denken.»

Einen besonderen Anlass zu dem Gerede bildete der Umstand, dass das Testament erst am 21. April abgefasst worden war. Nahm man hinzu, dass Miss Arundells nächste Angehörige sie erst kurz vorher, über die Osterfeiertage, besucht hatten, dann konnte man verstehen, dass die haarsträubendsten Mutmaßungen auftauchten,

die eine willkommene Abwechslung in den eintönigen Alltag des Landstädtchens brachten.

Besonders kluge Leute behaupteten, eine bestimmte Person wisse mehr über die Sache, als sie zugeben wollte – Miss Wilhelmina Lawson, die Gesellschafterin der alten Dame. Miss Lawson erklärte jedoch, genauso im Dunkeln zu tappen wie jeder andere, und beteuerte, dass sie wie vom Donner gerührt gewesen sei, als das Testament verlesen worden war.

Viele bezweifelten das. Ob nun Miss Lawson wirklich so uneingeweiht war, wie sie behauptete, oder nicht, es gab nur einen Menschen, der um den wahren Sachverhalt wusste – die Verstorbene selbst. Emily Arundell hatte auch hier nach ihrem eigenen Kopf gehandelt, wie sie es ihr ganzes Leben lang getan hatte. Nicht einmal ihrem Rechtsanwalt hatte sie sich anvertraut, sondern sich damit begnügt, ihm ihre Wünsche hinsichtlich des Testaments klarzumachen.

Diese Zurückhaltung war ein Grundzug ihres Charakters. Sie war in jeder Hinsicht ein echtes Kind ihrer Zeit, deren Vorzüge und Fehler sie teilte. Sie war selbstherrlich und oft anmaßend, aber auch ungemein warmherzig; sie hatte eine scharfe Zunge, aber ihre Taten waren voll Güte; hinter ihrer äußerlichen Sentimentalität verbarg sich großer Scharfsinn. Sie wechselte ziemlich häufig ihre Gesellschafterinnen und behandelte sie schroff, aber nicht knickerig. Und sie besaß einen lebhaft entwickelten Familiensinn.

Freitag vor Ostern stand Emily Arundell in der Halle von Littlegreen House und erteilte ihrer Gesellschafterin, Miss Lawson, verschiedene Weisungen.

Miss Arundell war als Mädchen schön gewesen und auch jetzt noch eine gut aussehende, stattliche alte Dame von kerzengerader Haltung und lebhaftem Wesen. Die

gelbliche Färbung ihrer Haut mahnte daran, dass sie nicht ungestraft schwere Speisen essen durfte.

«Sagen Sie, Minnie», fragte sie die Gesellschafterin, «wo werden Sie denn alle unterbringen?»

«Ich dachte – hoffentlich ist es Ihnen recht –, Doktor Tanios und Frau ins Eichenzimmer, Miss Theresa ins blaue, Mr Charles ins frühere Kinderzimmer – »

«Geben Sie Theresa das alte Kinderzimmer, und Charles bekommt das blaue», ordnete Miss Arundell an.

«Gewiss. Bitte – verzeihen Sie –, ich meinte nur, weil das Kinderzimmer unbequemer – »

«Es genügt für Theresa.»

Zu Miss Arundells Zeiten waren Frauen immer an zweiter Stelle gekommen und die Männer wichtiger gewesen.

«Wie schade, dass die lieben Kleinen nicht kommen!», meinte die Gesellschafterin. Sie liebte Kinder, konnte aber gar nicht mit ihnen umgehen.

«Vier Personen sind Besuch genug», antwortete Miss Arundell. «Bella verzieht ihre Kinder schrecklich; sie tun nie, was man ihnen sagt.»

«Mrs Tanios ist eine sehr zärtliche Mutter», murmelte Minnie Lawson.

Ernst pflichtete Miss Arundell bei. «Bella ist ein gutes Ding.»

Die Gesellschafterin seufzte. «Es muss manchmal sehr schwer für sie sein, so im Ausland zu leben – noch dazu in Smyrna.»

«Wie man sich bettet, so liegt man», versetzte Miss Arundell und fuhr dann fort: «Ich geh jetzt in die Stadt, um alles für das Wochenende zu bestellen.»

«O Miss Arundell, lassen Sie das doch mich – »

«Unsinn! Ich gehe lieber selbst. Man muss ein scharfes Wörtchen mit dem Fleischer reden. Ihr Fehler ist, dass Sie nicht energisch genug auftreten. Bob! Bob! Wo ist denn der Hund?»

Ein drahthaariger Terrier stürmte die Treppe herunter, umkreiste seine Herrin und stieß abgerissene Laute der Freude und Erwartung aus. Herrin und Hund traten zur Haustür hinaus und gingen den kurzen Weg zum Gartentor. Miss Lawson blieb auf der Schwelle stehen und lächelte ihnen ein wenig einfältig nach. Eine Stimme hinter ihr sagte vorwurfsvoll:

«Die Kissenbezüge, die Sie mir gegeben haben, Miss, sind ungleich…»

«Was? Wie dumm von mir…»

Minnie Lawson widmete sich von neuem ihren häuslichen Pflichten.

Miss Emily Arundell, von Bob begleitet, schritt beinahe königlich durch die Hauptstraße von Basing. In jedem Laden, den sie betrat, kam der Besitzer sogleich beflissen herbeigeeilt. Denn sie war «Miss Arundell von Littlegreen House», sie war «eine unserer ältesten Kundinnen», sie war «aus der guten alten Zeit; solche wie sie gibt's heute nicht mehr viele».

«Guten Morgen, Miss, guten Morgen! Womit kann ich Ihnen – wie? Zäh? Das tut mir aber leid! Gerade dieses Stück habe ich eigens – ja, gewiss, Miss Arundell, wenn Sie's sagen, wird's wohl so gewesen sein. Bitte, ich werde gleich – »

Bob und Flock, der Fleischerhund, umkreisten einander bedächtig mit gesträubtem Nackenhaar und unter leisem Knurren. Flock war ein derber Köter ungewissen Stammbaums. Er wusste, dass er es sich nicht gestatten durfte, mit Kundenhunden anzubinden, aber er gab ihnen wenigstens durch die Blume zu verstehen, dass er Hack-

fleisch aus ihnen machen würde, wenn es ihm erlaubt wäre.

Beim Gemüsehändler kam es zu einer Begegnung von Gestirnen. Eine zweite alte Dame, klein und kugelig, aber von nicht weniger königlicher Haltung, sagte: «Guten Morgen, Emily!»

«Guten Morgen, Caroline!»

Caroline Peabody fragte: «Kommen deine jungen Leute zu Besuch?»

«Ja, alle. Theresa, Charles und Bella.»

«Bella ist wieder im Land? Ihr Mann auch?»

«Ja», antwortete Miss Arundell. Es war nur eine einzige Silbe, aber was dahinter lag, wussten beide Damen.

Denn Bella Biggs, Emily Arundells Nichte, hatte einen Griechen geheiratet. Und in Emily Arundells Familie, die samt und sonders «beim Heer» gewesen war, hatte man einen Griechen einfach nicht zu heiraten.

Natürlich konnte man über so heikle Dinge nicht unverblümt sprechen, und so beschränkte sich Miss Peabody auf den verhüllten Trost: «Bellas Mann hat einen klugen Kopf. Und reizende Umgangsformen!»

«Die hat er», gab Miss Arundell zu. Die beiden Damen verließen den Laden. Miss Peabody fragte: «Was höre ich da? Theresa soll mit dem jungen Donaldson verlobt sein?»

Miss Arundell zuckte die Achseln. «Die heutige Jugend ist so schnell entschlossen. Ich fürchte, die Verlobungszeit wird lange dauern müssen – wenn überhaupt etwas daraus wird. Er hat kein Geld.»

«Theresa besitzt doch selber Geld», meinte Miss Peabody.

«Welcher Mann möchte von dem Geld seiner Frau leben?»

Miss Peabody lachte. «Heutzutage scheint das die Männer nicht zu stören. Du und ich, Emily, wir sind unmodern. Ich kann nur nicht begreifen, was das Kind an ihm findet. Ein so langweiliger – »

«Er soll ein tüchtiger Arzt sein.»

«Dieser Kneifer – und die gespreizte Art zu reden! In meiner Jugend hätten wir ihn einen faden Kerl genannt.»

Ein kurzes Schweigen entstand, während Miss Peabodys Erinnerungen zu vergangenen Tagen zurückkehrten, zu den Bildern bezaubernder junger Herren mit Backenbärten… Seufzend sagte sie:

«Schick den jungen Taugenichts Charles auf einen Besuch zu mir – wenn er kommen will.»

«Natürlich. Ich werde es ihm sagen.»

Die beiden Damen nahmen Abschied. Sie kannten einander seit mehr als einem halben Jahrhundert. Miss Peabody wusste um gewisse bedauerliche Eigenschaften General Arundells, des Vaters ihrer Freundin Emily. Sie wusste genau, welches Entsetzen Thomas Arundells Heirat bei seinen Schwestern erregt hatte, und durchschaute scharfsinnig die Schwierigkeiten mit der jüngeren Generation.

Aber nie wurde zwischen den beiden Damen ein Wort über diese Angelegenheiten gewechselt, denn sie verkörperten geradezu Familienwürde und Familiensinn und bewahrten strengste Zurückhaltung in allem, was die Verwandtschaft betraf.

Miss Arundell kehrte nachhause zurück; Bob trottete gesittet hinter ihr her. Im stillen gestand sie sich, was sie keiner Menschenseele zugegeben hätte: ihre Unzufriedenheit mit der jungen Generation.

Da war Theresa, zum Beispiel. Sie hatte keine Macht mehr über das Mädchen, seit es großjährig und im Besitz seines kleinen Vermögens war. Theresa war seither zu

einer bekannten Erscheinung in der Londoner Gesellschaft geworden, und man sah ihr Bild häufig in Illustrierten. Sie gehörte einer flotten, leichtsinnigen Gruppe junger Menschen an – einem Kreis, der verrückte Partys veranstaltete, die zuweilen vor dem Polizeirichter endeten. Das war nicht die Art von Popularität, die Miss Arundell bei einer Arundell gern sah; im Gegenteil, sie missbilligte Theresas Lebensweise aufs Höchste. Wegen der Verlobung war sie mit sich nicht im Reinen. Einerseits hielt sie diesen Emporkömmling Dr. Donaldson einer Arundell nicht für würdig, andererseits war sie sich dunkel bewusst, dass Theresa für einen bescheidenen Kleinstadtarzt die denkbar ungeeignetste Frau war.

Sie seufzte, und ihre Gedanken sprangen auf Bella über. Gegen Bella war nichts einzuwenden; ein braves Ding, eine zärtliche Gattin und Mutter, geradezu vorbildlich – und zum Sterben langweilig! Nicht einmal Bella fand ihre ungeteilte Billigung. Denn Bella hatte einen Ausländer geheiratet, mehr noch – einen Griechen! Nach Miss Arundells voreingenommenen Anschauungen war ein Grieche fast so unmöglich wie ein Schwarzer oder Eskimo. Dass Dr. Tanios bezaubernde Umgangsformen besaß und, wie man sagte, eine Leuchte in seinem Fach war, nahm die alte Dame eher noch mehr gegen ihn ein. Sie misstraute Charme und billigen Komplimenten. Auch zu den beiden Kindern fühlte sie sich nicht hingezogen. Sie waren äußerlich ihrem Vater nachgeraten – ganz unenglisch sahen sie aus. Und dann Charles… Ach ja, Charles… Es hatte keinen Zweck, sich angesichts der Tatsachen blind zu stellen. So reizend Charles war, man konnte ihm nicht trauen…

Miss Arundell seufzte. Sie fühlte sich mit einem Mal alt, müde und bedrückt… Sie würde es wohl nicht mehr lange mitmachen…

Das Testament fiel ihr ein, das sie vor Jahren abgefasst hatte. Vermächtnisse an das Hauspersonal – für Wohl-

fahrtszwecke – und das übrige beträchtliche Vermögen zu gleichen Teilen an diese drei nächsten Angehörigen…

Noch immer war sie überzeugt, dass sie gerecht und unparteiisch gehandelt hatte. Nur – ob man nicht Bellas Anteil irgendwie sicherstellen könnte, um ihn dem Verfügungsrecht ihres Mannes zu entziehen? Sie beschloss, Mr Purvis zu fragen, ihren Rechtsanwalt.

Charles und Theresa Arundell kamen im Auto an, das Ehepaar Tanios mit der Bahn. Die Geschwister trafen zuerst ein. Charles, hochgewachsen und gut aussehend, begrüßte Miss Arundell auf seine neckende Art.

«Tag, Tante Emily! Wie geht's, Kindchen? Siehst prächtig aus.» Er gab ihr einen Kuss.

Theresa legte gleichgültig ihre blühende Wange an die verwelkte. «Wie geht's, Tante?»

Die junge Frau sah nach Miss Arundells Ansicht keineswegs gut aus. Ihr Gesicht wirkte unter dem starken Make-up ein wenig schmal, und Fältchen lagen um ihre Augen.

Der Tee wurde im Salon genommen. Bella Tanios, deren Haar in Strähnen unter einem modernen Hütchen hervorlugte, das sie falsch aufgesetzt hatte, starrte ihre Kusine Theresa mit rührendem Eifer an, um sich zu merken, wie sie gekleidet war, und es nachzumachen. Es war Bellas Los, dass sie schöne Kleider leidenschaftlich liebte, aber nichts von ihnen verstand. Theresa trug teure, etwas auffallende Kleider und hatte eine attraktive Figur.

Bella hatte sich nach ihrer Ankunft aus Smyrna bemüht, Theresas Eleganz zu billigerem Preis und mit minderem Schnitt zu erreichen.

Dr. Tanios, hochgewachsen, mit Spitzbart und vergnügtem Gesicht, plauderte mit Miss Arundell. Seine Stimme klang volltönend und herzlich – eine Stimme, die den

Zuhörer fast wider Willen fesselte. Auch Miss Arundell erging es nicht anders.

Miss Lawson war über die Maßen schusselig. Sie sprang alle Augenblicke auf, reichte Tassen und Teller und machte sich ununterbrochen am Teetisch zu schaffen. Charles, der einwandfreie Manieren hatte, erhob sich mehrmals, um ihr behilflich zu sein, erntete aber keinen Dank.

Als die Gesellschaft nach dem Tee in den Garten hinausging, murmelte Charles seiner Schwester zu: «Die Lawson kann mich nicht leiden. Komisch, nicht?»

Spöttisch erwiderte Theresa: «Sehr komisch. Also gibt es doch eine, die deinem gefährlichen Zauber widerstehen kann?»

Charles schmunzelte: «Zum Glück nur die Lawson…»

Die Gesellschafterin ging mit Mrs Tanios durch den Garten und fragte sie über ihre Kinder aus. Bellas ziemlich stumpfes Gesicht erhellte sich, und sie vergaß, Theresa zu beobachten. Eifrig begann sie zu erzählen. Ihre kleine Mary habe auf der Überfahrt etwas so Eigenartiges gesagt…

Minnie Lawson war eine dankbare Zuhörerin.

Ein blonder junger Mann mit ernster Miene und einem Kneifer betrat den Garten. Er sah verlegen aus. Miss Arundell begrüßte ihn höflich.

«Tag, Rex!», sagte Theresa und schob ihren Arm unter seinen. Sie gingen zusammen weiter.

Charles schnitt ein Gesicht und stahl sich davon, um mit dem Gärtner zu sprechen, seinem Verbündeten aus alten Tagen.

Als Miss Arundell ins Haus zurückkehrte, spielte Charles mit Bob. Der drahthaarige Terrier stand schweifwedelnd oben am Kopf der Treppe, seinen Ball in der Schnauze.

«Na, komm, Bob!», sagte Charles.

Bob setzte sich und schob den Ball langsam, ganz langsam gegen den Rand der obersten Stufe, und als er endlich hinunterpurzelte, sprang Bob erregt hoch. Der Ball kollerte die Stufen hinunter. Charles fing ihn auf und warf ihn dem Hund zu, der geschickt danach schnappte. Das Spiel wiederholte sich.

«Das hat er gern», meinte der junge Mann.

Miss Arundell lächelte. «Stundenlang kann er es treiben.» Sie wandte sich zum Salon, und Charles folgte ihr. Bob bellte enttäuscht.

Charles warf einen Blick durchs Fenster. «Sieh dir mal Theresa und ihren Bräutigam an. Wirklich ein sonderbares Paar!»

«Glaubst du, dass es Theresa diesmal ernst ist?»

«Ach, sie ist ja ganz verrückt nach ihm», antwortete Charles überzeugt. «Merkwürdiger Geschmack, aber es ist so. Ich glaube, das kommt daher, dass er sie wie ein wissenschaftliches Präparat sieht und nicht wie eine lebendige junge Frau – für Theresa ein neuartiges Erlebnis. Schade, dass der Mann so arm ist. Theresa hat kostspielige Neigungen.»

Trocken versetzte seine Tante: «Sie kann ihre Lebensweise jederzeit aufgeben – wenn sie ernstlich will. Überdies hat sie ihr eigenes Einkommen.»

«Wie? Ach so! Ja, natürlich, natürlich.» Charles warf ihr einen fast schuldbewussten Blick zu.

Abends, als die anderen im Salon warteten, um zu Tisch zu gehen, hörte man plötzlich Lärm und Schimpfworte auf der Treppe. Charles kam ins Zimmer, rot im Gesicht.

«Verzeih die Verspätung, Tante! Dein Bob ist schuld daran, dass ich um ein Haar hingeschlagen wäre. Er ließ seinen Ball oben an der Treppe liegen.»

«Unvorsichtiges Hundchen!», rief Miss Lawson und beugte sich zu Bob. Der Terrier warf ihr einen geringschätzigen Blick zu und wandte den Kopf ab.

«Ich weiß», sagte Miss Arundell. «Sehr gefährlich. Minnie, verstauen Sie den Ball!» Die Gesellschafterin eilte in die Halle.

Bei Tisch riss Dr. Tanios das Gespräch an sich. Er erzählte unterhaltsame Geschichten aus Smyrna.

Man ging zeitig zu Bett. Miss Lawson, mit Strickwolle, Brille, einem ungeheuren Arbeitsbeutel aus Samt und einem Buch beladen, führte Miss Arundell unter eifrigem Geplauder in ihr Schlafzimmer.

«Doktor Tanios ist wirklich sehr unterhaltend. Ein glänzender Gesellschafter! Ich möchte natürlich nicht gern ein solches Leben führen… Man muss wahrscheinlich das Wasser vor dem Trinken abkochen… Und nur Ziegenmilch vermutlich – der unangenehme Geschmack – »

Miss Arundell fuhr sie an: «Seien Sie nicht so albern, Minnie! Haben Sie Ellen aufgetragen, dass sie mich um halb sieben weckt?»

«Ja, gewiss, Miss Arundell. Keinen Tee, habe ich gesagt, aber glauben Sie nicht, dass es besser wäre, wenn – wissen Sie, der Vikar, der doch ein höchst gewissenhafter Mann ist, erklärte mir ausdrücklich, Fasten sei nicht Pflicht, wenn man – »

Wieder fiel ihr die alte Dame ins Wort. «Ich habe mein ganzes Leben lang vor dem Frühgottesdienst gefastet und werde es nicht jetzt auf einmal anders halten. Sie können tun, was Sie wollen.»

«O nein – ich meinte doch nicht, dass ich – wirklich, ich – » Miss Lawson war verwirrt.

«Nehmen Sie Bob das Halsband ab!»

Miss Lawson gehorchte sklavisch. Noch immer bemüht, der alten Dame etwas zu sagen, was diese gern hörte, begann sie von neuem: «Der Abend war reizend. Allen schien es hier so gut zu gefallen.»

«Hm!», machte Miss Arundell. «Alle nur gekommen, um mir abzulocken, was sie können.»

«Aber liebe Miss Arundell – »

«Meine liebe Minnie, was immer man gegen mich sagen kann, auf den Kopf gefallen bin ich nicht! Möchte wissen, wer als Erster darauf zu sprechen kommt!»

Sie sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Kurz nach neun Uhr vormittags kehrte sie mit ihrer Gesellschafterin vom Gottesdienst zurück. Das Ehepaar Tanios befand sich im Esszimmer, aber die beiden jungen Arundells waren nirgends zu sehen. Nach dem Frühstück, als die anderen gegangen waren, blieb Miss Arundell sitzen und trug verschiedene Ausgaben in ein kleines Buch ein.

Gegen zehn Uhr trat Charles ins Esszimmer. «Verzeih, dass ich so spät komme, Tante Emily! Aber Theresa ist noch schlimmer. Sie hat noch kein Auge geöffnet.»

«Um halb elf wird das Frühstück abgetragen. Ich weiß, heutzutage ist es Mode, auf die Dienstboten keine Rücksicht zu nehmen, aber in meinem Haus geschieht das nicht.»

«Recht so! Immer treu dem Brauch der Väter!» Charles nahm Toast mit Butter und setzte sich neben seine Tante. Sein Grinsen war unwiderstehlich wie immer. Bald ertappte sich Miss Arundell dabei, wie sie nachsichtig über ihn lächelte. Durch dieses günstige Zeichen ermutigt, wagte Charles den Sprung ins kalte Wasser.

«Tante, sei mir nicht böse, aber ich bin in einer schrecklichen Klemme. Kannst du mir aushelfen? Hundert würden genügen.»

Sie machte ein abweisendes Gesicht. Emily Arundell hatte nie gezögert, ihre Meinung offen zu sagen. Sie zögerte auch jetzt nicht.

Miss Lawson hastete durch die Halle und stieß fast mit Charles zusammen, der das Esszimmer verließ. Sie warf ihm einen neugierigen Blick zu und trat ein. Miss Arundell saß kerzengerade im Lehnstuhl, ihr Gesicht war gerötet.

2

Charles lief die Treppe hinauf und klopfte an die Tür seiner Schwester.

«Herein!» Theresa setzte sich im Bett auf und gähnte. Charles ließ sich auf den Bettrand nieder.

«Wie dekorativ du aussiehst, Theresa!», begann er beifällig.

Scharf fragte sie: «Was ist los?»

Er grinste: «Da bist du wohl gespannt? Ja, ich bin dir zuvorgekommen, Kindchen. Hielt es für angezeigt, sie anzupumpen, bevor du's tust.»

«Nun?»

Charles machte eine verneinende Geste. «Nichts zu wollen! Tante Emily hielt mir eine tüchtige Standpauke. Sagte, sie sei sich im Klaren, warum ihre lieben Verwandten zu Besuch gekommen seien. Und sie deutete auch an, dass sich ihre lieben Verwandten täuschen werden. Von ihr hätten sie nichts zu erwarten als Zuneigung – und auch die nur mit Maß.»

«Du hättest wohl ein wenig warten können», meinte Theresa trocken.

Charles grinste wieder. «Ich hatte Angst, dass du oder Tanios mir zuvorkäme. Leider, leider, süße Theresa, ist es diesmal Essig. Die alte Tante ist nicht dumm.»

«Ich habe sie auch nie dafür gehalten.»

«Ich versuchte sogar, ihr Angst zu machen.»

«Was heißt das?», fragte seine Schwester scharf.

«Ich sagte ihr, sie laufe Gefahr, abgemurkst zu werden. Schließlich kann sie doch ihr Geld nicht mit ins Grab nehmen. Warum rückt sie nicht mit ein paar Kröten heraus?»

«Charles, du bist ein Trottel!»

«Nein, bin ich nicht. Ich bin auf meine Art ein Menschenkenner. Es nützt nie etwas, der Alten nach dem Mund zu reden; sie sieht es viel lieber, wenn man ihr mit Überzeugung widerspricht. Überdies habe ich ihr nur vernünftig zugeredet. Wir kriegen das Geld ohnehin, wenn sie stirbt – sie kann sich also ruhig schon früher von einem kleinen Teil trennen. Sonst könnte die Versuchung, ihr hinüberzuhelfen, zu groß werden.»

«Und sie verstand, worauf du hinauswolltest?», fragte Theresa mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln.

«Weiß ich nicht bestimmt. Zugegeben hat sie's nicht. Sie dankte mir sehr bissig für meinen Rat und sagte, sie sei selber imstande auf sich achtzugeben. ‹Na, ich habe dich gewarnt›, sagte ich, und sie antwortete: ‹Ich werde es nicht vergessen.›»

«Charles», versetzte Theresa zornig, «du bist ein Idiot.»

«Himmelherrgott, Theresa, mir war selber nicht sehr wohl zu Mute! Tante Emily schwimmt doch geradezu in Geld – schwimmt! Sie gibt bestimmt nicht einmal den zehnten Teil ihrer Einkünfte aus – wofür denn auch? Und wir – wir sind jung, könnten das Leben genießen – und sie bringt es am Ende fertig, uns zum Trotz hundert Jahre alt zu werden. Ich möchte jetzt – jetzt etwas vom Leben haben. Du doch auch?»

Theresa nickte und sagte leise: «Alte Leute verstehen das nicht… können es nicht verstehen… was Leben heißt!»

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen den Geschwistern. Dann stand Charles auf. «Na, Liebes, ich wünsche dir mehr Erfolg. Aber ich glaube nicht daran.»

«Ich baue auf Rex. Wenn ich Tante begreiflich machen kann, wie tüchtig er ist und wie viel davon abhängt, dass ihm jetzt eine Möglichkeit geboten wird, damit er nicht als Landarzt versauern muss… Charles, jetzt ein paar tausend Pfund, und die ganze Welt sieht für uns anders aus!»

«Hoffentlich kriegst du sie, aber ich bezweifle es. Du hast ein bisschen zu viel Geld durchgebracht. Theresa, hältst du es für möglich, dass die fade Bella oder dieser zwielichtige Tanios etwas kriegen?»

«Ich wüsste nicht, was Bella das Geld nützen könnte. Sie macht sich nichts aus ihrem Äußeren und geht ganz in ihrer Rolle als braves Hausmütterchen auf.»

«Mag sein», antwortete Charles unbestimmt. «Wahrscheinlich trägt sie sich mit allen möglichen Plänen für ihre unsympathischen Kinder – Studium, Zahnarzt, Klavierunterricht. Es handelt sich auch gar nicht um Bella, sondern um Tanios. Der Mann hat eine Nase für Geld. Na ja, ein Grieche! Du weißt doch, dass er Bellas Geld fast ganz verspekuliert hat?»

«Du glaubst, dass er Tante Emily Geld abluchsen könnte?»

«Ja, wenn ich ihn nicht daran hindere», antwortete Charles grimmig. Er verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinunter. Bob saß in der Halle und kam ihm entgegengesprungen. Alle Hunde mochten Charles.

Der Terrier lief zur Salontür und sah sich nach dem jungen Mann um.

«Was gibt's denn?», fragte Charles und schlenderte ihm nach. Bob lief in den Salon und setzte sich erwartungsvoll vor einen kleinen Schreibtisch.

«Was willst du?»

Der Hund wedelte, starrte auf die Schreibtischschubladen und kläffte sie bittend an.

«Willst du etwas von hier drin?» Charles öffnete eine Schublade und runzelte die Stirn. «Sieh da, sieh da!»

In der Lade lag ein kleiner Stoß Banknoten. Charles nahm das Bündel heraus und zählte es. Grinsend nahm er einige Banknoten und steckte sie in die Tasche; die anderen legte er auf den früheren Platz zurück.

«Das war ein guter Einfall, Bob. Jetzt sind wenigstens die Spesen deines Onkels Charles gedeckt. Ein wenig Bargeld kann man immer brauchen.»

Bob bellte leise und vorwurfsvoll, als Charles die Lade zuschob. Der junge Mann öffnete die nächste. In der Ecke lag Bobs Spielball; er nahm ihn heraus.

«Da hast du ihn. Unterhalt dich gut!»

Der Terrier fing den Ball auf, trottete aus dem Zimmer, und wenige Augenblicke später hörte man etwas – plumps, plumps, plumps – die Treppe herabkollern.

Charles schlenderte in den Garten hinaus. Der Morgen war sonnig, und es duftete nach Flieder.

Dr. Tanios leistete Miss Arundell Gesellschaft. Er sprach von den Vorteilen, die eine Schulausbildung in England für Kinder biete, und bedauerte tief, dass er nicht in der Lage sei, ihnen einen solchen Luxus zu bieten.

Charles lächelte boshaft und zufrieden. Unbefangen beteiligte er sich an dem Gespräch und lenkte es geschickt in andere Bahnen. Emily Arundell lächelte ihm freundlich zu. Er vermutete sogar, dass sie sich über seine List amüsierte und ihn dabei heimlich unterstützte. Charles fasste neuen Mut. Möglich, dass er vor dem Wegfahren doch noch…

Charles war ein unverbesserlicher Optimist.

Am selben Nachmittag holte Dr. Donaldson Theresa im Wagen ab und fuhr sie zur Abtei, einer der Sehenswürdigkeiten der Gegend, von wo sie in den Wald wanderten.

Rex Donaldson erzählte ausführlich von seinen Theorien und neuen Versuchen. Theresa verstand nur wenig, hörte aber wie gebannt zu.

«Wie klug er ist», dachte sie, «und wie lieb!»

Einmal blieb er stehen und sagte zweifelnd: «Das alles muss dich doch sehr langweilen, Theresa?»

«Liebling, ich bin ganz Ohr», antwortete sie fest. «Erzähl weiter! Du nimmst das Blut des infizierten Kaninchens – »

Dr. Donaldson erzählte weiter, und nach einer Weile seufzte sie. «Deine Arbeit bedeutet dir wohl sehr viel, mein Herz?»

«Natürlich!»

Theresa konnte es nicht natürlich finden. Nur wenige ihrer Bekannten arbeiteten, und wenn sie es taten, machten sie gewaltiges Aufheben davon. Wieder musste sie daran denken, wie unpassend es war, dass sie sich gerade in Rex Donaldson verliebt hatte. Warum packte einen solch unbegreiflicher Wahnsinn? Müßige Frage! Es war eben geschehen.

Ihr Gefühl für ihn saß tief; sie wusste, dass es sich mit der Zeit nicht verlieren würde… Sie brauchte ihn, brauchte seine Ruhe und Besonnenheit, die so ganz anders waren als ihr fiebriges, zielloses Leben, brauchte seine wissenschaftlich klare, kühle Logik und nicht zuletzt etwas, das sie nur halb begriff, eine geheime Kraft, die hinter seinem leicht pedantischen Wesen verborgen lag, die sie aber dennoch herausfühlte. Zum ersten Mal in ihrem vergnügungssüchtigen Leben war sie bereit, sich

mit einer Nebenrolle zu begnügen, war sie bereit, für einen Mann alles zu tun – alles!

«Wie mühsam es ist, wenn man kein Geld hat!», klagte sie.

«Wenn Tante Emily sterben würde, könnten wir gleich heiraten, und du könntest dir in London ein Laboratorium voll Reagenzgläser und Meerschweinchen einrichten und auf mumpskranke Kinder und leberleidende alte Schachteln pfeifen.»

«Deine Tante», erwiderte Donaldson, «kann noch viele Jahre leben, wenn sie vorsichtig ist.»

Und mutlos antwortete Theresa: «Das weiß ich…»

In dem großen zweibettigen Schlafzimmer mit den altmodischen Eichenmöbeln sagte Dr. Tanios zu seiner Frau:

«Ich glaube, ich habe den Boden genügend vorbereitet. Nun kommst du an die Reihe, Bella.»

Er ließ Wasser in das altmodische Porzellanbecken mit dem Rosenmuster laufen. Bella Tanios saß vor dem Schminktisch und fragte sich, warum ihr Haar, obwohl sie es genauso frisierte wie Theresa, doch ganz anders aussah. Erst nach einer Weile erwiderte sie:

«Ich möchte lieber kein Geld von Tante Emily verlangen.»

«Es ist nicht deinetwegen, Bella, es geschieht für die Kinder. Wir haben mit unserer Kapitalanlage kein Glück gehabt.»

Er stand mit dem Rücken zu ihr und sah ihren Blick nicht, einen hastigen, versteckten, scheuen Blick. Sanft beharrte sie: «Trotzdem möchte ich nicht… Tante Emily ist ein schwieriger Mensch. Sie kann großzügig sein, aber sie hat es nicht gern, wenn man etwas von ihr verlangt.»

Dr. Tanios trat, sich die Hände trocknend, zu ihr.

«Bella, du bist doch sonst nicht so eigensinnig. Wozu wären wir denn hergekommen?»

«Ich hatte nicht – ich wollte nicht – nicht, um Geld zu verlangen – »

«Du hast selber zugegeben, dass die einzige Möglichkeit, unsere Kinder in eine englische Schule zu schicken, von deiner Tante abhängt.»

Bella antwortete nicht gleich. «Vielleicht macht Tante Emily von sich aus den Vorschlag – »

«Kann sein, aber bisher spricht nichts dafür.»

«Wenn wir die Kinder hätten mitnehmen können – Tante Emily hätte unsere Mary sicher lieb gewonnen. Und Edward ist so intelligent!»

Trocken sagte er: «Ich glaube kaum, dass deine Tante für Kinder etwas übrig hat. Vielleicht ist es besser, dass sie nicht hier sind. Ja, ja, ich weiß, das kränkt dich, aber diese vertrockneten englischen alten Jungfern sind nicht wie andere Menschen. Wir müssen unser Möglichstes für Mary und Edward tun, nicht wahr? Miss Arundell wäre es ein Leichtes, uns zu helfen.»

Mrs Tanios wandte sich ihm zu; das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. «Basil, nicht diesmal, bitte! Es wäre bestimmt unklug. Es wäre mir viel, viel lieber, es nicht zu tun.»

Er stand hinter ihr und legte den Arm um ihre Schultern. Sie bebte leicht und verkrampfte sich dann. Sanft sagte er:

«Trotzdem glaube ich, Bella, wirst du tun, was ich verlange, nicht wahr? Du tust es schließlich doch immer. – Ja, nicht wahr, du wirst tun, was ich dir sage…»

3

Es war Dienstag Nachmittag. In der Seitentür zum Garten stand Miss Arundell und warf Bobs Ball über den Kiesweg. Der Terrier stürmte hintendrein und brachte ihn zurück. Sie hob ihn auf und ging ins Haus zurück; Bob folgte ihr auf den Fersen. Im Salon legte sie den Ball in eine Schublade. Dann warf sie einen Blick auf die Kaminuhr. Es war halb sechs.

Die alte Dame stieg, von Bob begleitet, in ihr Schlafzimmer hinauf und legte sich auf das große, chintzbezogene Sofa. Der Hund ließ sich zu ihren Füßen nieder. Sie seufzte. Morgen würden ihre Gäste wegfahren, und das war gut so; nicht weil dieser Besuch ihr etwas offenbart hatte, was sie nicht schon längst wusste, sondern weil er sie nicht hatte vergessen lassen, was sie wusste.

«Ich werde alt…», sagte sie sich. Dann, überrascht: «Ich *bin* alt…»

Mit geschlossenen Augen lag sie eine halbe Stunde, bis die alte Haushälterin Ellen das Abendessen ankündigte; sie stand auf und kleidete sich um.

Dr. Donaldson war eingeladen worden. Emily Arundell wollte Gelegenheit haben, ihn aus der Nähe zu betrachten. Sie konnte sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, dass die exotische Theresa diesen ziemlich hölzernen Pedanten heiraten wollte. Nicht weniger verwunderlich war es, dass dieser pedantische junge Mann Theresa heiraten wollte.

Im Verlauf des Abends erkannte sie, dass sie noch immer nicht zu einem abschließenden Urteil über Dr. Do-

naldson gelangen konnte. Er war ausgesucht höflich, sehr förmlich und, nach ihrer Ansicht, unendlich langweilig. Miss Peabody hatte recht gehabt. «Zu unserer Zeit waren die jungen Herren von anderem Schlag…»

Dr. Donaldson blieb nicht lange. Um zehn Uhr verabschiedete er sich. Gleich darauf erklärte Miss Arundell, dass sie zu Bett gehe. Ihre jungen Verwandten begleiteten sie ins obere Stockwerk. Alle schienen heute Abend ein wenig bedrückt zu sein. Miss Lawson blieb im Erdgeschoss und sah nach dem Rechten, ließ Bob ins Freie, schürte das Feuer, stellte das Schutzblech vor und schlug den Teppich vom Kamin zurück, damit kein Funke darauf fiel. Ein wenig außer Atem erschien sie fünf Minuten später im Schlafzimmer der alten Dame.

«Ich glaube, ich habe nichts vergessen», sagte sie und legte die Strickwolle, den Arbeitsbeutel und einen Leihbüchereiband auf ein Tischchen. «Hoffentlich gefällt Ihnen das Buch. Das Fräulein in der Bibliothek hat es mir ausdrücklich empfohlen.»

«Sie hat den unmöglichsten Geschmack, der mir je untergekommen ist. Nun, dafür können Sie nichts.» Freundlicher setzte sie hinzu: «Haben Sie Ihren freien Nachmittag schön verbracht?»

Miss Lawsons Gesicht erhellte sich und wirkte fast jugendlich. «Oh, es war großartig. Wir versuchten es mit der Geisterschrift und erhielten mehrere Botschaften… Hochinteressant! Natürlich ist das nicht dasselbe wie die richtigen Séancen… Julia Tripp hatte großen Erfolg mit der automatischen Schrift. Einige Botschaften aus dem Jenseits… Julia und Isabel Tripp sind wirklich durch und durch vergeistigt.»

«Fast zu vergeistigt zum Leben», meinte Miss Arundell. Sie hatte für die Schwestern Tripp nicht viel übrig; ihre Kleider kamen ihr lächerlich vor, ihre Rohkostdiät unsinnig und ihre Manieren geziert. Aber sie missgönnte der

armen Minnie das Vergnügen nicht, das ihr diese Freundschaft offenbar verschaffte.

Arme Minnie! Miss Arundell sah ihre Gesellschafterin halb zärtlich, halb verächtlich an. Sie hatte in ihrem Leben so viele alberne Frauenzimmer mittleren Alters um sich gehabt, und alle waren sie ebenso gutherzig, schusselig, ergeben und hirnlos gewesen.

Minnie war heute Abend sehr aufgeregt. Ihre Augen leuchteten. Fahrig lief sie im Zimmer hin und her, ohne zu wissen, was sie tat, und begann endlich zu stammeln:

«Ich – ich – schade, dass Sie nicht dabei waren… Ich weiß, Sie glauben nicht daran. Aber heute kam eine Botschaft – für E. A. Die Initialen waren ganz deutlich. Sie stammten von einem Mann, der vor vielen Jahren gestorben ist – einem gut aussehenden Offizier –, Isabel sah ihn ganz deutlich. Das muss der selige General Arundell gewesen sein. Und die Botschaft war so schön, voll Zärtlichkeit und Trost, und dass durch Geduld alles zu erreichen ist.»

«Das klingt ganz und gar nicht nach Papa», meinte die alte Dame trocken.

«Oh, unsere Angehörigen verändern sich doch so – drüben. Alles ist Liebe und Verständnis. Und dann schrieb die Planchette etwas von einem Schlüssel – ich glaube, dem Schlüssel zum Boule-Schrank – kann das stimmen?»

«Den Schlüssel zum Boule-Schrank?», fragte Miss Arundell, plötzlich aufmerksam geworden.

«Ja. Und da dachte ich mir, vielleicht handelt es sich um wichtige Schriften oder dergleichen. Es gibt einen beglaubigten Fall, wo eine Botschaft kam, man solle in einem bestimmten Möbelstück nachsehen, und tatsächlich wurde dort ein Testament entdeckt.»

«In unserem Boule-Schrank war kein Testament.» Plötzlich setzte Miss Arundell hinzu: «Gehn Sie schlafen, Minnie! Sie sind müde. Ich auch. Wir werden die Schwestern Tripp mal zum Abendessen einladen.»

«Oh, das wäre wundervoll! Gute Nacht, meine Liebe! Haben Sie alles, was Sie brauchen? Hoffentlich haben die vielen Gäste Sie nicht zu sehr ermüdet. Ich muss Ellen sagen, dass sie morgen im Salon gut lüftet und die Vorhänge aufschüttelt, damit der Rauch hinausgeht.»

«Gute Nacht, Minnie!»

Allein geblieben, überlegte Miss Arundell, ob diese spiritistischen Sitzungen Minnie nicht etwa schlecht bekamen; sie war so erregt und zerfahren gewesen.

Die Sache mit dem Boule-Schrank war merkwürdig, dachte sie, während sie zu Bett ging. Ein grimmiges Lächeln trat auf ihre Lippen, als sie sich an den längst vergangenen Vorfall erinnerte. Der Schlüssel war nach Papas Tod gefunden worden, und als man den Schrank aufgesperrt hatte, waren unzählige Kognakflaschen zum Vorschein gekommen! Aber gerade solche Kleinigkeiten konnten weder Minnie Lawson noch die Schwestern Tripp wissen, und man musste sich fragen, ob nicht doch etwas an diesem Spiritismus war…

Schlaflos lag sie in ihrem Himmelbett, aber von einem Schlafmittel wollte sie nichts wissen, hatte sie nie etwas wissen wollen. Das war für Schwächlinge und Wehleidige. Oft, wenn sie keinen Schlaf fand, stand sie wieder auf und ging lautlos durchs Haus, nahm ein Buch zur Hand, rückte die Nippfiguren zurecht, ordnete die Blumen in einer Vase anders oder schrieb einige Briefe. In diesen Mitternachtsstunden hatte das Haus für sie etwas Lebendiges. Diese nächtlichen Streifzüge waren ihr nicht unwillkommen. Es war, als begleiteten sie die Schatten ihrer Schwestern Arabella, Matilda und Agnes; der Schatten ihres geliebten Bruders Thomas, wie er war, bevor er

«dieser Person» in die Klauen geriet; sogar der Schatten General Arundells, des Haustyrannen mit den bezaubernden Umgangsformen, der seine Töchter anbrüllte und unterdrückte und auf den sie trotzdem immer unbändig stolz gewesen waren. Was spielte es für eine Rolle, dass es Tage gegeben hatte, wo er sich «nicht ganz wohl fühlte», wie die Töchter es beschönigend genannt hatten?

Sie musste wieder an den Bräutigam ihrer Nichte denken. «Der wird wohl nie trinken! Nennt sich einen Mann und trinkt Sirup bei Tisch! Und ich hatte eine Flasche von Papas Portwein geöffnet!»

Charles hatte dem Portwein gebührend Ehre erwiesen. Oh, wenn man Charles nur trauen könnte! Wenn man nicht wüsste, dass er…

Ihre Gedanken schweiften ab; sie ließ die letzten Tage im Geist an sich vorüberziehen. Irgendetwas, sie wusste nicht was, beunruhigte sie leise…

Miss Arundell setzte sich auf und sah beim Schein des Nachtlichts, dass es ein Uhr war. Ein Uhr, und sie hatte nicht die geringste Lust zu schlafen. Sie stand auf, fuhr in die Pantoffeln und hüllte sich in ihren warmen Schlafrock, um ins Erdgeschoss zu gehen und die Einkaufsbücher abzuschließen, damit sie morgen die Rechnungen bezahlen konnte.

Wie ein Schatten glitt sie aus dem Zimmer über den Flur, wo die ganze Nacht eine kleine Lampe brannte. Sie ging zur Treppe, streckte die Hand nach dem Geländer aus, und dann stolperte sie unerklärlicherweise, versuchte vergeblich, sich im Gleichgewicht zu halten, und fiel kopfüber die Stufen hinunter. Der Lärm des Sturzes, der Schrei, den sie ausstieß, weckte das ganze Haus. Türen öffneten sich, Lichter flammten auf. Miss Lawson schoss aus ihrem Zimmer neben dem Treppenabsatz. Mit fassungslosen, schrillen Rufen hastete sie die Stufen hinunter. Nacheinander tauchten die anderen auf, Charles gäh-

nend, in einem extravaganten Schlafrock; Theresa in dunkler Seide; Bella in marineblauem Kimono, den Kopf voll Lockenwickler.

Benommen und verwirrt lag Miss Arundell zusammengekauert auf den Dielen. Die Schulter und der Knöchel taten ihr weh – ihr ganzer Körper krümmte sich vor Schmerz. Es kam ihr zum Bewusstsein, dass Menschen neben ihr standen, dass die alberne Minnie weinte und zwecklose Gebärden machte; sie gewahrte den betroffenen Ausdruck in Theresas dunklen Augen und sah Bella, die mit offenem Mund dastand; sie hörte Charles wie von fern sagen:

«Der verfluchte Ball! Der Hund muss ihn liegen gelassen haben, und sie stolperte darüber. Seht ihr? Hier ist er!»

Und dann spürte sie, dass ein Sachverständiger neben ihr kniete und sie mit sicheren Griffen untersuchte. Welche Erleichterung!

Dr. Tanios sagte fest und beruhigend: «Nein, nichts ist geschehen. Nichts gebrochen… Nur der Schock und ein paar Schrammen. Sie hat Glück gehabt.»

Er hieß die Umstehenden zurücktreten, hob die alte Dame behutsam auf und trug sie in ihr Schlafzimmer hinauf, wo er eine Minute lang ihre Pulsschläge zählte. Dann nickte er und beauftragte Minnie, die noch immer weinte und dauernd im Weg stand, Kognak und eine heiße Wärmflasche zu holen.

Miss Arundell war Tanios in diesem Augenblick sehr dankbar. Sie fühlte sich benommen, zerschlagen und von Schmerzen gequält, und es tat wohl, sich in geschulten Händen zu wissen. Er flößte Sicherheit und Vertrauen ein, wie man es von einem Arzt erwartete.

Aber etwas anderes – irgendetwas, das ihr nicht einfallen wollte, beunruhigte sie, doch sie beschloss, jetzt nicht

darüber zu grübeln. Sie wollte trinken, was er ihr reichte, und dann einschlafen, wie er ihr riet.

Aber irgendetwas war nicht da – irgendwer…

Sie schloss die Augen und hörte noch Dr. Tanios mit beruhigender Stimme sagen: «Alles in Ordnung!», dann schlief sie ein.

Ein wohl bekannter Laut weckte sie, ein leises, gedämpftes Bellen. Im nächsten Augenblick war sie völlig wach.

Bob, der Strolch! Er bellte gedämpft vor der Haustür: «Habe die ganze Nacht gebummelt und schäme mich sehr», hieß dieses Bellen, und hoffnungsvoll wiederholte er es immer wieder.

Miss Arundell lauschte. Ja, nun lief Minnie schon die Treppe hinunter, um ihn einzulassen. Sie hörte die Haustür knarren, verworrenes Murmeln und Minnies zwecklose Vorwürfe: «Du schlimmes Hundchen, du – schlimmer Bobsy – », dann wurde die Tür zum Abstellraum geöffnet, wo Bob sein Körbchen hatte.

Und in diesem Augenblick erinnerte sich Miss Arundell plötzlich, was sie vermisst hatte, als sie die Treppe hinuntergestürzt war. Bob! Der Lärm – der Sturz – die herbeieilenden Menschen –, das alles hätte Bob mit lautem Gekläff aus dem Abstellraum begleitet.

Das also hatte sie so beunruhigt, ohne dass sie sich dessen bewusst geworden war! Aber jetzt war es erklärt: Bob war, nachdem er gestern Abend ins Freie gelassen worden war, die ganze Nacht nicht nachhause gekommen. Solche Abweichungen vom Weg der Tugend kamen bei ihm von Zeit zu Zeit vor, obwohl seine nachträgliche Zerknirschung nichts zu wünschen übrigließ.

Es war in Ordnung. Aber war es wirklich in Ordnung? Was ließ sie immer noch grübeln und bohrte in ihrem

Unterbewusstsein? Ihr Unfall – etwas, das mit ihrem Unfall zusammenhing.

Ah, richtig, jemand hatte gesagt – Charles hatte gesagt –, dass sie wegen des Balls ausgeglitten sei, den der Hund auf der obersten Stufe liegen gelassen hatte. Charles hatte den Ball in der Hand gehalten und vorgewiesen… Miss Arundells Kopf glühte. In der Schulter saß ein nagender Schmerz. Der ganze Körper tat ihr weh, aber trotzdem war ihr Verstand klar und scharf. Der Schock war vorbei, und sie erinnerte sich deutlich an alles.

Sie rief sich alle Einzelheiten des vergangenen Abends ab sechs Uhr ins Gedächtnis… Sie ging Schritt für Schritt zurück bis zu dem Augenblick, wo sie vor der obersten Stufe gestanden hatte, um die Treppe hinunterzugehen…

Ungläubiges Entsetzen durchfuhr sie. Sie musste – musste sich irren. Man hatte manchmal nach einem Unfall solche Wahnideen. Sie versuchte angestrengt, sich an den glitschigen runden Ball unter ihrem Fuß zu erinnern – und konnte sich nicht erinnern. Statt dessen…

«Das sind nur die Nerven», sagte sie sich. «Lächerliche Einbildung!»

Aber ihr gesunder, untrüglicher Menschenverstand widersprach, bis ihr nichts anderes übrigblieb, als die furchtbare Wahrheit zu glauben.

4

Es war Freitag. Die Verwandten waren, wie ursprünglich geplant, Mittwoch weggefahren; einer nach dem andern hatte angeboten zu bleiben, und einer nach dem andern war von Miss Arundell dankend abgewiesen worden, da sie «vollkommene Ruhe» vorzog.

Die zwei Tage seither hatte Miss Arundell in besorgniserregender Geistesabwesenheit zugebracht. Oft hörte sie nicht, was Minnie Lawson zu ihr sagte, sondern starrte sie verständnislos an und befahl ihr kurz, es zu wiederholen.

«Daran ist der Schock schuld», sagte Miss Lawson. Und mit dem düsteren Behagen an Unglück, das so manchen das eintönige Dasein erhellt, fügte sie hinzu: «Die Arme, davon wird sie sich wohl nie wieder ganz erholen.»

Dr. Grainger hingegen, der Hausarzt, munterte sie energisch auf. Sie werde Ende der Woche wieder auf den Beinen sein, sagte er; eine Schande geradezu, dass sie sich nichts gebrochen habe; wie wolle ein Arzt von solchen Patientinnen leben?

Miss Arundell blieb ihm keine Antwort schuldig – sie und Dr. Grainger trugen seit vielen Jahren ihre Scheingefechte aus. Er polterte, und sie trotzte ihm, kurz, sie unterhielten sich sehr gut miteinander.

Aber als der alte Arzt davongestapft war, sank die alte Dame stirnrunzelnd in die Kissen zurück und grübelte – grübelte unablässig und erwiderte zerstreut Minnie Lawsons wohl gemeintes Geschwätz – fuhr plötzlich aus ih-

ren Gedanken auf und überschüttete sie mit Gift und Galle.

«Der arme kleine Bobsy», zwitscherte Miss Lawson, über den Hund gebeugt, für den eine Decke zu Miss Arundells Füßen gebreitet war. «Bobsy wäre sehr unglücklich, wenn er wüsste, was er seinem armen, armen Frauchen angetan hat.»

Miss Arundell fuhr sie an: «Seien Sie nicht so albern, Minnie! Wieso angetan?»

«Aber wir wissen doch – »

«Gar nichts wissen wir! Schusseln Sie nicht so herum – einmal da, einmal dort! Sie haben keine Ahnung, wie man sich in einem Krankenzimmer verhalten muss! Gehn Sie hinaus und schicken Sie mir Ellen!»

Demütig schlich Miss Lawson hinaus. Die alte Dame sah ihr unter leisen Selbstvorwürfen nach. Minnie konnte einen zur Verzweiflung treiben, aber sie meinte es nur gut.

Wieder runzelte Miss Arundell die Stirn und wehrte sich verzweifelt gegen das Gefühl ihrer Ohnmacht. Wie alle rüstigen alten Frauen ertrug sie es nicht, zur Untätigkeit verurteilt zu sein. Aber der Lage, in der sie sich jetzt befand, fühlte sie sich nicht gewachsen.

Es gab Augenblicke, wo sie an ihrem klaren Verstand, an ihrem Erinnerungsvermögen zu zweifeln begann. Und dabei hatte sie niemand, niemand, dem sie sich anvertrauen konnte!

Als Miss Lawson eine halbe Stunde später, eine Tasse Kraftbrühe in der Hand, auf Zehenspitzen, aber nichtsdestoweniger knarrend ins Zimmer trat und unschlüssig neben dem Bett, wo die alte Dame mit geschlossenen Augen lag, stehen blieb, stieß Miss Arundell plötzlich zwei Worte mit solcher Heftigkeit und Ent-

schlossenheit hervor, dass die Gesellschafterin fast die Tasse fallen ließ:

«Mary Brett», sagte Miss Arundell.

«Ein Brett? Sie möchten – ein Brett?»

«Taub sind Sie auch schon, Minnie? Kein Wort habe ich von einem Brett gesagt. Mary Brett – die Frau, die ich voriges Jahr in Cheltenham kennen lernte. Sie war die Schwester eines Direktors der Exeter-Bank. Geben Sie mir die Tasse, Sie haben die Hälfte verschüttet. Und schleichen Sie nicht auf Zehenspitzen ins Zimmer, Sie haben keine Ahnung, wie einem das auf die Nerven geht. Holen Sie mir von unten das Londoner Telefonbuch!»

«Kann ich Ihnen nicht selber die Nummer nachschlagen? Oder die Anschrift?»

«Wenn ich das gewollt hätte, dann hätte ich es gleich gesagt. Bringen Sie mir das Buch und mein Schreibzeug!»

Miss Lawson brachte das Gewünschte. Als sie das Zimmer wieder verlassen wollte, sagte die alte Dame unerwartet: «Sie sind ein braves, treues Geschöpf, Minnie, und haben viel Geduld mit mir.»

Die Gesellschafterin verließ, glühend rot im Gesicht und unzusammenhängende Worte stammelnd, das Zimmer.

Miss Arundell setzte sich im Bett auf und schrieb einen Brief. Langsam und bedächtig schrieb sie, viele Wörter waren unterstrichen, und oft hielt sie inne, um nachzudenken. Endlich unterzeichnete sie den Brief, steckte ihn in einen Umschlag und versah ihn mit einem Namen. Dann nahm sie ein neues Blatt. Diesmal setzte sie ihr Schreiben zuerst auf, las es durch und änderte einige Stellen, dann schrieb sie den Entwurf ab, vergewisserte sich, dass ihre Absicht auch deutlich genug aus dem Brief hervorging, und steckte ihn in einen Umschlag, auf den sie «Mr William Purvis, Rechtsanwalt, Harchester» setzte.

Sie griff nach dem ersten Umschlag, auf dem der Name «Mr Hercule Poirot» stand, suchte im Telefonbuch die Anschrift und schrieb sie darunter.

Es klopfte. Miss Arundell steckte den Brief, den sie soeben adressiert hatte, hastig in ein Fach ihrer Schreibmappe, damit Minnies Neugier nicht erregt würde; Minnie war ohnedies viel zu neugierig.

«Herein!», sagte sie und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung in die Kissen fallen. Sie hatte gehandelt – hatte Schritte unternommen, um mit der Situation fertig zu werden.

5

Die Ereignisse der ersten vier Kapitel erfuhr ich natürlich erst lange nachher, aber dank genauer Befragung der Verwandten glaube ich, sie getreu wiedergegeben zu haben.

Poirot und ich wurden mit dem Fall erst Ende Juni bekannt, als wir Miss Arundells Brief erhielten.

Es war ein glühend heißer Morgen. Ich saß am Fenster, als die Frühpost gebracht wurde. Nach einer Weile wandte ich den Kopf zu Poirot und sagte: «Poirot, ich, der bescheidene Watson, werde jetzt einen Schluss ziehen.»

«Ziehen Sie, Hastings, ziehen Sie! Ich bin entzückt darüber.»

Ich warf mich in Positur und sagte großartig: «Unter der Frühpost befand sich ein Brief von besonderem Interesse.»

«Sie sind nicht Watson, Sie sind Sherlock Holmes selbst. Sie haben vollkommen recht.»

«Es war nicht schwer zu erraten, Poirot. Wenn Sie einen Brief zweimal lesen, muss er von besonderem Interesse sein.»

«Urteilen Sie selbst!» Er reichte mir den Brief, in altmodischer Krakelschrift geschrieben, die zwei Seiten bedeckte.

«Geehrter Herr!

Nach langem Zögern schreibe ich Ihnen, weil ich hoffe, dass Sie vielleicht in der Lage sind, mir in einer ganz privaten Angelegen-

heit behilflich zu sein (‹ganz privaten› dreimal unterstrichen). Ihr Name ist mir nicht fremd. Ich verdanke ihn Miss Mary Brett, Exeter, die zwar gleichfalls nicht persönlich mit Ihnen bekannt ist, mir aber erzählte, dass ihre Schwägerin – der Name ist mir leider entfallen – Ihre Liebenswürdigkeit und Diskretion aufs Höchste rühmte (‹aufs Höchste› unterstrichen). Ich erkundigte mich natürlich nicht, welcher Art die Nachforschungen waren, die Sie für die genannte Dame anstellten, aber Miss Brett ließ durchblicken, dass es sich um eine überaus peinliche und streng vertrauliche Angelegenheit handelte. In meinem gegenwärtigen Dilemma verfiel ich auf den Ausweg Sie zu bitten, die nötigen Nachforschungen für mich anzustellen. Es handelt sich um eine Sache, die größter Diskretion bedarf und die sich vielleicht, wie ich inbrünstig hoffe, als völlig harmlos herausstellen wird. Man neigt oft dazu, Dingen, die völlig natürlich zu erklären sind, zu viel Bedeutung beizumessen.»

«Habe ich vielleicht ein Blatt ausgelassen?», murmelte ich verständnislos. «Das gibt doch keinen Sinn. Was will sie?» Poirot kicherte. «Lesen Sie nur weiter!»

«Sie werden mir gewiss zugeben, dass ich unter den obwaltenden Umständen mit niemandem in Basing darüber sprechen kann.»

Ich sah auf den Briefkopf. «Littlegreen House, Basing, Grafschaft Berkshire.»

«Sie werden aber auch begreifen, dass ich beunruhigt bin. Ich habe mir in den letzten Tagen immer wieder vorgeworfen, dass alles nur Einbildung sei, aber meine Unruhe wächst immer mehr. Vielleicht nehme ich etwas, das möglicherweise ganz belanglos ist (‹belanglos› zweimal unterstrichen), ungebührlich wichtig aber meine Besorgnis lässt sich nicht verscheuchen. Ich muss Gewissheit haben, denn die Sache schadet meiner Gesundheit, und dabei kann

ich mich keinem Menschen (beide Worte dick unterstrichen) anvertrauen. Ein erfahrener Mann wie Sie wird vielleicht sagen, das Ganze sei nur Hirngespinst und vollkommen harmlos zu erklären (‹harmlos› unterstrichen). So geringfügig die Sache auch scheinen mag jedenfalls lebe ich seit dem Vorfall mit dem Spielball des Hundes in Zweifel und Sorge. Ich wäre Ihnen daher für Ihren Rat unendlich dankbar; Sie würden mir eine Last von der Seele nehmen. Wollen Sie mir, bitte, mitteilen, wie hoch Ihre Honoraransprüche sind und welchen Rat Sie mir in der Sache erteilen können.

Ich betone nochmals, dass hier niemand das Geringste davon weiß. Die Einzelheiten der Sache sind gewiss alltäglich und geringfügig aber meine Gesundheit ist nicht die beste und auch meine Nerven (‹Nerven› dreimal unterstrichen) sind nicht mehr so gut wie früher. Je mehr ich über den Fall nachdenke, desto überzeugter bin ich, dass ich Recht habe und kein Irrtum möglich ist. Ich werde natürlich kein Wort (unterstrichen) mit irgendwem (unterstrichen) darüber sprechen.

Ich hoffe, Ihre geschätzten Ratschläge möglichst bald zu erhalten, und bin

Ihre ergebene

Emily Arundell.»

Ich blätterte zurück und las den Brief nochmals genau durch.

«Poirot! Wovon ist hier die Rede?»

Er zuckte die Achseln. «Ja, wovon?»

«Warum kann diese Mrs oder Miss Arundell – »

«Miss höchstwahrscheinlich. Der typische Brief einer alten Jungfer.»

«Ja. Eine aufgeregte alte Schachtel. Warum sagt sie nicht, was sie will? Welchen Zweck hat ein solcher Brief?»

«So gut wie keinen, das ist wahr», gab Poirot zu.

«Wahrscheinlich ist ihrem gemästeten Schoßhund etwas zugestoßen, einem Mops oder keifenden Pekinesen. Und diesen Brief haben Sie zweimal gelesen, Poirot? Was fanden Sie an ihm so interessant?»

«Ein Punkt ist hochinteressant – er fiel mir sogleich auf.»

«Nicht sagen!», rief ich. «Vielleicht entdecke ich ihn selber.» Es war kindisch von mir. Vergeblich durchforschte ich den Brief. «Nein, ich finde nichts. Die alte Dame hat Angstzustände, bei alten Damen nichts Seltenes. Aber um was es sich handelt, ist nicht zu erkennen. Und erst recht nicht, was an diesem Brief so interessant sein soll.» Poirot antwortete ruhig: «Das Datum.»

«Das Datum?» In der Ecke links oben stand «17. April.»

«Ja», sagte ich, «das ist merkwürdig. Siebzehnter April!»

«Und heute ist der achtundzwanzigste Juni. Sonderbar, nicht wahr? Mehr als zwei Monate.»

Kopfschüttelnd meinte ich: «Hat aber vielleicht nichts zu bedeuten. Ein Irrtum. Sie wollte ‹Juni› schreiben und setzte statt dessen ‹April›.»

«Selbst dann wäre der Brief schon zehn, elf Tage alt, und auch das wäre merkwürdig. Aber Sie sind im Irrtum, Hastings. Sehen Sie die Farbe der Tinte an! Dieser Brief ist älter als zehn, elf Tage. Nein, siebzehnter April ist das richtige Datum. Und warum wurde er nicht abgeschickt?»

«Sehr einfach. Die alte Schraube hat es sich überlegt.»

«Dann hätte sie den Brief zerrissen, aber nicht zwei Monate aufbewahrt und dann zur Post gegeben.»

Das konnte ich nicht leugnen. Poirot trat an den Schreibtisch und griff nach der Feder.

«Sie beantworten den Brief?», fragte ich. «*Oui*, *mon ami.*»

Stille herrschte im Zimmer, nur Poirots Feder kratzte. Der Geruch von Staub und Teer drang durch die offenen Fenster. Poirot erhob sich, seinen Brief in der Hand, öff-

nete eine Schublade und zog eine kleine Schachtel hervor, der er eine Briefmarke entnahm; er befeuchtete sie an einem Schwämmchen und wollte sie auf den Umschlag kleben, hielt aber plötzlich inne und schüttelte den Kopf.

«Nein!», rief er. «Das wäre falsch!» Er riss den Brief in Stücke und warf sie in den Papierkorb. «So dürfen wir die Sache nicht angehen. Wir fahren hin, mein Freund.»

«Was? Nach Basing?»

«Gewiss. Warum nicht? Ist es in London nicht zum Ersticken? Die Landluft wird uns guttun.»

«Wenn Sie es so auffassen – fahren wir mit meinem Wagen?» Ich hatte einen Secondhand-Austin gekauft.

«Glänzend! Ein sehr angenehmer Tag für eine Autofahrt. Man braucht keinen Wollschal. Ein leichter Mantel, ein Seidentuch – »

«Lieber Freund, Sie fahren doch nicht zum Nordpol!»

«Man muss sich immer vor Erkältungen in Acht nehmen.»

«An einem solchen Tag?»

Ohne auf meine Einwände zu achten, zog Poirot einen hellbraunen Mantel an und schlang ein weißes Seidentuch um den Hals. Bevor wir die Wohnung verließen, legte er sorgfältig die nasse Marke auf das Löschblatt, mit der gummierten Seite nach oben.

6

Wie Poirot sich in Mantel und Halstuch fühlte, weiß ich nicht, aber ich kam mir wie gebraten vor, noch ehe wir London verlassen hatten. Erst als wir die große Landstraße nach Westen gewannen, wurde mir wohler.

Wir fuhren anderthalb Stunden und kamen kurz vor zwölf in Basing an. Das Städtchen lag ein wenig abseits von der Autostraße und hatte sich infolgedessen eine gewisse altmodische Würde und Stille bewahrt. Die einzige Straße und der breite Marktplatz schienen zu sagen: «Einst war ich eine wichtige Stadt, und für Menschen von Geschmack und Herkunft bin ich es noch. Mag die neue Zeit mit ihrem Tempo auf der Autostraße dahinrasen – ich wurde in jenen Tagen gebaut, wo Dauerhaftigkeit und Schönheit noch Hand in Hand gingen.»

Ich parkte meinen Austin auf dem Marktplatz. Poirot entledigte sich seines Mantels, vergewisserte sich, dass sein Schnurrbart himmelan strebte, und dann machten wir uns auf den Weg.

«Littlegreen House?», wiederholte ein glotzender Einheimischer auf unsere Frage. «Gehn Sie nur die Hauptstraße geradeaus, Sie können es nicht verfehlen. Links, das erste große Haus nach der Bank.»

Er starrte uns nach.

«Poirot», sagte ich zu meinem Freund, «ich komme mir hier ungeheuer auffallend vor. Und Sie sehen geradezu exotisch aus.»

«Man merkt mir an, dass ich Ausländer bin, ja?»

«Es schreit zum Himmel.»

«Und doch ist mein Anzug von einem englischen Schneider.»

«Kleider allein machen noch keine Leute. Es lässt sich nicht leugnen, Poirot, dass Sie eine in die Augen springende Persönlichkeit sind. Ich wundere mich oft, dass Ihnen das bei Ihrem Beruf nie hinderlich war.»

Er seufzte. «Weil Sie die falsche Vorstellung haben, dass ein Detektiv ein Mann mit angeklebtem Bart ist, der sich hinter einem Pfeiler versteckt. Das ist *vieux jeu*. Ein Hercule Poirot braucht sich nur im Stuhl zurückzulehnen und nachzudenken.»

«Daher wandern wir in glühender Sonne auf dieser heißen Straße.»

«Gute Antwort, Hastings. Ein Pluspunkt für Sie.»

Littlegreen House war leicht genug zu finden, aber eine schwere Enttäuschung erwartete uns: das Schild eines Häuservermittlers. Während wir es anstarrten, hörte ich Hundegebell.

Die Heckeneinfassung war an dieser Stelle gelichtet, und man konnte den Hund sehen, einen drahthaarigen Terrier mit etwas struppigem Fell. Er stand mit gespreizten Beinen da und bellte mit sichtlichem Genuss, der seine freundschaftlichen Absichten verriet.

«Bin ich nicht ein erstklassiger Wachhund?», schien er zu sagen. «Seien Sie unbesorgt, es ist nur Spaß. Und natürlich auch meine Pflicht. Bloß damit man weiß, dass ein Hund im Haus ist. Ich langweile mich heute schrecklich. Ein wahrer Segen, dass man ein bisschen Gelegenheit zum Bellen hat.»

«Na, was ist mit dir?», fragte ich und hielt ihm die Hand hin.

Er reckte seinen Hals durch das Gitter und schnupperte argwöhnisch, dann wedelte er schwach und bellte einige Mal kurz auf.

«Habe noch nicht das Vergnügen und muss natürlich fremd tun. Aber ich sehe schon, Sie wissen, wie man Bekanntschaft schließt.»

«Braver Kerl», sagte ich.

«Wuff», antwortete er herzlich.

«Nun, Poirot?», fragte ich, das Hundegespräch unterbrechend.

Sein Gesichtsausdruck war unergründlich; er war am Besten als unterdrückte Erregung zu beschreiben.

«Der Vorfall mit dem Spielball des Hundes», murmelte er. «Nun, den Hund hätten wir.»

«Wuff», bestätigte unser neuer Freund, setzte sich gähnend hin und sah uns erwartungsvoll an.

«Was nun?», fragte ich, und der Hund schien das Gleiche zu fragen.

«Wir müssen zum Häusermakler. Wie heißen die Leute? Gabler & Co.»

«Scheint so.»

Wir machten kehrt, und unser neuer Bekannter bellte uns enttäuscht nach.

Die Firma Gabler & Co. hatte ihr Büro am Marktplatz. Eine junge Frau mit Polypen in der Nase und stumpfem Blick empfing uns. Sie telefonierte gerade und deutete, während sie sprach, auf einen Stuhl; ich schob einen zweiten neben Poirot, und wir setzten uns.

«Kann ich wirklich nicht sagen», antwortete sie in den Apparat. «Nein, ich weiß leider nicht, wie hoch die Abgaben sind… Wie, bitte? Ja, ich glaube, Wasser ist eingeleitet, aber ich weiß es nicht sicher… Nein, er ist nicht im Büro… Ja, ich werde ihn fragen… wie war die Nummer?

81-32? Ach, so… 89-32… 33… Ah, 51-32… Ja, er wird Sie anrufen… nach sechs… Verzeihung, vor sechs… Ja, danke sehr.»

Sie legte den Hörer auf, kritzelte die Nummer 53-19 auf ein Löschblatt und richtete den teilnahmslosen Blick auf Poirot.

«Wie ich sehe», begann er lebhaft, «ist am Stadtrand ein Haus zu verkaufen. Littlegreen House war der Name, glaube ich.»

«Wie, bitte?»

«Ein Haus zu vermieten oder zu verkaufen», wiederholte Poirot langsam und deutlich. «Littlegreen House.»

«Littlegreen House, sagen Sie?»

«Ja, Littlegreen House.»

«Littlegreen House», wiederholte sie mit sichtlicher geistiger Anstrengung. «Mr Gabler wird das vielleicht wissen.»

«Kann ich ihn sprechen?»

«Er ist nicht im Büro», antwortete sie mit kümmerlicher Genugtuung, wie wenn jemand sagt «Pluspunkt für mich».

«Wissen Sie, wann er kommt?»

«Das weiß ich wirklich nicht.»

«Sie verstehen mich doch? Ich möchte mich in der Nähe niederlassen, und Littlegreen House scheint mir gerade geeignet. Können Sie mir eine Beschreibung geben?»

Unwillig öffnete sie eine Schublade und nahm eine unordentliche Mappe heraus. Dann rief sie: «John!»

Ein schlaksiger Junge, der in der Ecke saß, blickte auf. «Ja, Miss?»

«Haben wir eine Beschreibung von – wie war der Name?»

«Littlegreen House», antwortete Poirot deutlich.

«Hier hängt doch ein großes Plakat von Littlegreen House», sagte ich und wies auf die Wand.

Sie sah mich kalt an. Zwei gegen einen – schien sie zu denken –, wie unfair! «John» – sie rief Verstärkung herbei –, «wissen Sie etwas über Littlegreen House?»

«Nein, Miss. Müsste in der Mappe sein.»

«Leider scheinen wir alle Prospekte weggegeben zu haben.»

«Schade.»

«Aber wir hätten ein hübsches Landhaus in Hemel End, zwei Schlaf-, ein Wohnzimmer», sagte sie lustlos, nur um ihrer Pflicht zu genügen.

«Danke, nein.»

«Und eines mit Gewächshaus. Von dem könnte ich Ihnen die Beschreibung geben.»

«Danke, nein. Ich wollte wissen, wie hoch die Miete für Littlegreen House ist.»

«Es ist nicht zu vermieten. Nur zu verkaufen.»

«Auf dem Schild steht: zu vermieten oder zu verkaufen.»

«Davon weiß ich nichts. Aber es ist nur zu verkaufen.»

So stand der Kampf, als ein grauhaariger Herr ins Büro stürmte und uns einen streitbaren Blick zu warf. «Das ist Mr Gabler», sagte die Angestellte.

Der Häuservermittler öffnete schwungvoll die Tür zu seinem Privatbüro. Als wir Platz genommen hatten, fragte er: «Womit kann ich Ihnen dienen?»

Standhaft begann Poirot von neuem: «Ich wollte eine Beschreibung von Littlegreen House – »

Weiter kam er nicht, denn Mr Gabler übernahm die Führung. «Ah, Littlegreen House – ein Prachtobjekt! Ein Gelegenheitskauf. Wird eben erst angeboten. Ich kann Ihnen verraten, meine Herren, dass wir nur selten ein

solches Haus zu diesem Preis an der Hand haben. Heute kehrt man wieder zu solid gebauten Häusern zurück, Häusern mit Stil. Littlegreen House wird uns aus der Hand gerissen werden! Aus der Hand gerissen! Ein Parlamentsmitglied war letzten Samstag hier, um es zu besichtigen, und es gefiel ihm so gut, dass er diesen Samstag nochmals kommt. Es wird bald verkauft sein.»

«Hat es in den letzten Jahren öfters den Besitzer gewechselt?», erkundigte sich Poirot.

«Im Gegenteil! Seit fünfzig Jahren Eigentum der Familie Arundell. Hoch angesehene Familie. Damen vom alten Schlag.» Er stand auf und rief zur Tür hinaus: «Rasch den Prospekt von Littlegreen House, Miss Jenkins!» Dann setzte er sich wieder. Miss Jenkins flitzte mit einem maschinengeschriebenen Blatt herein, das sie vor ihren Chef legte; er entließ sie mit einem Nicken.

«Hier!», sagte Mr Gabler und las mit Windeseile: «Stilvolles Haus; vier Wohn-, acht Schlafzimmer, übliche Nebenräume, große Küche, geräumige Nebengebäude, Ställe usw. Alter Garten, geringe Instandhaltungskosten, 12000 Quadratmeter, zwei Sommerlauben usw. usw. Verhandlungspreis 3000 Pfund.»

«Können Sie mir einen Besichtigungsschein geben?»

«Gewiss, gewiss.» Mr Gabler begann schwungvoll zu schreiben. «Ihr werter Name?»

Zu meiner gelinden Überraschung nannte sich mein Freund Mr Parotti.

«Wir haben noch einige andere Häuser an der Hand, die Sie vielleicht interessieren werden.»

Poirot ließ sich noch zwei andere Anschriften geben und fragte dann: «Wann kann das Haus besichtigt werden?»

«Jederzeit, Sir. Das Personal ist noch dort. Ich werde gleich anrufen. Gehen Sie jetzt hin? Oder nach Tisch?»

«Lieber nach Tisch.»

«Nach Belieben. Ich werde anrufen und veranlassen, dass man Sie gegen zwei erwartet. Passt Ihnen das?»

«Ja, danke. Die Besitzerin des Hauses ist eine Miss Arundell, sagten Sie?»

«Lawson. Miss Lawson heißt die jetzige Besitzerin. Miss Arundell starb leider vor kurzem, sonst würde das Haus nicht zum Verkauf stehen. Es wird uns aus den Händen gerissen werden, und ich kann Ihnen nur den Rat geben, Ihr Angebot möglichst bald zu machen, damit Ihnen niemand zuvorkommt.»

«Miss Lawson möchte das Haus gern los sein?»

Der Vermittler dämpfte vertraulich die Stimme. «Das ist es. Das Haus ist ihr zu groß – sie ist eine alleinstehende, nicht mehr junge Dame und möchte ein Haus in London haben. Begreiflich! Deshalb ist Littlegreen House so lächerlich billig zu kaufen.»

«Miss Arundell starb wohl ganz plötzlich?»

«Möchte ich nicht behaupten. Das Alter, Sir, das Alter. Sie war über siebzig und kränkelte seit Langem. Sie war die Letzte ihrer Familie – kannten Sie die Familie vielleicht?»

«Ich habe Bekannte, die auch so heißen und hier Verwandte haben. Wahrscheinlich ist es dieselbe Familie.»

«Höchstwahrscheinlich. Vier Schwestern waren es. Eine heiratete ziemlich spät, die anderen drei verbrachten ihr ganzes Leben hier. Damen von altem Schrot und Korn. Miss Emily war die letzte von ihnen. Im ganzen Ort hoch angesehen.»

Mr Gabler reichte Poirot den Besichtigungsschein. «Kommen Sie auf einen Sprung vorbei, um mir zu sagen, wie es Ihnen gefällt? Es müsste natürlich dies und das ein bisschen modernisiert werden, aber damit muss man eben

rechnen. Was ist schließlich ein neues Badezimmer? Eine Kleinigkeit.»

Als wir uns verabschiedet hatten, hörten wir, wie Miss Jenkins meldete: «Mrs Samuels hat angerufen. Sie sollen sie anläuten – Holland Park 53-91.»

Ich erinnerte mich deutlich, dass dies weder die Nummer war, die Miss Jenkins auf ihren Löschblock gekritzelt hatte, noch die Nummer, auf die man sich schließlich am Telefon geeinigt hatte. Vermutlich war das Miss Jenkins' Rache, weil sie die Beschreibung von Littlegreen House hatte suchen müssen.

7

Als wir auf den Marktplatz traten, schmunzelte Poirot. «Mr Gabler wird leider eine Enttäuschung an uns erleben.»

«Wir könnten essen gehen», schlug ich vor, «bevor wir nach London zurückfahren. Oder sollen wir unterwegs einkehren?»

«Mein lieber Hastings, ich habe nicht die Absicht, Basing so schnell zu verlassen. Der Zweck unseres Besuchs ist noch nicht erreicht.»

Ich sah ihn groß an. «Sie werden doch nicht – aber, lieber Poirot, das kann nicht Ihr Ernst sein! Die alte Dame lebt ja nicht mehr.»

«Eben!»

Der Ton, in dem er dieses Wort sprach, überraschte mich noch mehr. Allem Anschein nach hatte dieser unzusammenhängende Brief ihm etwas in den Kopf gesetzt. «Aber welchen Zweck soll das haben, Poirot, da sie doch tot ist? Sie kann Ihnen jetzt nichts mehr erklären. Was immer sie beunruhigte, ist jetzt vorbei und erledigt.»

«Wie leicht, wie gedankenlos Sie die Sache abtun! Nichts ist erledigt, solange Hercule Poirot sich damit beschäftigt!»

Ich hätte aus Erfahrung wissen sollen, dass es aussichtslos war, mit ihm zu streiten. Trotzdem fuhr ich vorschnell fort: «Aber da sie nun einmal tot ist – »

«Eben, Hastings. Eben – eben. Mit einer geradezu großartigen Borniertheit wiederholen Sie das Wichtigste im-

mer wieder, ohne die Bedeutung zu gewahren. Sehn Sie denn nicht ein, wie wichtig das ist? Miss Arundell ist *tot!*»

«Aber, mein lieber Poirot, ihr Tod erfolgte auf ganz natürliche und alltägliche Weise! Nichts Auffälliges oder Unerklärliches. Mr Gabler hat es selbst gesagt.»

«Mr Gabler hat auch gesagt, dass Littlegreen House für 3000 Pfund ein Gelegenheitskauf sei. Schwören Sie auch auf das?»

«Nein, das nicht. Er will das Haus offenbar möglichst bald los sein. Wahrscheinlich muss es von oben bis unten renoviert werden. Ich bin überzeugt, dass er – oder vielmehr seine Auftraggeberin – auf ein viel niedrigeres Angebot eingehen würde. Häuser dieser Art müssen verdammt schwer anzubringen sein.»

«Na also!», bemerkte Poirot. «Berufen Sie sich nicht auf Gabler, als wäre er ein von Gott erleuchteter Prophet, der nicht lügen kann!»

Da wir in diesem Augenblick den Gasthof «The George» betraten, schnitt Poirot mit einem eindringlichen «Schscht!» das Gespräch ab.

Wir wählten einen Tisch in dem menschenleeren Speisesaal, und ein alter Kellner brachte uns ausgezeichnete Hammelkoteletts mit wässerigem Kohl und mehligen Kartoffeln, Eingemachtes, Käse und zwei Tassen mit einer zweifelhaften Flüssigkeit, die sich für Kaffee ausgab.

Beim Kaffee zog Poirot die Besichtigungsscheine aus der Tasche und fragte den Kellner um Auskunft.

«Jawohl, Sir, die kenne ich fast alle. Hemel End ist etwa fünf Kilometer von hier – ein kleines Nest. Zu Bissetts Farm ist es zwei Kilometer von hier, hinter King's Head führt ein Wiesenweg dorthin. Villa Rowena? Nein, die kenne ich nicht. Littlegreen House ist ganz in der Nähe, nur ein paar Minuten.»

«Ich glaube, ich habe es im Vorbeigehen gesehn. Das kommt wohl am ehesten in Betracht. Ist es gut erhalten?»

«Gewiss, Sir. Alles in bestem Zustand – Dach, Leitungen und so weiter. Allerdings altmodisch, nie modernisiert worden. Der Garten ist eine Pracht. Miss Arundell liebte ihren Garten sehr.»

«Das Haus gehört aber einer Miss Lawson.»

«Jawohl, Sir. Miss Lawson war die Gesellschafterin von Miss Arundell, und als die alte Dame starb, vermachte sie ihr das Haus und alles andere.»

«So? Sie hatte wohl keine Verwandten?»

«Doch, Sir. Nichten und Neffen. Aber Miss Lawson war natürlich die ganze Zeit um die alte Dame. Und Miss Arundell war infolge ihres hohen Alters schon ein bisschen – ja – so war das.»

«Sie hinterließ wahrscheinlich nur das Haus und wenig Geld?»

Wo eine rundheraus gestellte Frage ihren Zweck nicht erreicht, führt bekanntlich eine falsche Behauptung sogleich zum Ziel und bringt die gewünschte Antwort in Form von Widerspruch.

«Ganz im Gegenteil, Sir, ganz im Gegenteil! Alle waren platt, dass die alte Dame so viel Geld hinterließ. Die Testamentsbestimmungen, die Summe und so weiter, das alles hat in der Zeitung gestanden. Einige hunderttausend Pfund sind's gewesen.»

«Ich bin überrascht», sagte Poirot. «Das klingt wie ein Märchen. Die arme Gesellschafterin wird über Nacht unfassbar reich. Ist Miss Lawson noch jung? Jung genug, meine ich, um ihren plötzlichen Reichtum zu genießen?»

«O nein, Sir, so in mittlerem Alter.»

«Die Neffen und Nichten müssen schwer enttäuscht gewesen sein.»

«Ja, es lässt sich denken, was für ein unerwarteter Schlag das für sie war. Es ist hier im Ort viel darüber geredet worden. Die einen sagen, es ist ein Unrecht, das Geld gehört in die Verwandtschaft. Die andern wieder sagen, jeder kann mit seinem Geld tun, was er will. Beides hat natürlich etwas für sich.»

«Miss Arundell wohnte schon lange hier, nicht wahr?»

«Jawohl, Sir. Sie und ihre Schwestern und vor ihnen der alte General, ihr Vater. An den kann ich mich natürlich nicht erinnern, aber er soll ein Original gewesen sein.»

«Er hatte mehrere Töchter?»

«Drei habe ich selber gekannt, und eine war verheiratet, glaube ich. Ja, Miss Matilda, Miss Agnes und Miss Emily. Miss Matilda starb zuerst, dann Miss Agnes, zuletzt Miss Emily.»

«Das ist noch nicht lange her?»

«Anfang Mai oder Ende April.»

«War sie krank?»

«Sie war leidend. Vor einem Jahr hatte sie die Gelbsucht und wäre fast nicht mit dem Leben davongekommen. Noch lange hinterher war sie gelb wie eine Quitte. In den letzten fünf Jahren kränkelte sie viel.»

«Gibt es hier gute Ärzte?»

«Da wär' mal Dr. Grainger, der ist schon vierzig Jahre im Ort, und die meisten Leute geh'n zu ihm. Er ist ein bisschen wunderlich und hat so seine Eigenheiten, aber er ist ein guter Arzt, es gibt keinen bessern hier. Sein Assistent ist ein junger Mann, ein gewisser Doktor Donaldson, der ist mehr einer von den modernen. Manchen Leuten ist er lieber. Und dann haben wir noch Doktor Harding, aber der hat die Praxis schon fast ganz aufgegeben.»

«Dr. Grainger war vermutlich Miss Arundells Hausarzt?»

«Ja. Er hat ihr über viele gefährliche Krankheiten hinweggeholfen. Er zwingt einen durch Grobheit zum Leben, ob man will oder nicht.»

Poirot nickte. «Man soll sich immer vorher über den Ort erkundigen, wo man sich ansässig machen will», bemerkte er. «Ein guter Arzt gehört zu den wichtigsten Erfordernissen.»

«Sehr richtig, Sir.»

Poirot verlangte die Rechnung und fügte ein reichliches Trinkgeld hinzu.

«Danke, Sir, danke vielmals. Hoffentlich entschließen Sie sich, hier zu wohnen.»

«Ich hoffe es», log Poirot.

Wir verließen das «George».

«Zufrieden, Poirot?», fragte ich, als wir auf der Straße standen. «Ganz und gar nicht, mein Freund», antwortete er und wandte sich in eine unerwartete Richtung.

«Wohin, Poirot?»

«Zur Kirche, lieber Freund. Vielleicht finden wir etwas Interessantes. Ein altes Glasfenster – ein schönes Grabmal.»

Zweifelnd schüttelte ich den Kopf.

Poirot verbrachte nur kurze Zeit im Innern der Kirche. Ursprünglich gute Frühgotik, war sie mit so viel Unverstand verschönert worden, dass kaum noch etwas von ihrer Eigenart übriggeblieben war.

Er betrat den Friedhof, wanderte scheinbar planlos unter den Gräbern umher, las die Inschriften und machte seine Glossen über die Zahl der Todesfälle in manchen Familien oder über einen sonderbaren Vornamen. Schließlich blieb er vor einer Inschrift stehen, der vermutlich sein Rundgang von allem Anfang an gegolten hatte. Auf einer imposanten Marmortafel stand, halb verwaschen:

Gewidmet
Dem Andenken des
John Laverton Arundell,
General des 24. Sikh-Regiments,
der am 19. Mai 1888, 69 Jahre alt,
im Herrn entschlief.
«Kämpfe den guten Kampf.»

Und der
Matilda Anne Arundell,
gestorben 10. März 1912
«Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.»

Und der
Agnes Mary Arundell,
gestorben 20. November 1921
«Klopfet an, so wird Euch aufgetan.»

Darunter stand in funkelnagelneuen Lettern:

Und der
Emily Harriet Arundell,
gestorben 1. Mai 1936
«Dein Wille geschehe.»

Poirot stand eine Weile schweigend vor dem Grabstein. Dann murmelte er: «Erster Mai… Erster Mai… Und heute, am achtundzwanzigsten Juni, acht Wochen danach, erhalte ich ihren Brief. Sehn Sie nicht ein, Hastings, dass das aufgeklärt werden muss?»

Ich sah es ein. Das heißt, ich sah ein, dass Poirot entschlossen war, es aufzuklären.

8

Als wir uns Miss Arundells Haus näherten, holte Poirot die Besichtigungsscheine hervor und hielt sie gut sichtbar in der Hand, den für Littlegreen House zuoberst. Wir öffneten das Gatter und gingen den kurzen Weg zur Haustür.

Unser drahthaariger Freund war nirgends zu sehen, aber drinnen zu hören, wenngleich in einiger Entfernung, vermutlich in der Küche.

Eine Frau von etwa sechzig Jahren mit sympathischem Gesicht öffnete uns.

Poirot wies den Schein vor.

«Bitte, Sir. Der Vermittler hat angerufen. Ich bin Ellen, die Haushälterin. Wollen Sie hereinkommen?»

Die Fensterläden, bei unserem ersten Erkundungsgang geschlossen, waren jetzt in Erwartung unseres Besuches weit geöffnet.

Alles blinkte vor Sauberkeit. Unsere Führerin nahm ihre Pflichten offenbar sehr genau.

«Das Wohnzimmer, Sir.»

Beifällig sah ich umher. Ein freundlicher Raum, dessen hohe Fenster auf die Straße gingen, mit schönen, schweren Möbeln, darunter auch wertvolle Stücke, ein Chippendale-Bücherschrank und ein Satz Hepplewhite-Stühle.

Wir benahmen uns, wie Käufer sich benahmen, wenn sie in einem Haus herumgeführt werden, blieben dann und wann stocksteif stehen, machten ein verlegenes Gesicht und sagten: «Sehr nett» oder «Hübsches Zimmer.»

Die Haushälterin führte uns durch die Halle in das gegenüberliegende Zimmer, das viel größer war als die anderen.

«Das Speisezimmer, Sir.»

Es war im viktorianischen Stil eingerichtet: schwerer Mahagonitisch, wuchtiges Büfett aus fast purpurrotem Mahagoni mit riesigen Bündeln geschnitzten Obstes, feste Lederstühle. An der Wand hingen Porträts, offenbar Familienbilder.

Der Terrier hatte unablässig weitergebellt. Jetzt wurde das Kläffen lauter, und wir hörten ihn durch die Halle stürmen.

«Wer hat sich unterstanden, ins Haus zu kommen? Ich reiß ihn in tausend Stücke!», bellte er. Auf der Schwelle blieb er stehen und begann zu schnuppern.

«Bob, du schlimmer Kerl!», schalt Ellen. «Er tut nichts, Sir.»

Der Terrier hatte uns erkannt und war wie verwandelt. Er schoss ins Zimmer und stellte sich auf das liebenswürdigste vor. «Freut mich, freut mich», sagte er, um unsere Knöchel streifend. «Verzeihen Sie den Krakeel, aber ich muss nun mal meine Pflicht tun. Man kann nicht genug darauf achten, wen man ins Haus einlässt. Aber es ist so langweilig, und ich bin ehrlich froh, dass Besuch da ist. Haben selber Hunde, wie?»

Diese Frage galt mir, als ich mich bückte und ihm den Kopf streichelte. «Niedlicher Kerl», sagte ich zur Haushälterin. «Müsste aber ein bisschen getrimmt werden.»

«Ja, Sir, er wird dreimal im Jahr getrimmt.»

«Ist er schon alt?»

«O nein, Sir. Nicht ganz sechs. Aber manchmal benimmt er sich wie ein ganz junger Hund. Erwischt einen Pantoffel der Köchin und beutelt ihn, dass die Fetzen fliegen. Aber sonst ist er sehr brav, obwohl man's nach

dem Lärm, den er macht, nicht glauben würde. Der Einzige, auf den er losgeht, ist der Postbote. Der hat richtige Angst vor Bob.»

Bob untersuchte gerade Poirots Hosenbeine. Dann schnüffelte er eingehend – «Hm, nicht übel, aber eigentlich nicht hundig!» –, kam wieder zu mir und sah mich mit schief gelegtem Kopf erwartungsvoll an.

«Ich weiß nicht, warum Hunde immer auf Postboten losgehn», meinte unsere Führerin.

«Reine Logik», antwortete Poirot. «Der Hund zieht Schlüsse. Es gibt Menschen, die ins Haus eingelassen werden, und Menschen, die nicht hineindürfen – das findet ein Hund bald heraus. *Eh bien,* wer versucht am beharrlichsten, eingelassen zu werden, und rüttelt sogar zweimal oder dreimal täglich an der Tür und wird doch nie eingelassen? Der Postbote. Er muss daher vom Standpunkt der Hausbewohner ein unerwünschter Gast sein und wird immer weggeschickt, kommt aber immer wieder und versucht es von neuem. Der Hund hält es also für seine selbstverständliche Pflicht, den Unerwünschten zu vertreiben und womöglich zu beißen. Das ist nur logisch.»

Strahlend blickte Bob mich an.

«Er ist fast wie ein Mensch, unser Bob.» Ellen öffnete eine Tür. «Der Salon, Sir.»

Der Anblick des Salons beschwor Erinnerungen an längst vergangene Zeiten herauf. Ein schwacher Duft nach Lavendel lag über dem Zimmer. Die Chintzbezüge mit den verblichenen Rosenmustern waren abgenutzt. An den Wänden hingen Drucke und Aquarelle. Überall Nippfigürchen, zerbrechliche Schäfer und Schäferinnen, bestickte Kissen, verblasste Fotos in schönen Silberrahmen, eingelegte Arbeitskästen und Teebüchsen – der Hauch einer früheren Zeit, einer Zeit der Gemächlichkeit umgab mich. Hier saßen die Damen bei ihren Handarbei-

ten, und wenn wirklich einmal ein besonders begünstigtes Mitglied des starken Geschlechts eine Zigarette rauchen durfte – wie wurden am nächsten Tage die Vorhänge geschüttelt und das Zimmer gelüftet!

Meine Aufmerksamkeit wurde durch Bob in Anspruch genommen. Er saß wie gebannt dicht neben einem Tischchen mit zwei Schubladen. Als er bemerkte, dass ich ihn beobachtete, bellte er kurz und bittend auf und sah von mir zum Tisch.

«Was will er denn?», fragte ich.

Die Haushälterin, die den Hund offenbar sehr lieb hatte, freute sich, dass wir uns so viel mit ihm befassten. «Seinen Ball, Sir. Der wurde immer in dieser Schublade aufbewahrt. Und jetzt sitzt er noch immer hier und verlangt ihn. Sei gescheit, Bobsy! Hier ist er nicht. In der Küche ist er.»

Bob blickte ungeduldig auf Poirot, und sein Blick schien zu sagen: «Die Alte ist ja dumm. Sie, mein Herr, scheinen mehr Verstand zu haben. Bälle werden an bestimmten Plätzen aufbewahrt – zum Beispiel in dieser Schublade. Hier war immer ein Ball. Hier müsste auch jetzt einer sein. Hundelogik, nicht wahr?»

«Er ist nicht mehr hier, Bob», sagte ich.

Zweifelnd sah er mich an. Als wir den Raum verließen, folgte er uns widerstrebend. Wir besichtigten verschiedene Ankleideräume, die Ablage im Flur unten und den kleinen Abstellraum, «wo die Gnädige immer die Blumen hergerichtet hat».

«Waren Sie lange bei Miss Arundell?», fragte Poirot.

«Zweiundzwanzig Jahre, Sir.»

«Sind Sie jetzt allein hier?»

«Ich und die Köchin, Sir.»

«War auch sie lange in Miss Arundells Diensten?»

«Vier Jahre, Sir, seit die frühere Köchin gestorben ist.»

«Wenn ich mich zum Kauf dieses Hauses entschließe, wären Sie bereit, zu bleiben?»

Sie errötete leicht. «Sehr nett von Ihnen, Sir, aber ich gehe nicht mehr in Stellung. Miss Emily hat mir ein schönes Stück Geld vermacht, wissen Sie, und ich ziehe zu meinem Bruder. Ich bleibe nur, um nach dem Rechten zu sehen, bis das Haus verkauft ist.»

Poirot nickte. Eine kurze Stille entstand, die durch ein eigenartiges Geräusch unterbrochen wurde.

Plumps, plumps, plumps.

Ein eintöniges Geräusch, das lauter wurde und von oben zu kommen schien.

Ellen lächelte. «Das ist Bob, Sir. Er hat seinen Ball gefunden und lässt ihn die Stufen hinunterkollern.»

Als wir am Fuß der Treppe standen, landete ein schwarzer Gummiball mit dumpfem Klatschen auf der letzten Stufe. Ich fing ihn auf und sah hinauf. Bob lag schweifwedelnd auf der obersten Stufe. Ich warf ihm den Ball zu; er erwischte ihn geschickt, benagte ihn eine Weile mit sichtlichem Genus, dann legte er ihn zwischen die Vorderpfoten und schob ihn mit der Nase gegen den Stufenrand, bis der Ball überkippte und wieder die Treppe hinunterrollte. Bob sah ihm schweifwedelnd zu.

«Das treibt er stundenlang so. Genug jetzt, Bob! Die Herren haben etwas anderes zu tun.»

Ein Hund vermittelt leicht Freundschaften. Unser Interesse für Bob hatte ihre Zurückhaltung besiegt. Während wir nach oben gingen, um die Schlafzimmer zu besichtigen, plauderte Ellen unablässig über Bobs erstaunliche Klugheit. Der Ball war am Fuß der Treppe liegen geblieben. Als wir an Bob vorbeigingen, warf er uns einen Blick voll tiefen Unwillens zu und stelzte würdevoll hinunter, um ihn selber zu holen. Bevor wir nach rechts bogen, sah ich ihn langsam, den Ball in der Schnauze,

heraufsteigen, umständlich wie ein sehr alter Herr, den rücksichtslose Menschen gezwungen haben, sich über Gebühr anzustrengen.

«Vier Schwestern haben hier gewohnt, nicht wahr?», begann Poirot beiläufig.

«Ursprünglich, Sir, aber das war vor meiner Zeit. Als ich ins Haus kam, waren nur Miss Agnes und Miss Emily da, und Miss Agnes starb bald nachher. Sie war die jüngste. Sonderbar, dass sie vor ihrer Schwester gestorben ist.»

«Sie war wohl nicht so kräftig wie Miss Emily Arundell?»

«Im Gegenteil, Sir, das ist eben das Sonderbare. Meine Miss Arundell, Miss Emily, war immer die Schwächliche. Musste ihr ganzes Leben ständig zum Arzt. Miss Agnes war kräftig und robust; trotzdem hat sie vor Miss Emily aus der Welt müssen. Miss Emily, die Zarteste, hat die ganze Familie überlebt.»

Poirot begann eine von A bis Z erfundene Geschichte von einem leidenden Onkel zu erzählen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Nichts löst die Zunge so sehr wie ein Gespräch über Krankheiten und Sterben, und Poirot durfte es jetzt wagen, Fragen zu stellen, die zwanzig Minuten früher auf Feindseligkeit und Misstrauen gestoßen wären.

«War Miss Arundell lange krank? Hatte sie große Schmerzen?»

«Das könnte man nicht sagen, Sir. Sie war leidend – seit damals, vor zwei Jahren, als es ihr so schlecht ging. Gelbsucht war's. Ganz gelb im Gesicht, und das Weiße in den Augen – »

«Ich kenne das – » Es folgte eine Geschichte von einem Vetter Poirots, der die gelbe Gefahr in eigener Person gewesen sein musste.

«Ja, Sir, genauso war's bei ihr. Wenn sie nicht so lebenslustig gewesen wäre, so fest entschlossen, weiterzuleben – »

«War sie das? Lebenslustig?»

«Das will ich meinen, Sir! Mit ihrer Gesundheit war's schlecht bestellt, aber geistig blieb sie immer auf der Höhe. Und sie überstand auch damals vor zwei Jahren die Krankheit – die Pflegerin war ganz überrascht. War so ein eingebildetes junges Ding und ließ sich bedienen wie eine Gnädige.»

«Miss Arundell erholte sich also?»

«Ja, vollkommen, Sir. Natürlich musste sie anfangs Diät halten, alles musste gesotten und gedämpft sein, kein Fett, keine Eier – schrecklich öde war das für sie.»

«Die Hauptsache war, dass sie gesund wurde.»

«Gewiss, Sir. Natürlich gab es kleine Rückschläge. Gallenanfälle. Sie war nach einiger Zeit nicht mehr so vorsichtig mit dem Essen, aber die Anfälle waren nicht sehr schwer, erst der letzte.»

«War der so wie der vor zwei Jahren?»

«Ja, ganz derselbe, Sir. Diese schreckliche Gelbsucht. Die Haut ganz verfärbt – und das heftige Erbrechen und alles andere. Sie hatte es sich aber selbst zuzuschreiben, die Ärmste. Weil sie Sachen gegessen hat, die sie nicht hätte anrühren dürfen. Gerade an dem Abend, wo sie den Anfall bekam, hat sie Curryfleisch nach indischer Art gegessen, und das ist stark gewürzt und sehr fett.»

«Der Anfall kam ganz plötzlich?»

«Es scheint so, obwohl Dr. Grainger sagte, er habe sich schon seit einiger Zeit vorbereitet. Der Wetterumschwung und das schwere Essen – »

«Aber ihre Gesellschafterin – Miss Lawson war ihre Gesellschafterin, nicht wahr? – hätte sie doch von schweren Speisen abhalten können.»

«Miss Lawson hätte da schwerlich etwas erreicht. Miss Arundell ließ sich von niemandem befehlen.»

«War Miss Lawson schon während der früheren Krankheit hier?»

«Nein, sie kam später. Sie war etwa ein Jahr lang hier.»

«Hatte Miss Arundell auch vorher eine Gesellschafterin?»

«Eine ganze Menge, Sir.»

«Die Gesellschafterinnen hielten sich also nicht so lange wie die Hausangestellten», sagte Poirot lächelnd.

Die Haushälterin errötete. «Das hatte seinen Grund, Sir. Miss Arundell war fast immer zuhause und – » Sie brach ab.

«Ich verstehe mich ein wenig auf alte Damen», sagte Poirot. «Sie wollen immerzu etwas Neues, Abwechslung. Sie werden eines Menschen leicht überdrüssig.»

«Sehr wahr, Sir, sehr wahr. Sie haben es erraten. Wenn eine neue Gesellschafterin kam, war Miss Arundell voll Interesse – für ihre Kindheit, ihre bisherigen Stellungen, ihre Ansichten über dies und das, und wenn sie sie über alles ausgeholt hatte, wurde sie ihr – na, langweilig muss man wohl sagen.»

«Ganz richtig. Und unter uns gesagt, diese Damen, die als Gesellschafterinnen gehen, sind in der Regel nicht sehr interessant, nicht sehr unterhaltsam, eh?»

«Nein, wirklich nicht, Sir. Die meisten sind dämlich, manche geradezu blitzdumm. Miss Arundell bekam sie bald über, und dann nahm sie eine neue.»

«Sie muss aber an Miss Lawson besonderen Gefallen gefunden haben.»

«Ich glaube nicht, Sir.»

«Ist Miss Lawson eine bemerkenswerte Persönlichkeit?»

«Ich finde nicht, Sir. Ganz, wie sie alle sind.»

«Können Sie sie gut leiden?»

Sie zuckte die Achseln. «An ihr ist nichts gut und nichts schlecht. Eine fahrige Person, und immer dieses dumme Zeug im Kopf, die Geister.»

«Geister?», wiederholte Poirot scharf.

«Jawohl, Sir. Im Finstern um einen Tisch sitzen, und die Toten kommen und reden mit einem. Gehört sich nicht für einen Christenmenschen – den Seelen der Verstorbenen ist ihr Ort zugewiesen, das wissen wir, und dort bleiben sie.»

«Miss Lawson war Spiritistin? Miss Arundell etwa auch?»

«Die Gesellschafterin wollte sie immer dazu bekehren!», versetzte die alte Frau giftig.

«Aber es gelang ihr nicht?»

«Miss Arundell war zu vernünftig dazu», antwortete sie und setzte brummend hinzu: «Ich bestreite nicht, dass es sie amüsierte, aber oft sah sie Miss Lawson an, als wollte sie sagen: ‹Sie Arme, wie kann man so albern sein, auf so etwas hereinzufallen!› Aber den anderen war es voller Ernst damit.»

«Den andern?»

«Miss Lawson und den Schwestern Tripp.»

«Miss Lawson war eine überzeugte Spiritistin?»

Die Haushälterin bejahte.

«Und Miss Arundell hing natürlich sehr an Miss Lawson?»

Zum zweiten Mal stellte Poirot diese Frage, und wieder war die Antwort:

«Ich glaube kaum, Sir.»

«Aber sie hat ihr doch alles vermacht?», fragte Poirot.

Sogleich ging eine Verwandlung mit der alten Frau vor; das Menschliche verschwand, und sie wurde ganz die

korrekte Hausangestellte. Sie richtete sich auf und antwortete mit leiser Missbilligung: «Es kommt mir nicht zu, Sir, darüber zu urteilen, wie Miss Arundell über ihr Geld verfügte.»

Poirot hatte, meiner Ansicht nach, einen Schnitzer gemacht. Es war ihm gelungen, die alte Frau freundlich zu stimmen, aber nun büßte er seinen Vorteil ein. Klugerweise versuchte er nicht, den verlorenen Boden wiederzugewinnen, sondern beschränkte sich auf eine Bemerkung über die Schlafzimmer und ging dann zur Treppe.

Bob war verschwunden, aber als ich mich der obersten Stufe näherte, stolperte ich und wäre fast hingefallen. Ich hielt mich noch rechtzeitig am Treppengeländer fest und sah, dass ich auf Bobs schwarzen Ball getreten war, den er hier hatte liegen lassen.

Ellen entschuldigte sich hastig: «Verzeihen Sie vielmals, Sir! Daran ist Bob schuld. Er lässt den Ball immer hier liegen, und man sieht ihn nicht auf dem dunklen Teppich. Das wird einmal noch die schlimmsten Folgen haben. Auch die arme Miss Emily ist dadurch gestürzt. Es hätte ihr Tod sein können.»

Poirot blieb plötzlich stehen. «Gestürzt? Miss Arundell hatte einen Unfall?»

«Jawohl, Sir. Bob ließ wieder einmal seinen Ball hier liegen, und Miss Emily kam aus ihrem Schlafzimmer, stolperte über ihn und fiel die Treppe hinunter.»

«Verletzte sie sich?»

«Weniger, als man glauben sollte, Sir. Dr. Grainger sagte, sie habe Glück gehabt. Ein paar Schrammen und eine Zerrung und natürlich der Schock. Sie war eine Woche lang bettlägerig, aber es war nicht gefährlich.»

«Wie lange ist das her?»

«Es war ein, zwei Wochen vor ihrem Tod.»

Poirot bückte sich, um etwas aufzuheben. «Verzeihung meine Füllfeder – ah, hier ist sie!» Er richtete sich auf und sagte: «Freund Bob ist sehr unachtsam.»

«Er versteht es doch nicht, Sir», meinte die Haushälterin nachsichtig. «Er ist fast wie ein Mensch, aber zu viel darf man auch nicht verlangen. Wissen Sie, Miss Arundell hatte oft schlaflose Nächte, und dann stand sie auf und ging im Haus umher.»

«Machte sie das oft?»

«Fast jede zweite Nacht. Aber sie wollte weder Miss Lawson noch sonst jemanden bei sich haben.»

Poirot war wieder in den Salon getreten. «Ein hübsches Zimmer. Ich möchte wissen, ob mein Bücherschrank in der Nische dort Platz hätte. Was meinen Sie, Hastings?»

Verdutzt antwortete ich, das sei schwer zu sagen.

«Ja, man täuscht sich so leicht. Hastings, würden Sie bitte die Breite und Tiefe messen, damit ich es aufschreiben kann?»

Er gab mir ein Messband, und ich legte es nach Poirots Weisungen an die Wand, während er meine Angaben auf die Rückseite eines Briefumschlags kritzelte. Ich fragte mich, warum er die Maße nicht wie sonst säuberlich in sein Notizbüchlein eintrug. Er reichte mir den Briefumschlag.

«Stimmen sie? Sehen Sie lieber nochmals nach!»

Auf dem Briefumschlag standen keine Ziffern, sondern die Worte: «Wenn wir wieder hinaufgehen, sagen Sie, Sie müssen anrufen, und fragen Sie, wo das Telefon ist! Ellen soll mit Ihnen gehen. Halten Sie sie möglichst lange auf!»

«Ja, das stimmt», sagte ich, den Umschlag einsteckend. «Der Bücherschrank passt bestimmt in die Nische.»

«Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich das große Schlafzimmer nochmals ansehen. Wegen der Maße.»

«Gern, Sir. Bitte!»

Wir gingen nochmals ins obere Stockwerk, und während Poirot eine Wand abmaß, sah ich auf die Uhr, fuhr – ein wenig übertrieben – erschrocken auf und rief:

«Mein Gott, wissen Sie, dass es schon drei Uhr ist? Anderson wird auf Nadeln sitzen. Ich muss ihn anrufen.» Ich wandte mich an die Haushälterin. «Haben Sie ein Telefon? Darf ich anrufen?»

«Gewiss, Sir. Im kleinen Zimmer neben der Halle. Ich werde es Ihnen zeigen.»

Sie eilte mir geschäftig voran zum Telefon; ich bat sie, mir die Nummer zu suchen, und dann rief ich einen Mr Anderson im Nachbarort Harchester an. Zum Glück war er nicht daheim, und ich ließ ihm sagen, dass ich später nochmals anrufen würde.

Als wir das kleine Zimmer verließen, stand Poirot schon in der Halle. Ein grünliches Leuchten lag in seinem Blick. Ich wusste mir seine Haltung nicht zu deuten, aber ich sah, dass er erregt war.

«Der Sturz auf der Treppe», sagte er, «muss Miss Arundell sehr erschreckt haben. Ärgerte sie sich über Bob und den Ball?»

«Merkwürdig, Sir, dass Sie darauf zu sprechen kommen. Sie war in großer Unruhe deswegen. Als sie im Sterben lag, begann sie zu fiebern und fantasierte immer von Bob und dem Ball und dem Bild mit der Dose.»

«Dem Bild mit der Dose?», wiederholte Poirot nachdenklich.

«Ja. Wir haben aber im ganzen Haus kein Bild, wo eine Dose drauf ist – nur Porträts und Landschaften und so. Aber sie war eben schon nicht mehr bei klarem Verstand.»

«Einen Augenblick – ich möchte nur nochmals in den Salon!»

Er ging durch das Zimmer und ließ den Blick über die Nippes gleiten. Eine ziemlich große Porzellandose mit Deckel – für Bonbons vermutlich – fesselte seine Aufmerksamkeit. Es war kein besonders schönes oder wertvolles Stück. Viktorianischer Geschmack – das ziemlich plumpe Bild einer Bulldogge, die mit bekümmerter Miene vor einer Haustür saß. Darunter stand: «Die ganze Nacht durchschwärmt – und keinen Hausschlüssel!»

Poirot, dessen Geschmack, meiner Ansicht nach, hoffnungslos spießbürgerlich ist, schien hingerissen. «Die ganze Nacht durchschwärmt – und keinen Hausschlüssel!», murmelte er. «Lustig! Trifft das auf Freund Bob zu? Bleibt er manchmal die ganze Nacht aus?»

«Gelegentlich, Sir. Nur ganz gelegentlich. Er ist ein sehr braver Hund, unser Bob.»

«Ich glaube es gern. Aber selbst die besten Hunde – »

«Allerdings, Sir. Das eine oder andere Mal ist er über Nacht weggeblieben und erst gegen vier Uhr früh heimgekommen. Dann setzte er sich immer auf die Türstufe und bellte, bis man ihn einließ.»

«Wer ließ ihn ein – Miss Lawson?»

«Wer ihn gerade hörte. Letztes Mal war es Miss Lawson. Das war in der Nacht, wo Miss Emily den Unfall hatte. Und Bob kam erst gegen fünf Uhr heim. Miss Lawson lief hinunter, um ihm zu öffnen, bevor er Lärm machte. Sie hatte Angst, er könnte Miss Emily wecken, und sie hatte ihr nichts davon gesagt, dass Bob strolchte, weil sie sie nicht aufregen wollte.»

«Ich verstehe. Sie hielt es für besser, wenn Miss Arundell es nicht erfuhr?»

«Ja, so hat sie mir gesagt, Sir. ‹Er kommt bestimmt wieder zurück›, hat sie gesagt, ‹er ist noch jedes Mal zurückgekommen. Aber sie regt sich vielleicht auf, und das muss vermieden werden.› Darum sagten wir nichts davon.»

«Hatte der Hund Miss Lawson gern?»

«Nun ja, er hielt nicht viel von ihr, wenn Sie mich recht verstehen, Sir. Sie war gut zu ihm. Nannte ihn ein braves Hundchen und ein liebes Hundchen, aber er sah sie so verächtlich an, wissen Sie, und gehorchte ihr nie.»

Poirot nickte. «Ich verstehe», sagte er.

Und dann tat er etwas, das mich lebhaft überraschte. Er zog einen Brief aus der Tasche – den Brief, den er am Morgen erhalten hatte.

«Ellen», fragte er, «was wissen Sie darüber?»

Die Veränderung, die mit Ellens Gesicht vorging, war erstaunlich. Sie sperrte den Mund auf und starrte Poirot mit fast komischer Überraschung an. «Nein, so was!», stieß sie hervor. Dann fasste sie sich und fragte langsam: «Sind Sie der Herr, an den der Brief gerichtet ist?»

«Ja. Ich heiße Hercule Poirot.»

Ellen hatte den Besichtigungsschein, den Poirot bei unserem Kommen vorgewiesen hatte, nicht angesehen. Bedächtig nickte sie jetzt. «Ja, das war der Name. Hercule Poirot. Nein, wird sich die Köchin wundern!»

Hastig fiel Poirot ein: «Wäre es nicht besser, in die Küche zu gehen und dort die Sache mit der Köchin zu besprechen?»

«Wie Sie wollen, Sir», antwortete Ellen, unschlüssig, ob es sich schicke, die Herren in die Küche zu führen. Aber Poirots Liebenswürdigkeit zerstreute ihre Bedenken, und wir begaben uns in die Küche. Ellen erklärte der Köchin, einer stattlichen Frau mit freundlichem Gesicht, den Sachverhalt.

«Möchten Sie's glauben, Annie? Das ist der Herr, an den der Brief gerichtet war. Wissen Sie, der Brief, den wir in der Schreibmappe gefunden haben.»

«Sie vergessen, dass ich nicht im Bild bin», bemerkte Poirot. «Vielleicht erklären Sie mir, wieso der Brief so spät abgeschickt wurde?»

«Ehrlich gesagt, Sir, wusste ich nicht, was damit anfangen; beide wussten wir es nicht. Nämlich, Sir, nach Miss Emilys Tod entrümpelte Miss Lawson, und eine Menge Sachen wurden weggeschenkt oder weggeworfen. Darunter auch eine kleine Schreibmappe. Sie war so hübsch, mit Maiglöckchen auf dem Deckel. Miss Arundell benützte sie immer, wenn sie im Bett schrieb. Miss Lawson wollte sie nicht und schenkte sie mir mit anderen Sachen, die Miss Emily gehört hatten. Ich legte die Mappe in eine Schublade und nahm sie erst gestern heraus, um neues Löschpapier einzulegen. In der Mappe war ein Fach – und wie ich hineingreife, was finde ich? Einen Brief.

Wie gesagt, ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte. Es war Miss Emilys Schrift, und ich dachte mir, vielleicht hat sie ihn vorläufig dorthin gesteckt, um ihn später zur Post zu geben, und ihn dann vergessen. Das kam oft vor; sie wurde schon sehr vergesslich, die Arme. Einmal war es ein Brief an die Bank wegen ihrer Dividendenscheine, und niemand konnte ihn finden; und dann kam sie darauf, dass sie ihn in ein Schreibtischfach gelegt hatte.»

«War Miss Arundell unordentlich?»

«O nein, Sir, im Gegenteil! Sie räumte immer jedes Stückchen weg und bewahrte alles auf. Das war eben das Pech. Hätte sie die Sachen liegen gelassen, wäre es besser gewesen. Aber weil sie alles wegräumte und vergaß, wo sie es hingetan hatte, kam alle Augenblicke so etwas vor.»

«Bobs Ball, zum Beispiel?», fragte Poirot lächelnd.

Der kluge Terrier war gerade aus dem Garten hereingetrottet und begrüßte uns wieder sehr freundschaftlich.

«Jawohl, Sir. Wenn Bob nicht mehr mit dem Ball spielte, räumte sie ihn immer weg. Aber der Ball hatte wenigs-

tens seinen bestimmten Platz – in der Schublade, die ich Ihnen gezeigt habe.»

«Aha! Aber, bitte, erzählen Sie weiter! Sie fanden den Brief in der Mappe?»

«Ja, Sir, und ich fragte mich, was ich damit machen sollte. Wegwerfen wollte ich ihn nicht – und öffnen, das schickte sich nicht. Miss Lawson ging der Brief nichts an. Annie und ich beratschlagten, und dann klebte ich eine Marke darauf und warf ihn in den Kasten.»

Poirot wandte sich halb zu mir und sagte: *«Voilà!»*

Ich konnte es mir nicht versagen, spöttisch zu antworten: «Zum Staunen, wie einfach eine Erklärung manchmal sein kann!» Er machte, wie mir vorkam, ein etwas betroffenes Gesicht, und ich bedauerte meine voreilige Bemerkung.

«Mein Freund hat Recht», sagte er zu Ellen. «Wie einfach eine Erklärung manchmal sein kann! Sie begreifen, dass ich etwas überrascht war, als ich einen zwei Monate alten Brief erhielt.»

«Das glaube ich gern, Sir. Daran dachten wir nicht.»

«Überdies» – Poirot hüstelte – «bin ich in einer etwas verzwickten Lage. Dieser Brief, wissen Sie, behandelt einen Auftrag, mit dem Miss Arundell mich betrauen wollte. Eine private Angelegenheit. Aber jetzt, wo Miss Arundell tot ist, weiß ich nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Hätte Miss Arundell gewünscht, dass der Auftrag auch unter diesen Umständen ausgeführt wird oder nicht? Eine schwierige Frage.»

Die beiden Frauen sahen ihn ehrerbietig an.

«Ich werde mich mit Miss Arundells Anwalt darüber beraten müssen. Sie hatte doch einen Anwalt, nicht wahr?»

«Gewiss, Sir. Mr Purvis in Harchester.»

«Er ist über alles unterrichtet?»

«Ich denke wohl, Sir. Er erledigte ihre Geschäfte, seit ich mich erinnern kann. Sie ließ ihn auch nach dem Sturz holen.»

«Dem Sturz auf der Treppe? Wann war das eigentlich?»

Die Köchin mischte sich ins Gespräch. «Am Tag nach dem Osterfeiertag. Ich erinnere mich, weil ich am Osterfeiertag auf meinen Ausgang verzichtete, weil wir doch so viele Gäste hatten, und statt dessen nahm ich Dienstag frei.»

Poirot zog seinen Taschenkalender zurate. «Stimmt – stimmt. Der Osterfeiertag fiel diesmal auf den Dreizehnten. Miss Arundell hatte den Unfall am Vierzehnten. Drei Tage später wurde der Brief an mich geschrieben. Schade, dass er mich nicht früher erreichte. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät – » Er brach ab und schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: «Ich vermute, dieser Auftrag, den ich übernehmen sollte, bezog sich auf einen der Gäste, die Sie soeben erwähnten.»

Diese Bemerkung aufs Geratewohl, dieser Schuss ins Blaue, traf. Ellen sah ihn verständnisvoll an und wechselte dann einen Blick mit der Köchin.

«Das wird Mr Charles sein», erklärte sie.

«Wenn Sie mir angeben wollten, wer alles hier war – »

«Doktor Tanios und seine Frau, Mrs Bella meine ich, und Miss Theresa und Mr Charles.»

«Lauter Neffen und Nichten?»

«Jawohl, Sir. Doktor Tanios ist natürlich kein Blutsverwandter. Er ist Ausländer, Grieche oder so was, und mit Mrs Bella verheiratet, der Tochter von Miss Arundells Schwester. Mr Charles und Miss Theresa sind Geschwister.»

«Ich verstehe. Also ein Familientag. Und wann fuhren sie wieder weg?»

«Mittwoch früh, Sir. Doktor Tanios und seine Frau kamen nächstes Wochenende wieder, weil sie wegen Miss Arundell so besorgt waren.»

«Und Mr Charles und Miss Theresa?»

«Das Wochenende danach. Die Woche, bevor Miss Arundell starb.»

Poirots Neugier schien unersättlich zu sein. Ich begriff nicht, welchen Zweck diese Fragen haben konnten. Die Erklärung für den rätselhaften Brief war gefunden; je eher er das Feld räumte, desto besser. Dieser Gedanke schien aus meinem Kopf in seinen überzuspringen. *«Eh bien»,* sagte er. «Ihre Auskünfte sind für mich von großem Wert. Ich muss mit – Mr Purvis, sagten Sie? – sprechen. Vielen Dank für Ihre Hilfe.»

Er bückte sich und streichelte Bob. *«Brave chien!* Du liebtest deine Herrin wirklich.»

Bob beantwortete die Liebkosung damit, dass er ein großes Stück Kohle zum Spielen brachte. Er wurde gescholten und das Kohlenstück ihm abgenommen. Er warf mir einen mitleidheischenden Blick zu.

«Diese Frauen!», schien sein Blick zu sagen. «Freigebig mit dem Essen, aber kein bisschen Sportgeist!»

9

«Nun, Poirot?», fragte ich, als wir das Gartentor von Littlegreen House hinter uns geschlossen hatten. «Sind Sie jetzt zufrieden gestellt?»

«Ja, mein Freund, ich bin zufrieden gestellt.»

«Gott sei Dank! Die Geheimnisse sind erklärt. Das Märchen von der reichen Dame und der bösen Gesellschafterin ist widerlegt. Der verspätete Brief und sogar der berühmte Vorfall mit dem Ball des Hundes zeigen sich in ihrem wahren Licht. Alles ist zufriedenstellend gelöst.»

Poirot antwortete mit einem trockenen Hüsteln: «Ich würde das Wort ‹zufriedenstellend› nicht gebrauchen, Hastings.»

«Sie haben es soeben selber gebraucht.»

«Nein, nein, ich sagte nicht, die Sache sei zufriedenstellend. Ich sagte, meine persönliche Neugier sei zufrieden gestellt. Ich kenne die Wahrheit über den Vorfall mit dem Ball des Hundes.»

«Die war doch höchst einfach!»

«Nicht so einfach, wie Sie glauben.» Er nickte mehrmals und fuhr fort: «Ich weiß nämlich eine Kleinigkeit, die Sie nicht wissen.»

«Und die wäre?», fragte ich skeptisch.

«Ich weiß, dass in die Randleiste an der obersten Treppenstufe *ein Nagel* eingeschlagen ist.»

Ich starrte ihn an. Sein Gesicht war tiefernst. «Nun?», fragte ich nach einer Weile. «Warum denn nicht?»

«Warum denn ja, Hastings? Warum ist er dort?»

«Das weiß ich nicht, aber es wird seinen Grund im Hausbrauch haben. Ist das so wichtig?»

«Gewiss ist es wichtig. Ich wüsste auch nicht, welcher Hausbrauch es erfordert, dass an dieser Stelle ein Nagel in die Randleiste der Treppe eingeschlagen wird. Überdies ist er sorgfältig mit Fußbodenlack überstrichen, damit man ihn nicht sieht.»

«Poirot, wo wollen Sie hinaus? Kennen *Sie* den Grund?»

«Ich kann ihn mir denken. Um vor der ersten Stufe einen Bindfaden oder einen Draht handhoch über den Boden zu spannen, kann man ihn auf der einen Seite ans Geländer binden, aber an der inneren Mauer braucht man einen Nagel, um den Bindfaden daran zu befestigen.»

«Was heißt das, Poirot?», rief ich.

«*Mon cher ami,* ich rekonstruiere den Vorfall mit dem Ball des Hundes. Wollen Sie zuhören?»

«Machen Sie's nicht so spannend!»

«Eh bien, die Sache war so. Jemand bemerkte Bobs Gewohnheit, den Ball am Treppenabsatz liegen zu lassen. Eine gefährliche Gewohnheit – sie kann einen Unfall verursachen.» Poirot schwieg eine Weile, dann fragte er in leicht verändertem Ton: «Wenn Sie jemanden umbringen wollten, wie würden Sie zu Werke gehen, Hastings?»

«Ich – tja – ich weiß nicht. Mir ein falsches Alibi verschaffen oder so ähnlich.»

«Ein ebenso schwieriges wie gefährliches Unterfangen. Aber Sie sind eben kein kaltblütiger Mörder. Leuchtet es Ihnen nicht ein, dass der leichteste Weg, einen Menschen zu beseitigen, der ist, sich einen *Unfall* zu Nutze zu machen? Jeden Augenblick geschieht ein Unfall. Und manchmal, Hastings, kann man ihm *nachhelfen!»*

Wieder schwieg er kurze Zeit, dann fuhr er fort: «Ich glaube, der zufällig liegen gebliebene Ball brachte den

Mörder auf den Gedanken. Miss Arundell pflegte nachts ihr Schlafzimmer zu verlassen und im Haus umherzuwandern. Ihr Augenlicht war nicht mehr gut, und es lag im Bereich der Möglichkeit, dass sie über den Ball stolperte und die Treppe hinunterfiel. Aber ein gründlicher Mörder überlässt nichts dem Zufall. Ein *Bindfaden,* vor die oberste Stufe gespannt, wirkt viel sicherer. Sie wird die Treppe hinunterstürzen. Und wenn das ganze Haus zusammenläuft, liegt dort, deutlich sichtbar, die Ursache des Unfalls – Bobs Ball!»

«Grauenhaft!», rief ich.

«Ja, grauenhaft…», antwortete Poirot ernst. «Und erfolglos… Miss Arundell kam mit unbedeutenden Verletzungen davon, obwohl sie sich hätte den Hals brechen können. Eine große Enttäuschung für den unbekannten Täter! Aber Miss Arundell war eine alte Dame mit scharfem Verstand. Alle erklärten ihr, sie sei über den Ball gestolpert, und der Ball lag tatsächlich dort, aber sie selbst erinnerte sich, dass der Unfall anders geschehen war. Sie war *nicht* über den Ball gestolpert. Und noch etwas fiel ihr ein: Um fünf Uhr früh nach ihrem Sturz hatte sie Bob vor der Haustür um Einlass bellen gehört!

Das alles ist zwar größtenteils reine Vermutung, aber ich bin überzeugt, dass ich Recht habe. Miss Arundell hatte am Abend selber den Ball in der Schublade verwahrt. Dann wurde Bob ins Freie gelassen und kam *nicht* zurück. Es konnte daher *nicht* Bob gewesen sein, der den Ball auf die oberste Stufe gelegt hatte.»

«Das sind wirklich nur Vermutungen, Poirot», wandte ich ein.

«Nicht ganz, mein Freund. Wir haben da noch die vielsagenden Worte, die Miss Arundell in ihren Fieberfantasien hervorstieß – von Bobs Ball und dem ‹Bild mit der Dose›. Sie begreifen doch?»

«Nicht das Geringste!»

«Wieso nicht? Sie hörten doch selber von der Haushälterin, dass es in Littlegreen House kein einziges Bild gibt, auf dem eine Dose zu sehen ist. Ich erkannte gleich, dass Ellen die Worte der Sterbenden missverstanden haben muss. Aber im Salon bemerkte ich eine Porzellandose mit dem Bild eines Hundes. Und zwar eines Hundes, der *die ganze Nacht* nicht nachhause gekommen ist. Verstehen Sie den Gedankengang der Fiebernden? Sie meinte das Bild *auf* der Dose. Bob hatte es ebenso gemacht wie dieser Hund; er war die ganze Nacht ausgeblieben, daher konnte nicht *er* den Ball auf der Stufe liegen gelassen haben.»

Unwillkürlich rief ich: «Genial, Poirot! Wie Sie sich diese Sachen ausdenken, ist mir ein Rätsel.»

«Ich denke sie mir nicht aus, sie sind da – deutlich zu sehen. *Eh bien,* können Sie sich jetzt die Lage vergegenwärtigen? Miss Arundell muss nach ihrem Unfall das Bett hüten und schöpft Verdacht, einen vielleicht unbegründeten Verdacht, aber er lässt sich nicht vertreiben. ‹Seit dem Vorfall mit dem Spielball des Hundes bin ich in Zweifel und Sorge.› Und sie schreibt einen Brief an mich, der unglücklicherweise erst zwei Monate später in meine Hände gelangt. Sagen Sie, stimmt ihr Brief nicht aufs Haar mit diesen Tatsachen überein?»

«Allerdings», gab ich zu.

«Noch ein Punkt ist zu bedenken: Miss Lawson war bemüht, Miss Arundell nicht zu Ohren kommen zu lassen, dass Bob die ganze Nacht ausgeblieben war.»

«Sie glauben, dass – »

«Ich glaube, dass dieser Punkt Beachtung verdient.»

Ich dachte eine Weile darüber nach, dann sagte ich mit einem Seufzer: «Tja, das alles ist sehr interessant – als Denksport. Meine Hochachtung! Wirklich eine meisterhafte Rekonstruktion. Schade, dass die alte Dame gestorben ist.»

«Ja, schade. Sie schreibt mir, dass jemand sie zu ermorden versuchte – denn darauf läuft es doch hinaus –, und kurze Zeit nachher ist sie tot.»

«Es ist eine große Enttäuschung für Sie, Poirot, dass sie eines natürlichen Todes starb, nicht wahr? Geben Sie's ruhig zu!»

Poirot zuckte die Achseln.

«Oder glauben Sie vielleicht, dass sie vergiftet wurde?», fragte ich boshaft.

Mit offensichtlicher Enttäuschung schüttelte er den Kopf. «Miss Arundell scheint tatsächlich eines natürlichen Todes gestorben zu sein.»

«Und wir streichen die Segel und kehren geschlagen nach London zurück.»

«*Pardon,* mein Freund, wir kehren nicht nach London zurück.»

«Was?»

«Wenn Sie einem Hund ein Kaninchen zeigen, mein Freund, kehrt er nicht nach London zurück. Nein, er kriecht in den Kaninchenbau.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Der Hund jagt Kaninchen. Hercule Poirot jagt Mörder. Wir haben hier einen Mörder, dessen Plan allerdings nicht gelang, aber gleichwohl einen Mörder. Und ich, mein Freund, werde in seinen – oder ihren – Bau dringen.»

Er öffnete die Gartentür.

«Wohin, Poirot?»

«In den Kaninchenbau, mein Freund. Hier wohnt Doktor Grainger, der Miss Arundell während ihrer letzten Krankheit behandelte.»

Der Arzt war ein Mann in den Sechzigern, mit hagerem Gesicht und streitlustigem Kinn, buschigen Brauen und

schlau blickenden Augen. Er sah scharf von mir zu Poirot und fragte unvermittelt:

«Sie wünschen?»

«Entschuldigen Sie die Belästigung, Doktor Grainger. Ich möchte gleich gestehen, dass ich Sie nicht beruflich in Anspruch nehmen will.»

«Freut mich», antwortete er trocken. «Sie sehn ganz gesund aus.»

«Der Zweck meines Besuchs ist der», fuhr Poirot fort. «Ich schreibe ein Buch, eine Biografie General Arundells, der seine letzten Lebensjahre in Basing verbracht haben soll.»

Der Arzt machte ein etwas überraschtes Gesicht. «Ja, General Arundell lebte hier bis zu seinem Tod. In Littlegreen House – gleich nach der Bank –, vielleicht haben Sie es gesehn?», Poirot nickte. «Aber das war ziemlich lange vor meiner Zeit. Ich kam 1919 nach Basing.»

«Aber Sie kannten seine Tochter, die verstorbene Miss Arundell?»

«Ja, ich kannte Emily Arundell sehr gut.»

«Es war natürlich eine große Enttäuschung für mich, dass sie vor kurzem gestorben ist.»

«Am ersten Mai.»

«Ja, das habe ich erfahren. Ich rechnete nämlich damit, von ihr persönlich Aufschlüsse und Erinnerungen für die Biografie ihres Vaters zu erhalten.»

«Gewiss, gewiss. Aber was kann ich dabei tun?»

«Hatte General Arundell andere Kinder, die noch leben?»

«Nein. Alle fünf tot. Vier Töchter und ein Sohn.»

«Und Enkel?»

«Charles Arundell und seine Schwester Theresa. Mit denen können Sie sich in Verbindung setzen, aber ich

bezweifle, dass Ihnen damit gedient sein wird. Der heutige Nachwuchs schert sich nicht viel um seine Großväter. Dann wäre da noch eine Mrs Tanios, aber auch sie wird Ihnen kaum etwas Verwendbares sagen können.»

«Vielleicht sind Familienpapiere in ihrem Besitz?»

«Vielleicht. Bezweifle es aber. Nach Miss Emilys Tod wurde viel verbrannt.»

Poirot seufzte enttäuscht. Der Arzt sah ihn neugierig an.

«Was finden Sie denn so interessant an dem alten Arundell? Habe nie gehört, dass er ein hohes Tier gewesen ist.»

«Ich bitte Sie!» Poirots Augen leuchteten begeistert. «Die Geschichte wird oft ihren bedeutendsten Männern nicht gerecht. Kürzlich sind Akten zum Vorschein gekommen, die ein ganz neues Licht auf den Großen Aufstand in Indien werfen. Geheimgeschichte. Und dabei spielt John Arundell eine große Rolle. Das Ganze ist faszinierend – faszinierend!»

«Hm!» machte Dr. Grainger. «Der alte General sprach, wie ich hörte, so viel über den Großen Aufstand, dass es den Leuten schon zum Hals heraushing.»

«Von wem wissen Sie das?»

«Von einer gewissen Miss Peabody. Vielleicht suchen Sie sie auf? Niemand ist schon so lange in Basing ansässig wie sie – kannte die Arundells gut. Klatsch ist ihr liebster Zeitvertreib. Ein Besuch würde sich lohnen, sie ist ein Original.»

«Das ist eine ausgezeichnete Idee. Können Sie mir vielleicht auch sagen, wo der junge Mr Arundell, der Enkel des Generals, wohnt?»

«Charles? Ja, seine Adresse kann ich Ihnen geben. Aber er ist ein respektloser Draufgänger. Die Familiengeschichte ist ihm schnuppe.»

«Er ist noch sehr jung?»

«In den Augen eines alten Knackers wie ich allerdings», antwortete der Arzt zwinkernd. «Anfang dreißig. Das schwarze Schaf der Familie. Hat viel Charme, aber das ist auch alles. Wurde in die ganze Welt geschickt und hat nirgends gut getan.»

«Seine Tante hatte ihn trotzdem gern?», fragte Poirot. «Das kommt nämlich häufig vor.»

«Hm, ich weiß nicht. Emily Arundell war nicht auf den Kopf gefallen. Soviel mir bekannt ist, gelang es ihm nie, Geld von ihr zu kriegen. Sie war sehr dickköpfig. Ich konnte sie gut leiden. Schätzte sie sehr.»

«Starb sie plötzlich?»

«Ja und nein. Sie kränkelte seit Jahren, aber sie überstand mehrere schwere Krankheiten.»

«Es heißt, dass sie sich mit ihrer Familie entzweite?»

«Entzweite – eigentlich nicht», antwortete der alte Arzt langsam. «Nein, soviel ich weiß, kam es zu keinem offenen Bruch.»

«Verzeihen Sie, wenn ich indiskret bin!»

«Durchaus nicht. Das weiß doch der ganze Ort.»

«Sie hinterließ ihr Vermögen nicht den Angehörigen, wie ich erfuhr.»

«Nein, sie vermachte alles ihrer Gesellschafterin, einem scheuen, verschreckten Huhn. Merkwürdig! Mir unbegreiflich. Sah ihr gar nicht ähnlich.»

«Nun ja», meinte Poirot nachdenklich. «Man kann sich leicht vorstellen, wie es kam. Eine alte Dame, schwach und leidend, abhängig von der Person, die sie pflegt und betreut. Eine kluge Frau mit einiger Willenskraft kann sich da leicht Einfluss verschaffen.»

Diese Behauptung wirkte wie ein rotes Tuch auf einen Stier. «Einfluss!», knurrte Dr. Grainger. «Keine Spur!

Emily Arundell behandelte Minnie Lawson schlimmer als einen Hund. Aber Frauen, die sich als Gesellschafterinnen durchbringen, zeichnen sich meist nicht durch besondere Geisteskräfte aus, sonst würden sie auf andere Art ihren Lebensunterhalt verdienen. Emily Arundell hatte keine Geduld mit dummen Menschen. Jedes Jahr verbrauchte sie so ein armes Ding. Einfluss – keine Rede davon!»

Poirot beeilte sich, diesen schlüpfrigen Boden zu verlassen. «Befinden sich vielleicht Familienpapiere und dergleichen im Besitz von Miss Lawson?»

«Kann sein», antwortete Dr. Grainger. «Im Haus einer alten Jungfer sammelt sich immer eine Unmenge Zeug an. Miss Lawson wird wahrscheinlich noch nicht einmal die Hälfte durchstöbert haben.»

Poirot erhob sich. «Ich danke Ihnen vielmals, Doktor Grainger. Es war sehr freundlich von Ihnen.»

«Nichts zu danken. Leider kann ich nicht mehr für Sie tun. Am besten, wenn Sie sich an Miss Peabody wenden. Wohnt in Morton Manor, keine zwei Kilometer von hier.»

Poirot hatte sich über einen großen Strauß Rosen auf dem Schreibtisch des Arztes gebeugt und roch an ihnen. «Köstlich!», murmelte er.

«Wahrscheinlich. Rieche nichts. Vor Jahren den Geruchssinn verloren, nach einer Grippe. Peinlich, wenn ein Arzt das gestehen muss, eh? Sehr lästig. Auch das Rauchen macht mir dadurch nicht mehr soviel Vergnügen.»

«Sehr bedauerlich. Übrigens, darf ich Sie um die Anschrift des jungen Arundell bitten?»

«Gleich!» Dr. Grainger führte uns in die Halle und rief: «Donaldson!»

«Mein Assistent», erklärte er. «Er muss sie kennen. Er ist mit Charles' Schwester Theresa verlobt. – Donaldson!»

Ein junger Mann trat aus einem Hinterzimmer. Er war mittelgroß; seine farblose Erscheinung und sein sachliches Wesen bildeten den denkbar größten Gegensatz zu Doktor Grainger. Der alte Arzt fragte ihn nach Charles Arundells Anschrift. Dr. Donaldsons sehr helle blaue, etwas vorquellende Augen glitten prüfend über uns hinweg. Dann antwortete er: «Ich weiß nicht, wo Charles wohnt, aber ich kann Ihnen Miss Theresa Arundells Anschrift geben. Sie wird Ihnen bestimmt sagen können, wo ihr Bruder zu erreichen ist.»

Er schrieb die Adresse auf ein Blatt seines Notizbuchs, riss es heraus und reichte es Poirot, der sich höflich bedankte. Wir verabschiedeten uns. Als wir das Haus verließen, bemerkte ich, dass Dr. Donaldson in der Halle stand und uns mit leicht erstaunter Miene nachsah.

10

«Sind solche faustdicken Lügen wirklich notwendig, Poirot?», fragte ich im Gehen.

Er zuckte die Achseln. «Wenn man sich überhaupt auf Lügen einlässt – Ihre Natur, Hastings, sträubt sich, wie ich sehe, gegen das Lügen, aber mir macht das gar nichts – »

«Das habe ich bemerkt.»

«– wenn man sich aufs Lügen einlässt, dann wenigstens kunstvolle, romantische, überzeugende Lügen.»

«Halten Sie diese Lüge für überzeugend? Glauben Sie, dass Doktor Donaldson überzeugt war?»

«Der junge Mann ist ein Skeptiker», gab Poirot nachdenklich zu.

«Auf mich machte er einen ausgesprochen misstrauischen Eindruck.»

«Er hatte keinen Grund dazu. Jeden Tag schreibt irgendein Schwachkopf die Biografie irgendeines Schwachkopfs. Das ist jetzt Mode.»

«Das erste Mal, dass Sie sich selbst einen Schwachkopf nennen», meinte ich schmunzelnd.

«Ich kann jede Rolle spielen. Aber schade, dass Sie meinen kleinen Schwindel nicht für gelungen halten. Mir gefiel er recht gut.»

«Geschmacksache. Und was nun?»

«Wir fahren zu Morton Manor.»

Morton Manor war ein massiger, hässlicher viktorianischer Bau. Ein altersschwacher Butler ließ uns zögernd eintreten und kam gleich wieder zurück. Ob wir angesagt seien?

«Bitte, sagen Sie Miss Peabody, dass wir von Doktor Grainger geschickt sind!», antwortete Poirot.

Wir warteten ein paar Minuten, dann öffnete sich die Tür, und eine kleine, dicke Dame watschelte ins Zimmer. Ihr schütteres weißes Haar war in der Mitte gescheitelt. Sie trug ein schwarzes, an manchen Stellen blankgescheuertes Samtkleid und schöne Spitzen um den Hals, die mit einer großen Kameenbrosche festgesteckt waren.

Aus kurzsichtigen Augen sah sie uns an. Ihre ersten Worte waren überraschend.

«Haben Sie was zu verkaufen?»

«Nein, Madame.»

«Bestimmt nicht?»

«Bestimmt nicht!»

«Keine Staubsauger?»

«Nein.»

«Sicherheitsschlösser?»

«Nein.»

«Kalender?»

«Nein.»

«Schön», sagte Miss Peabody und setzte sich. «Nehmen Sie Platz! Sie haben keine Ahnung, wie viel Leute einem heutzutage die Tür einrennen.»

Poirot wiederholte seine Geschichte. Miss Peabody hörte ihm wortlos zu; nur dann und wann blinzelten ihre Äuglein. Endlich fragte sie:

«Ein Buch schreiben Sie?»

«Jawohl.»

«Auf Englisch?»

«Gewiss.»

«Aber Sie sind doch Ausländer?»

«Allerdings.»

Sie ließ den Blick zu mir wandern. «Sind Sie sein Sekretär?»

«J-ja», antwortete ich.

«Können Sie anständig Englisch schreiben?»

«Ich hoffe es.»

«Wo haben Sie studiert?»

«Eton.»

«Dann können Sie's nicht!»

Ich musste diesen vernichtenden Vorwurf gegen einen altehrwürdigen Sitz der Gelehrsamkeit unwidersprochen lassen, denn Miss Peabody wandte sich erneut an Poirot. «Eine Biografie von General Arundell wollen Sie schreiben, eh?»

«Ja. Sie kannten ihn, glaube ich.»

«Ja, ich kannte John Arundell. Er trank. Aber über Indien kann ich Ihnen nichts erzählen. Ehrlich gesagt, hörte ich ihm nie zu, wenn er davon begann. Nichts Langweiligeres als diese alten Herren mit ihren Reminiszenzen.»

«Sie waren auch mit der Familie gut bekannt, nicht wahr?»

«Ja, ich kannte sie alle. Matilda war die Älteste. Eine verdrehte Person. Unterrichtete in einer Sonntagsschule. Dann Emily. War eine fabelhafte Reiterin. Die Einzige, die ihren Vater herumkriegen konnte, wenn er seinen Rappel hatte. Wagenladungen Flaschen wurden aus dem Haus weggeführt. Bei Nacht vergraben. Warten Sie, wer kam dann? Arabella oder Thomas? Thomas, glaube ich. Tat mir immer leid. Ein Mann und vier Frauen. Aber er war selber ein altes Weib, gewissermaßen. Niemand hätte

gedacht, dass er je heiraten würde. War eine ungeheure Überraschung.»

Miss Peabody kicherte stillvergnügt, in Erinnerungen verloren. «Dann kam Arabella. Nichtssagend. Gesicht wie ein Karpfen. Heiratete trotzdem. Einen Chemieprofessor in Cambridge. Ziemlich alter Mann, mindestens sechzig. Arabella war auch kein Backfisch mehr. Vierzig oder so. Na, jetzt sind sie beide tot. War eine glückliche Ehe. Dann war da Agnes, die Jüngste – die Hübsche. Lustiges Ding, fast frivol. Und gerade sie hat nie geheiratet. Komisch!»

«Inwiefern», fragte Poirot, «kam Mr Thomas Arundells Verheiratung unerwartet?»

Abermals kicherte die alte Dame. «Ach, das war ein Riesenskandal! Hätte es ihm nie zugetraut – ein so stiller, schüchterner, zurückgezogener Mann, der nur für seine Schwestern lebte!»

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: «Es gab da einen sensationellen Fall – Mrs Varley. Soll ihren Mann mit Arsen vergiftet haben. Schöne Frau. Aufsehenerregender Prozess. Sie wurde freigesprochen. Um es kurz zu machen, Thomas Arundell verlor den Kopf. Las alle Verhandlungsberichte und schnitt die Bilder Mrs Varleys aus den Zeitungen. Ob Sie's glauben oder nicht, nach dem Freispruch fuhr er nach London und machte ihr einen Heiratsantrag! Der stille Thomas!»

«Und was geschah weiter?»

«Oh, sie heiratete ihn tatsächlich.»

«Das muss für die Schwestern wohl ein großer Schock gewesen sein?»

«Das will ich meinen! Schnitten ihre Schwägerin. Kann es ihnen nicht verdenken. Thomas war tödlich beleidigt. Lebte irgendwo ganz zurückgezogen und ließ nichts mehr von sich hören. Weiß nicht, ob sie ihren ersten Mann

wirklich vergiftet hat. Den zweiten, Thomas, jedenfalls nicht. Er überlebte sie um drei Jahre. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Hübsches Paar, der Mutter nachgeraten.»

«Kamen sie oft zu ihrer Tante auf Besuch?»

«Erst nach dem Tod der Eltern, als sie schon fast erwachsen waren, kamen sie über die Ferien. Emily stand damals allein in der Welt, und die beiden jungen Arundells und Bella Biggs waren ihre einzigen Angehörigen.»

«Biggs?»

«Arabellas Tochter. Fade Person – ein paar Jahre älter als Theresa. Beging auch einen Blödsinn. Heiratete einen Ausländer! Griechischer Arzt. Sieht schauderhaft aus, hat aber reizende Manieren, muss ich zugeben. Na ja, die arme Bella hatte keine große Auswahl. Half die ganze Zeit ihrem Vater bei der Arbeit und hielt ihrer Mutter die Wolle. Der Mann war exotisch, und auf das fiel sie herein.»

«Ist die Ehe glücklich?»

«Scheint so. Zwei Kinder, gelb wie Zitronen. Leben in Smyrna.»

«Aber jetzt sind sie in England?»

«Ja, kamen im März. Werden wohl bald wieder heimfahren.»

«Hatte Miss Emily Arundell ihre Nichte gern?»

«Ob sie Bella gern hatte? O ja. Langweilige Person, lebt nur für die Kinder.»

«War die Tante mit dem Mann einverstanden?»

Miss Peabody lachte. «Einverstanden gerade nicht, aber ich glaube, er gefiel ihr ganz gut. Er hat Köpfchen, wissen Sie. Wenn Sie mich fragen – er verstand es, sie richtig zu behandeln. Der Mann hat eine gute Nase für Geld.»

Poirot hüstelte. «Miss Arundell hinterließ, wie ich höre, ein beträchtliches Vermögen?»

Die alte Dame lehnte sich in den Stuhl zurück. «Ja, eben deswegen war der ganze Wirbel. Niemand ahnte im entferntesten, wie reich sie war. Der alte General hinterließ seinen fünf Kindern ein ganz nettes Stück Geld, das zum Teil günstig neu angelegt wurde. Thomas und Arabella nahmen natürlich ihre Anteile, als sie heirateten. Die drei Schwestern lebten hier und gaben nicht den zehnten Teil ihrer gemeinsamen Einkünfte aus; alles wurde wieder angelegt. Matilda hinterließ ihr Geld Emily und Agnes zu gleichen Teilen, und Agnes vermachte ihr Geld Emily. Sie gab nach wie vor wenig aus. Fazit: Sie starb als reiche Frau – und die Lawson kriegt alles!»

Triumphierend stieß Miss Peabody die letzten Worte hervor.

«Überrascht Sie das, Miss Peabody?»

«Offen gestanden, ja. Emily hatte nie ein Hehl daraus gemacht, dass nach ihrem Tod ihr Geld an den Neffen und die Nichten fallen sollte. So lautete auch das ursprüngliche Testament. Legate für das Hauspersonal und so weiter, alles andere zu gleichen Teilen an Theresa, Charles und Bella. Mein Gott, gab das einen Aufruhr nach ihrem Tod, als sich herausstellte, dass sie ein zweites Testament zu Gunsten von Miss Lawson gemacht hatte!»

«Wurde dieses Testament kurz vor ihrem Tod verfasst?»

Miss Peabody warf Poirot einen scharfen Blick zu. «Sie wittern Beeinflussung? Nein. Schlagen Sie sich das aus dem Kopf! Dieses arme Häschen, die Lawson, hatte weder Verstand noch Nerven genug zu so was. Sie war genauso überrascht wie alle anderen – oder behauptet es wenigstens!»

Poirot musste über den Zusatz lächeln.

«Das Testament wurde etwa zehn Tage vor ihrem Tod geschrieben», fuhr Miss Peabody fort. «Der Anwalt sagt, es geht in Ordnung. Na, kann sein.»

Poirot beugte sich vor. «Sie meinen –?»

«Irgendein Hokuspokus, erkläre ich Ihnen. Etwas faul dabei.»

«Haben Sie vielleicht eine Ahnung, inwiefern?»

«Keine blasse. Woher auch? Ich bin kein Rechtsanwalt. Aber etwas stimmt da nicht, das sage ich Ihnen.»

Langsam fragte Poirot: «Besteht die Absicht, das Testament anzufechten?»

«Theresa hat, glaube ich, das Gutachten eines Anwalts eingeholt. Wird ihr wenig nützen! Wie lauten solche Gutachten in den meisten Fällen? ‹Nicht prozessieren!› Fünf Rechtsanwälte rieten mir einmal von einer Klage ab. Und ich? Ich klagte. Und gewann den Prozess.»

«Vermutlich», sagte Poirot vorsichtig, «ist die – äh – Stimmung zwischen Miss Lawson und den Arundells ziemlich gespannt?»

«Das war doch zu erwarten. So sind die Menschen nun einmal. Wenn jemand stirbt und noch kaum kalt ist, kratzen die tief trauernden Hinterbliebenen einander schon die Augen aus.»

Poirot kam auf etwas anderes zu sprechen. «Ist es wahr, dass Miss Arundell sich mit Spiritismus befasste?»

Miss Peabodys durchdringender Blick verweilte auf ihm.

«Wenn Sie vielleicht glauben, dass John Arundells Geist zurückkehrte und Emily befahl, ihr Geld Minnie Lawson zu hinterlassen, was Emily prompt tat, dann sind Sie auf dem Holzweg. Emily war nicht so albern. Meiner Ansicht nach fand sie Spiritismus eine Kleinigkeit unterhaltender als Patience oder Whist. Kennen Sie die Tripps?»

«Nein.»

«Eben – sonst wüssten Sie, was für ein Blödsinn das Ganze ist. Unerträgliche Weiber! Richten einem immer Botschaften von Verwandten aus, lauter ganz verkehrte. Und glauben daran. Auch Minnie Lawson glaubte daran. Na, ein Zeitvertreib ist so gut wie der andere.»

Poirot wechselte das Thema erneut. «Sie kennen den jungen Charles Arundell? Wie ist der junge Mann?»

«Ein Taugenichts. Ein Charmeur. Immer blank, immer verschuldet, wird überall zurückgeschickt wie ein falscher Fünfziger. Weiß die Frauen herumzukriegen. Komisch, dass der langweilige alte Thomas einen solchen Sohn hatte! Der war ein Muster an Rechtschaffenheit. Der Junge muss mütterlicherseits schlechtes Blut in sich haben. Bitte, ich persönlich kann ihn gut leiden. Aber er ist der Typ, der ohne weiteres seine Großmutter für ein paar Pfund umbringen würde. Keine Spur von Moral.»

«Und seine Schwester?»

«Theresa?» Kopfschüttelnd antwortete Miss Peabody: «Tja, ich weiß nicht. Exotische Person. Ungewöhnlich. Mit dem langweiligen Doktor verlobt. Kennen Sie ihn?»

«Doktor Donaldson?»

«Ja. Tüchtiger Arzt. Aber ich nähm' ihn nicht, wenn ich ein junges Mädchen wäre. Na, das ist Theresas Sache.»

«Behandelte auch Doktor Donaldson Miss Arundell?»

«Nur wenn Grainger Ferien machte.»

«Aber nicht während ihrer letzten Krankheit?»

«Glaube nicht.»

Lächelnd fragte Poirot: «Ich vermute, Miss Peabody, dass Sie von ihm als Arzt keine hohe Meinung haben.»

«Das habe ich nicht gesagt. Im Gegenteil, er kennt sich aus und ist tüchtig auf seine Art – aber es ist nicht die Art, die mir zusagt. Er wird aber wohl nicht allzu lange in Basing bleiben. Er will nach London – als Spezialist.»

«Wofür?»

«Serumtherapie, glaube ich, heißt das. Wissen Sie, das ist das, wo man jemandem eine Injektionsnadel hineinsticht, auch wenn's ihm ganz gut geht – bloß für den Fall, dass er einmal irgendetwas erwischt. Ich bin nicht für solche Sachen.»

«Befasst sich Doktor Donaldson mit irgendeiner bestimmten Krankheit?»

«Da fragen Sie mich zu viel. Ich weiß nur, dass ihm Allgemeinmedizin nicht gut genug ist. Er will sich in London selbstständig machen. Aber dazu gehört Geld, und er ist arm wie eine Kirchenmaus – übrigens, was ist eigentlich eine Kirchenmaus?»

Poirot murmelte: «Schade, dass wahres Talent so oft durch Geldmangel gehemmt ist. Und dabei gibt es Menschen, die nicht einmal ein Viertel ihrer Einkünfte ausgeben.»

«Wie Emily Arundell», meinte Miss Peabody. «So mancher war starr, als das Testament verlesen wurde. Wegen der Höhe des Betrags, meine ich, nicht wegen der Bestimmungen.»

«Waren auch die eigenen Angehörigen überrascht?»

«Ja und nein. Einer witterte was.»

«Wer?»

«Charles. Er hatte ein bisschen nachgerechnet, denn er ist nicht dumm, der junge Mann.» Sie machte eine kurze Pause und fragte dann: «Werden Sie sich mit ihm in Verbindung setzen?»

«Ich habe die Absicht», erklärte Poirot würdevoll. «Vielleicht befinden sich in seinem Besitz Familienpapiere über seinen Großvater.»

«Kaum. Viel eher hat er sie verbrannt. Der junge Mann hat keinen Respekt vor alten Leuten.»

«Man darf nichts unversucht lassen», erwiderte Poirot.

«So scheint es», versetzte Miss Peabody trocken, und in ihren blauen Augen lag für eine Sekunde ein Glitzern, das Poirot unangenehm zu berühren schien. Er erhob sich.

«Ich darf Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Jedenfalls bin ich Ihnen für Ihre Auskünfte sehr dankbar.»

«Ich habe mein möglichstes getan», sagte Miss Peabody. «Wir scheinen vom indischen Aufstand sehr weit abgekommen zu sein, nicht wahr?

Verständigen Sie mich, wenn das Buch erscheint», waren ihre letzten Worte. «Es würde mich ja *so* interessieren!»

Hinter uns hörten wir ein vergnügtes Kichern.

11

«Und jetzt», sagte Poirot, als wir wieder in den Wagen stiegen, «machen wir noch einen Besuch.»

«Heute scheint großer Besuchstag zu sein. Bei wem, Poirot?»

«Bei den *demoiselles* Tripp.»

«Schreiben Sie ein Werk über Spiritismus? Oder noch immer eine Biografie von General Arundell?»

«Diesmal wird es einfacher sein, mein Freund. Aber erst müssen wir herausfinden, wo die Damen wohnen!»

Die Schwestern Tripp bewohnten ein malerisches Bauernhäuschen, so alt, dass es aussah, als wollte es jeden Augenblick einstürzen.

Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen öffnete uns und drückte sich an die Mauer, um uns eintreten zu lassen. Das Innere des Hauses war reich an altersgeschwärzten Eichenbalken; es besaß eine große offene Feuerstelle und so kleine Fensterchen, dass man nichts deutlich sehen konnte. Die ganze Einrichtung war von falscher Schlichtheit; viel Obst in Holzschüsseln; viele Fotos – fast alle dieselben zwei Damen in verschiedenen Posen darstellend, meist mit an den Busen gepressten Blumensträußen oder mit der Hand einen wagenradgroßen Hut festhaltend.

Das Mädchen war ins obere Stockwerk gegangen, um uns zu melden. Gleich darauf kam unter großem Geräu-

sche und Geknarre eine Dame die Treppe herunter und auf uns zu.

Sie war nahe an die Fünfzig, hatte gescheiteltes Haar und braune, etwas vorquellende Augen. Ihr geblümtes Musselinkleid erinnerte irgendwie an ein Fasnachtskostüm.

Poirot trat näher und eröffnete das Gespräch auf schwungvollste Weise. «Ich muss vielmals um Vergebung bitten, dass ich störe, Mademoiselle, aber ich bin in Verlegenheit. Ich suchte nämlich in Basing eine Dame, die jedoch nicht mehr hier wohnt, und man sagte mir, dass Sie mir ihre Adresse geben könnten.»

«Ah? Um wen handelt es sich?»

«Um Miss Lawson.»

«Oh, Minnie Lawson. Natürlich! Eine meiner besten Freundinnen. Nehmen Sie Platz, Mr – eh –?»

«Parotti. Mein Freund, Captain Hastings.»

Wieder rauschte und knarrte es auf der Treppe, und es erschien eine zweite Dame in einem grünen Leinenkleid, das für eine Sechzehnjährige geeignet gewesen wäre.

«Meine Schwester Isabel – Mr – eh – Parrot – und – eh Captain Hawkins. Isabelchen, die Herren sind Bekannte von Minnie Lawson.»

Miss Isabel Tripp wirkte, im Gegensatz zu ihrer drallen Schwester, entschieden dürr. Ihr hellblondes Haar war in unzählige wirre Löckchen gelegt. Sie gab sich jungmädchenhaft und war, wie ich sah, das Urbild der Dame mit den ans Herz gepressten Blumen auf den Fotos. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit presste sie jetzt die Hände ans Herz und rief:

«Die liebe Minnie! Haben Sie sie in letzter Zeit gesehen?»

«Seit Jahren nicht», erklärte Poirot. «Wir haben ganz den Kontakt verloren. Ich war auf Reisen. Deshalb war

ich so überrascht, als ich hörte, welches große Glück meiner alten Freundin widerfahren ist.»

«Ja, wirklich. Und so wohl verdient! Minnie ist eine seltene Seele – so schlicht, so ernst.»

«Julia», rief Isabel, «erinnerst du dich? ‹P›. Besuch von Übersee, Anfangsbuchstabe P.»

Die Schwestern sahen Poirot verklärt an. «Es stimmt immer», sagte Julia sanft.

«Interessieren Sie sich für Okkultismus, Mr Parrot?»

«Meine Erfahrungen sind gering, Mademoiselle, aber da ich viel im Fernen Osten reiste, muss ich gestehen, dass es manches gibt, das sich auf natürliche Weise nicht erklären lässt.»

«Wie wahr!», murmelte Julia. «Wie wahr!»

«Der Osten», ergänzte Isabel. «Die Heimat des Mystischen und Okkulten.»

Poirots Reisen im Osten hatten sich auf einen zweiwöchigen Aufenthalt in Syrien, mit einem Abstecher in den Irak, beschränkt. Nach diesem Gespräch hätte man schließen können, dass er sein halbes Leben in Dschungeln und Basaren, in vertrautem Gespräch mit Fakiren, Derwischen und Mahatmas verbracht habe.

Die Damen Tripp waren Anhängerinnen der Rohkost, der Theosophie, der Christian Science, des Spiritismus und der Amateurfotografie. Wir plauderten kurze Zeit über diese mannigfaltigen Dinge, dann fragte Poirot:

«Die verstorbene Miss Arundell war eine Ihrer Anhängerinnen?»

Die Schwestern sahen einander an. «Ich bin nicht sicher», sagte Isabel.

«Wir konnten uns nie klar werden», hauchte Julia. «Einmal schien sie überzeugt zu sein, und dann sagte sie wieder etwas so – so Geringschätziges.»

«Ja, aber denk an die letzte Manifestation!», bemerkte Julia. «Die war wirklich bemerkenswert.» Sie wandte sich an Poirot. «Das war an dem Abend, als Miss Arundell erkrankte. Meine Schwester und ich waren bei ihr zum Dinner eingeladen, und wir hielten eine Séance, nur mit ihr und Miss Lawson. Und wissen Sie, wir drei – alle drei – sahen ganz deutlich eine Art Heiligenschein um Miss Arundells Kopf.»

«Wie, bitte?»

«Ja, einen leuchtenden Nebel.»

«So war es», stimmte Isabel bei. «Ein leuchtender Nebel umzog Miss Arundells Kopf, eine schwach leuchtende Aura. Es war ein *Zeichen,* jetzt wissen wir es, ein Zeichen, dass sie ins Jenseits eingehen würde.»

«Erstaunlich», sagte Poirot in gebührend beeindrucktem Ton. «War es finster im Zimmer?»

«O gewiss. Wir erzielen im Dunkeln immer die besseren Erfolge, und da es ein warmer Abend war, brannte auch kein Feuer.»

«Ein ungemein interessanter Geist sprach zu uns», erklärte Isabel. «Eine gewisse Fatima, die uns erzählte, dass sie zur Zeit der Kreuzzüge gestorben sei. Sie brachte uns eine wundervolle Botschaft.»

«Sie sprach tatsächlich zu Ihnen?»

«Nein, nicht mit Worten. Durch Klopfzeichen. Liebe – Hoffnung – Leben – lauter so schöne Worte.»

«Und Miss Arundell erkrankte während der Séance?»

«Gleich nachher. Belegte Brötchen und Portwein wurden gebracht, aber Miss Arundell wollte nichts essen, weil sie sich nicht wohl fühlte. Damit begann ihre Krankheit. Dem Himmel sei Dank, dass sie nicht lange leiden musste!»

«Vier Tage später verschied sie», ergänzte Isabel.

«Und wir haben schon Botschaften von ihr erhalten», sagte Julia eifrig. «Sie sagte, dass sie glücklich sei und von Schönheit umgeben, und sie hoffe, dass Zuneigung und Eintracht unter ihren Lieben herrsche.»

Poirot räusperte sich. «Das ist – äh – allerdings nicht der Fall, fürchte ich.»

«Die Verwandtschaft hat sich schändlich gegen die arme Minnie benommen», antwortete Isabel, mit vor Entrüstung geröteten Wangen.

«Minnie ist die selbstloseste Seele, die es gibt», zirpte Julia. «Und trotzdem wurden die lieblosesten Sachen über sie gesagt; dass sie eine Erbschleicherin sei – »

«– Obwohl sie doch selber ganz überrascht war – »

«– und ihren Ohren nicht traute, als der Anwalt das Testament verlas – »

«– und als Mr Purvis nach langen Erklärungen über Brutto- und Nettobeträge mitteilte, es seien annähernd dreihundertfünfundsiebzigtausend Pfund, fiel die arme Minnie fast in Ohnmacht. Das hat sie uns selber gesagt.»

«Sie hätte das nicht im Traum für möglich gehalten.»

«Das sagte sie Ihnen selber, nicht wahr?», fragte Poirot.

«Ja. Und deshalb ist es so grundschlecht von der Familie, solche Sachen zu sagen und sie zu verdächtigen. Wir leben in einem freien Land – »

«Die Engländer leben allerdings in dieser Illusion», murmelte Poirot.

«– und jeder kann sein Geld vermachen, wem er will. Meiner Ansicht nach hat Miss Arundell sehr klug gehandelt. Offenbar misstraute sie ihren eigenen Verwandten, und Grund dazu hatte sie reichlich.»

«Ah? Wirklich?» Poirot beugte sich voll Interesse vor.

Geschmeichelt durch so viel Aufmerksamkeit, fuhr Isabel fort: «Ja, Mr Charles Arundell, ihr Neffe, ist ein durch

und durch schlechter Mensch, das weiß jeder. Ich glaube, er wird im Ausland sogar von der Polizei gesucht. Und seine Schwester – nun, gesprochen habe ich noch nie mit ihr, aber sie sieht sehr sonderbar aus! Hypermodern und schrecklich aufgetakelt. Als ich ihre Lippen sah, wurde mir fast übel. Wie Blut! Und ich vermute stark, dass sie Rauschgift nimmt, sie benimmt sich manchmal so merkwürdig. Sie ist mit dem netten jungen Doktor Donaldson verlobt, aber ich glaube, sogar er fühlt sich manchmal ein wenig abgestoßen. O gewiss, auf ihre Art ist sie anziehend, aber ich hoffe, dass er noch zur Vernunft kommt und ein nettes, einfaches Mädchen heiratet.»

«Wie steht es mit den anderen Verwandten?»

«Genau dasselbe. Sehr unsympathisch. Ich habe nichts gegen Mrs Tanios, sie ist eine nette Frau, aber sehr beschränkt und ihrem Mann hörig. Er ist Türke – furchtbar, wenn eine Engländerin einen Türken heiratet! Sie ist aber eine sehr gute Mutter. Leider sind die armen Kleinen alles andere als hübsch.»

«Sie sind also der Ansicht, dass Miss Lawson eine weitaus würdigere Erbin ist?»

Überzeugt erwiderte Julia: «Minnie Lawson ist ein durch und durch guter Mensch. Und so selbstlos. Nie kam ihr der Gedanke an Geld. Keine Rede von Erbschleicherei.»

«Es ist ihr aber auch nicht eingefallen, die Erbschaft abzulehnen?»

Isabel fuhr ein wenig zurück. «O nein, das kann man doch nicht! Sie – sie betrachtete sie als – als heiliges Vermächtnis.»

«Und sie ist auch bereit, etwas für Mrs Tanios oder ihre Kinder zu tun. Sie will nicht, dass es *ihm* in die Hände fällt.»

«Sie erklärte sogar, dass sie vielleicht Theresa ein Taschengeld aussetzen werde.»

«Und das war sehr großmütig von ihr, wenn man bedenkt, wie von oben herab das Mädchen sie immer behandelte.»

«Wirklich, Mr Parrot, Minnie ist der großzügigste Mensch, den man sich denken kann. Aber Sie werden es selber wissen, Sie kennen sie ja.»

«Ja», antwortete Poirot, «ich kenne sie. Aber ich weiß noch immer nicht ihre Adresse.»

«Ach, richtig! Soll ich sie Ihnen aufschreiben?»

Poirot zog sein Notizbuch hervor. «Ich werde sie hier eintragen.»

«17, Clanroyden Mansions, W 2. Nicht weit vom Warenhaus Whiteley. Wir lassen sie herzlichst grüßen. Wir haben schon einige Zeit nichts von ihr gehört.»

Wir erhoben uns. «Ich danke Ihnen vielmals», sagte Poirot, «für den liebenswürdigen Empfang und die Adresse.»

«Ich verstehe nur nicht», rief Isabel, «warum man Ihnen in Littlegreen House die Anschrift nicht gab? Das muss diese Ellen gewesen sein! Dienstboten sind so eifersüchtig und kleinlich. Ich erinnere mich, sie waren mit Minnie manchmal geradezu grob.»

Julia reichte uns die Hand. «Es war uns ein Vergnügen.» Sie warf ihrer Schwester einen fragenden Blick zu. «Wenn Sie vielleicht Lust hätten – »

«Ja» – Isabels Wangen röteten sich ein wenig – «wenn Sie vielleicht unser einfaches Abendbrot mit uns teilen wollen? Geriebenes rohes Gemüse, Butterbrot und Obst.»

«So verlockend es klingt», antwortete Poirot hastig, «müssen wir leider gleich nach London zurückfahren.»

12

«Gott sei Dank, Poirot, dass wir diesen schauerlichen Weibern und den rohen Rüben entronnen sind!»

«*Pour nous, un bon bifteck,* mit gebratenen Kartoffeln und eine Flasche guten Weins. Was hätten wir dort wohl zu trinken bekommen?»

«Brunnenwasser», erwiderte ich schaudernd. «Oder alkoholfreien Apfelwein. Ich möchte wetten, im ganzen Haus gibt es kein Bad, und das Örtchen ist im Garten.» Ich wandte mich zu ihm. «Welche Befehle haben der Herr jetzt für den Chauffeur?»

«Es wird Sie freuen, zu hören, dass wir in Basing nichts mehr zu tun haben – »

«Großartig!»

«Allerdings nur vorläufig. Ich komme wieder.»

«Noch immer auf der Spur des erfolglosen Mörders?»

«So ist es.»

«Haben Sie aus dem Wust von Unsinn, den wir soeben anhörten, etwas Neues erfahren?»

«Gewisse Einzelheiten verdienen Beachtung. Die einzelnen Personen dieses Dramas beginnen sich deutlich abzuheben. Ist es nicht wie in einem altmodischen Roman? Die demütige Gesellschafterin, früher von allen über die Achsel angesehn, wird reich und spielt jetzt die gute Fee.»

«Solche Gönnerhaftigkeit muss den Leuten sehr gegen den Strich gehen, die sich selbst für die rechtmäßigen Erben halten.»

«Ja, Hastings, da haben Sie recht.»

Schweigend fuhren wir durch Basing, bis wir die Autostraße erreichten.

«Haben Sie sich gut unterhalten, Poirot?», fragte ich nach einer Weile.

«Unterhalten?», wiederholte er kalt. «Sie scheinen zu glauben, dass es mir mit der Sache nicht ernst ist.»

«Doch, doch. Aber sie ist rein theoretisch. Sie befassen sich mit ihr aus reinem Selbstzweck. Einen praktischen Sinn gibt's ja gar nicht… will sagen, es wäre etwas anderes, wenn wir der alten Dame damit helfen oder sie gegen erneute Angriffe schützen könnten. Aber sie ist doch tot! Wozu das alles?»

«Nach Ihrer Auffassung, *mon ami,* sollte man sich also mit einem Mordfall überhaupt nicht befassen?»

«Nein, nein, das ist doch etwas ganz anderes. Da hat man doch eine Leiche… Himmelherrgottnocheinmal!»

«Was regen Sie sich auf, Hastings? Ich verstehe vollkommen. Sie unterscheiden zwischen einer Leiche und einer Toten. Wenn beispielsweise Miss Arundell plötzlich einer brutalen Gewalttat zum Opfer gefallen wäre, statt ganz normal an einem langwierigen Leiden zu sterben, würden meine Nachforschungen Sie nicht so gleichgültig lassen?»

«Natürlich nicht.»

«Hastings – jemand versuchte sie zu ermorden!»

«Aber ohne Erfolg. Das gibt den Ausschlag.»

«Und es reizt Sie nicht zu wissen, wer den Versuch unternahm?»

«Na ja, in gewisser Hinsicht schon.»

«Der Kreis ist ziemlich beschränkt», sagte Poirot sinnend. «Dieser Bindfaden – »

«– dessen Existenz Sie lediglich aus dem Nagel in der Randleiste ableiten», unterbrach ich. «Und dabei kann dieser Nagel schon seit Jahren dort sein.»

«Nein. Der Lack war ganz frisch.»

«Auch dann gibt es alle möglichen Erklärungen.»

«Zum Beispiel?»

Mir fiel im Augenblick keine überzeugende ein. Poirot benützte mein Schweigen und fuhr fort: «Ja, ein beschränkter Kreis. Die Schnur konnte erst gespannt worden sein, nachdem alles zu Bett gegangen war. Mithin kommen nur die Hausbewohner in Betracht, das heißt, einer von sieben ist der Schuldige. Doktor Tanios. Mrs Tanios. Theresa Arundell. Charles Arundell. Miss Lawson. Ellen. Die Köchin.»

«Die Dienstboten können Sie doch ruhig weglassen.»

«Auch sie erbten, *mon cher.* Überdies können andere Beweggründe vorhanden gewesen sein – Hass – ein Streit – eine entdeckte Unehrlichkeit – man kann nie wissen.»

«Es scheint mir aber höchst unwahrscheinlich.»

«Zugegeben. Aber man muss alle Möglichkeiten ins Auge fassen.»

«Dann», sagte ich, «dann müssen Sie mit acht Personen rechnen, nicht mit sieben.»

«Wieso?»

«Sie müssen auch Miss Arundell einbeziehen», erklärte ich siegessicher. «Wie, wenn sie selbst die Schnur gespannt hätte, damit jemand darüberfällt?»

Poirot zuckte die Achseln. «Sie sagen da eine *bêtise,* mein Freund. Wenn Miss Arundell selber die Falle gelegt hätte, hätte sie sich doch in Acht genommen und wäre nicht hinuntergestürzt!»

Geschlagen zog ich mich zurück.

«Die Reihenfolge der Ereignisse», fuhr Poirot fort, «ist sonnenklar: der Sturz, der Brief an mich, der Besuch des Rechtsanwalts – aber ein Punkt ist fraglich. Hielt Miss Arundell den Brief an mich zurück, weil sie sich noch nicht klar war, ob sie ihn absenden sollte? Oder glaubte sie, ihn zur Post gegeben zu haben?»

«Das können wir nicht wissen.»

«Nein. Nur vermuten. Ich persönlich vermute, dass sie glaubte, ihn abgeschickt zu haben. Sie wird wohl sehr verwundert gewesen sein, dass sie keine Antwort erhielt…»

Meine Gedanken waren in eine andere Richtung abgeschweift.

«Poirot, glauben Sie, dass dieses spiritistische Zeug dabei eine Rolle spielte? Ich meine, dass – trotz allem, was Miss Peabody sagte – bei einer dieser Séancen ein Befehl kam, sie möge ihr Testament ändern und das Geld der Lawson hinterlassen?»

Poirot schüttelte zweifelnd den Kopf. «Das passt nicht zu dem Gesamtbild, das ich mir von Miss Arundells Charakter gemacht habe.»

«Die Damen Tripp erklären, Miss Lawson sei fassungslos gewesen, als das Testament verlesen wurde.»

«Sagte sie ihnen.»

«Aber Sie glauben es nicht?»

«Mon ami, Sie kennen meine misstrauische Natur. Ich glaube nichts, was sich nicht bestätigen und nachweisen lässt. ‹Er sagt›, ‹sie sagt›, ‹sie sagen› – pah, was heißt das alles? Nichts. Es kann reine Wahrheit sein. Es kann abgefeimte Lüge sein. Ich gebe mich nur mit Tatsachen ab.»

«Und die sind?»

«Miss Arundell stürzte auf der Treppe. Niemand bestreitet das. Der Sturz war das Werk eines Unbekannten.»

«Sagt Hercule Poirot. Einen anderen Beweis dafür gibt es nicht.»

«Im Gegenteil! Wir haben den Nagel als Beweis; den Brief Miss Arundells an mich; den Beweis, dass der Hund die ganze Nacht außer Haus war; Miss Arundells Worte über das Bild auf der Dose und Bobs Ball. Das alles sind Tatsachen.»

«Und die nächste Tatsache, bitte?»

«Die nächste Tatsache ist die Antwort auf unsere übliche Frage: Wer profitierte von Miss Arundells Tod? Antwort: Miss Lawson.»

«Die tückische Gesellschafterin! Allerdings waren die anderen in dem Glauben, dass sie die Erben seien. Und zur Zeit des Unfalls hätten tatsächlich sie den Vorteil davon gehabt.»

«So ist es, Hastings. Und deshalb sind sie alle gleich verdächtig. Ferner kennen wir die Tatsache, dass Miss Lawson ihr Möglichstes tat, damit Miss Arundell nicht erfuhr, dass Bob über Nacht ausgeblieben war.»

«Finden Sie das verdächtig?»

«Durchaus nicht. Ich nehme es nur zur Kenntnis. Vielleicht geschah es lediglich aus Sorge um die alte Dame. Das ist die weitaus wahrscheinlichste Erklärung.»

Ich sah Poirot von der Seite an. «Er weicht einem fortwährend aus», dachte ich. «Miss Peabody», sagte ich laut, «ist der Ansicht, dass es bei diesem Testament irgendeinen Hokuspokus gegeben hat. Was kann sie damit meinen?»

«Das war vermutlich ihre Art, einen nebelhaften, unklaren Verdacht auszudrücken.»

«Beeinflussung scheint nicht infrage zu kommen», meinte ich nachdenklich. «Und allem Anschein nach war Emily Arundell viel zu vernünftig, um an solchen Unsinn wie Spiritismus zu glauben.»

«Warum nennen Sie den Spiritismus Unsinn, Hastings?»

Ich starrte ihn überrascht an.

«Glauben Sie etwa an Spiritismus?»

«Ich habe diesbezüglich keinerlei Vorurteile. Ich habe mich nie selbst damit beschäftigt, aber Wissenschaftler von Ruf geben zu, dass es Phänomene gibt, die durch die – sagen wir ‹Leichtgläubigkeit› einer Miss Tripp nicht zu erklären sind.»

«Sie glauben also dieses Gewäsch von dem Lichtschimmer um Miss Arundells Kopf?»

Poirot machte eine abwehrende Handbewegung. «Ich sprach allgemein, weil ich mit Ihrem voreingenommenen Skeptizismus nicht einverstanden bin. Ich würde allerdings den Schwestern Tripp – nach dem Urteil, das ich mir über sie gebildet habe – nichts glauben, ohne es sehr genau geprüft zu haben. Dumme Frauen, *mon ami,* bleiben dumme Frauen, ob sie nun über Politik, Angestellte, Spiritismus oder Schnittmuster reden.»

«Trotzdem hörten Sie ihnen höchst aufmerksam zu.»

«Im Zuhören bestand heute meine ganze Aufgabe. Zuhören, was jeder Einzelne über diese sieben Personen beziehungsweise über die fünf unmittelbar Beteiligten zu sagen hatte. Wir kennen diese Personen nun von verschiedenen Seiten. Nehmen Sie zum Beispiel Miss Lawson! Von den Damen Tripp vernehmen wir, dass sie großmütig, selbstlos, weltfremd war – kurz, eine Seele von einem Menschen. Miss Peabody bezeichnet sie als leichtgläubig, albern, weder mit Mut noch mit Verstand genug begabt, um irgendeine verbrecherische Tat zu begehen. Von Doktor Grainger erfuhren wir, dass sie immer schlecht behandelt wurde und keine leichte Stellung hatte; ein ‹scheues, verschrecktes Huhn›, sagte er. Und Ellen erzählte uns, dass Bob, der Terrier, sie verachtete. Jeder Einzelne sah sie von einem etwas anderen Gesichtspunkt. Über Charles Arundells moralische Eigen-

schaften herrscht Einmütigkeit, aber die Ausdrucksweise ist verschieden. Doktor Grainger nennt ihn nachsichtig einen Draufgänger. Miss Peabody erklärt, er würde seine Großmutter wegen ein paar Pfund umbringen, zieht aber einen ‹Charmeur› offenkundig einem langweiligen Menschen vor. Miss Tripp deutet an, dass er eines Verbrechens fähig wäre, ja dass er eines begangen hat, oder mehr als eines. Diese Schlaglichter sind alle interessant und nützlich. Sie führen zu unserem nächsten Schritt.»

«Nämlich?»

«Uns selbst zu überzeugen, mein Freund.»

13

Am folgenden Morgen machten wir uns auf den Weg nach Chelsea. Ich hatte Poirot einen Besuch beim Rechtsanwalt, Mr Purvis, vorgeschlagen, aber er war entschieden dagegen gewesen.

«Nein, mein Freund. Unter welchem Vorwand könnten wir ihn ausholen?»

«Sie sind doch sonst so erfinderisch, Poirot. Irgendeine abgedroschene Lüge würde genügen.»

«Bei einem Rechtsanwalt nicht, lieber Freund. Wir würden höflich hinauskomplimentiert.»

«Das», antwortete ich, «wollen wir lieber doch nicht riskieren.»

Theresa wohnte in Chelsea in einem Häuserblock, der auf die Themse sah. Die Wohnung war teuer und ganz modern eingerichtet: schimmernder Chromstahl und dicke Teppiche mit geometrischen Mustern.

Wir mussten einige Minuten warten, dann trat die junge Frau ein und sah uns fragend an.

Theresa Arundell war etwa achtundzwanzig, groß, sehr schlank und sah aus wie eine stilisierte Schwarz-Weiß-Zeichnung aus einem Modeblatt. Ihr Haar war pechschwarz, ihr Gesicht war stark geschminkt und totenbleich. Die Augenbrauen, übertrieben ausgezupft, verliehen ihren Zügen etwas Spöttisches. Nur die Lippen hatten Farbe, eine leuchtend scharlachrote Wunde in einem weißen Gesicht. Sie wirkte – wie es kam, weiß ich nicht –

doppelt so lebendig als andere Menschen, obwohl sie sich mit müder Gleichgültigkeit gab.

Poirot hatte seine Karte hineingeschickt. Theresa drehte sie zwischen den Fingern.

«Sie sind Monsieur Poirot?»

«Ihnen zu Diensten, Mademoiselle», antwortete er mit einer Verbeugung. «Darf ich Ihre kostbare Zeit für einige Minuten in Anspruch nehmen?»

Seinen Tonfall nachahmend, antwortete sie: «Mit größtem Vergnügen, Monsieur. Bitte, nehmen Sie Platz!»

Vorsichtig ließ er sich in einen niedrigen, viereckigen Fauteuil sinken; ich wählte einen Stuhl aus Gurten und Chromstahl. Theresa setzte sich auf einen Hocker vor dem Kamin. Sie bot uns Zigaretten an und zündete sich selbst eine an, nachdem wir abgelehnt hatten.

«Mein Name ist Ihnen vielleicht bekannt, Mademoiselle?»

Sie nickte. «Scotland Yards bester Freund, nicht wahr?»

Poirot schien diese Beschreibung nicht zu gefallen und er antwortete mit Würde: «Ich befasse mich mit kriminalistischen Problemen, Mademoiselle.»

«Ungeheuer aufregend», sagte Theresa Arundell in gelangweiltem Ton. «Wie schade, dass ich mein Autogrammbuch verloren habe!»

«Es handelt sich hier um Folgendes: Ich erhielt gestern einen Brief von Ihrer Tante.»

Ihre großen, mandelförmigen Augen weiteten sich ein wenig; sie blies eine Rauchwolke von sich. «Von meiner Tante, Monsieur Poirot?»

«Von Ihrer Tante, Mademoiselle.»

«Tut mir leid, dass ich Ihnen das Spiel verderben muss», murmelte sie, «aber das gibt es nicht. Meine Tanten sind,

Gott sei Dank, alle tot. Die letzte starb vor zwei Monaten.»

«Miss Emily Arundell?»

«Ja. Sie erhalten doch keine Briefe von Toten, Monsieur Poirot?»

«Manchmal, Mademoiselle.»

«Wie schauerlich!», rief sie, aber ihre Stimme klang verändert – lebhafter, wachsamer. «Und was schrieb meine Tante?»

«Das kann ich Ihnen augenblicklich leider nicht sagen. Es ist eine» – er hüstelte – «etwas heikle Angelegenheit.»

Theresa Arundell rauchte schweigend weiter. Nach einer Weile sagte sie. «Das klingt wunderbar mysteriös. Aber was habe ich damit zu tun?»

«Ich möchte Sie bitten, mir einige Fragen zu beantworten.»

«Was für Fragen?»

«Die Familie betreffende.»

Wieder weiteten sich ihre Augen. «Wie feierlich sich das anhört! Vielleicht geben Sie mir ein Beispiel.»

«Bitte. Können Sie mir die Adresse Ihres Bruders Charles sagen?»

Ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzen. Sie schien sich in ein Gehäuse zurückzuziehen. «Leider nicht. Wir schreiben einander wenig. Ich glaube, er hat England verlassen.»

«Ich verstehe», antwortete Poirot und schwieg für eine Minute.

«Sonst wollten Sie nichts wissen?»

«Oh, ich hätte noch andere Fragen. Zum Beispiel: Sind Sie mit den testamentarischen Verfügungen Ihrer Tante einverstanden? Zweitens: Wie lange sind Sie mit Doktor Donaldson verlobt?»

«Was für Sprünge Sie machen!»

«Eh bien?»

«Eh bien – meine Antwort auf diese Fragen ist: C*a ne vous regarde pas, Monsieur Poirot.* Das geht Sie nichts an.»

Poirot betrachtete sie eine Weile aufmerksam, ohne eine Spur von Enttäuschung in der Miene, dann stand er auf. «Aha, so ist das! Nun, vielleicht nicht unerwartet. Mein Kompliment, Mademoiselle, zu Ihrer französischen Aussprache. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. Kommen Sie, Hastings!»

Wir wandten uns zum Gehen, aber Theresa, die sich nicht rührte, rief uns nach, und die Worte fielen wie ein Peitschenhieb: «Bleiben Sie!»

Poirot setzte sich gehorsam und sah sie fragend an.

«Lassen wir das Versteckspiel!», sagte sie. «Sie könnten mir vielleicht nützlich sein, Monsieur Poirot.»

«Mit Vergnügen, Mademoiselle. Inwiefern?»

Sie zog an ihrer Zigarette und sagte ganz ruhig: «Raten Sie mir, wie man das Testament umstoßen kann.»

«Ein Rechtsanwalt – »

«Ja, vielleicht ein Rechtsanwalt, aber dazu müsste ich den richtigen finden. Ich kenne nur durch und durch korrekte Anwälte. Sie erklären, dass das Testament rechtskräftig ist und dass es hinausgeworfenes Geld wäre, wenn man es anfechten würde.»

«Und Sie glauben das nicht?»

«Ich glaube, dass es immer einen Ausweg gibt, wenn man skrupellos ist und es sich etwas kosten lässt. Nun, ich bin bereit, es mich etwas kosten zu lassen.»

«Und Sie nehmen ganz selbstverständlich an, dass ich mich gegen Bezahlung als skrupellos erweise?»

«Bei den meisten Menschen ist es so. Ich wüsste nicht, warum gerade Sie eine Ausnahme sein sollten. Natürlich

beteuert jeder zuerst immer seine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.»

«Weil das mit dazugehört, eh? Aber angenommen, ich wäre bereit, skrupellos zu sein – was kann ich, Ihrer Meinung nach, tun?»

«Das weiß ich nicht. Sie sind ein kluger Mensch, das ist bekannt. Sie könnten irgendetwas aushecken.»

«Zum Beispiel?»

Theresa zuckte die Achseln. «Das ist Ihre Sache. Stehlen Sie das Testament und unterschieben Sie ein falsches… Entführen Sie die Lawson und jagen Sie ihr Angst ein, indem Sie ihr vorhalten, sie habe Tante Emily zu diesem Testament genötigt. Lassen Sie ein später auf dem Totenbett geschriebenes auftauchen!»

«Vor Ihrer üppigen Fantasie, Mademoiselle, bleibt mir der Atem weg.»

«Was ist Ihre Antwort? Ich habe offen gesprochen. Wenn Sie nur entrüstet nein sagen können, dann gehen Sie!»

«Ich habe nicht – noch nicht – entrüstet nein gesagt – », begann Poirot.

Theresa lachte und sah mich an. «Ihr Freund scheint vor Empörung zu kochen. Wollen wir ihn ein wenig spazieren schicken?»

Poirot wandte sich gereizt an mich. «Bezähmen Sie Ihre bewundernswerte Rechtschaffenheit, Hastings! Sie müssen meinen Freund entschuldigen, Mademoiselle, er ist, wie Sie sehen, ein anständiger Mensch. Jedenfalls muss ich schon jetzt betonen» – er sah sie fest an –, «dass sich alles, was wir wegen des Testaments unternehmen, streng im Rahmen des Gesetzes halten wird.»

Sie hob die Brauen.

«Das Gesetz», fuhr Poirot nachdenklich fort, «gewährt jedoch eine Menge Spielraum.»

«Ich verstehe», antwortete sie mit flüchtigem Lächeln. «Gut, das können wir als ab gemacht ansehen. Wollen wir jetzt Ihren Anteil an der Beute vereinbaren – wenn es zu einer Beute kommt?»

«Auch das können wir als abgemacht ansehen.» Er beugte sich zu ihr. «Mademoiselle, in neunundneunzig Fällen von hundert stehe ich aufseiten des Gesetzes. Der hundertste Fall – nun, der hundertste ist anders. Vor allem ist er weit einträglicher… Aber es muss ganz still und diskret gemacht werden, wissen Sie – ganz, ganz unauffällig. Mein guter Ruf darf nicht leiden.»

Theresa nickte.

«Und ich muss alle Einzelheiten des Falles kennen! Ich muss die volle Wahrheit wissen. Wenn man die Wahrheit kennt, weiß man leichter, welche Lügen man gebrauchen muss.»

«Sehr vernünftig.»

«Also dann! Wann wurde das zweite Testament verfasst?»

«Am 21. April.»

«Und das erste?»

«Vor etwa fünf Jahren.»

«Die Bestimmungen waren damals –?»

«Ein Legat für Ellen und eine frühere Köchin, alles andere zu gleichen Teilen an die Kinder ihres Bruders Thomas und die Tochter ihrer Schwester Arabella.»

«Sollte das Vermögen zu Gunsten der Erben verwaltet werden?»

«Nein, es hätte ihnen ausgehändigt werden sollen.»

«Geben Sie jetzt Acht! Kannten Sie alle Bestimmungen dieses Testaments?»

«Ja, Charles und ich kannten sie, auch Bella. Tante Emily machte kein Geheimnis daraus. Im Gegenteil, wenn

eins von uns sie anpumpen wollte, sagte sie: ‹Ihr kriegt ohnehin mein ganzes Geld, wenn ich tot und begraben bin. Damit müsst ihr euch begnügen.›»

«Hätte sie ein Darlehen auch bei einer Krankheit oder in einem anderen Notfall verweigert?»

«Nein, ich glaube nicht», antwortete Theresa langsam.

«Aber sie war der Ansicht, dass Sie alle sowieso Geld genug zum Leben hätten.»

«Ja, der Ansicht war sie», versetzte sie voll Bitterkeit.

«Es war jedoch nicht der Fall?»

Theresa antwortete nicht gleich. «Mein Vater hinterließ jedem von uns beiden dreißigtausend Pfund. Die Zinsen dieses Kapitals bei sicherer Anlage betragen etwa zwölfhundert Pfund im Jahr. Einen schönen Happen davon schnappt die Einkommenssteuer. Immerhin bleibt ein ganz nettes Jahreseinkommen, mit dem sich gerade leben ließe. Aber ich» – ihre Stimme klang verändert, ihr schlanker Körper straffte sich, sie warf den Kopf zurück; die wunderbare Lebendigkeit, die in ihr schlummerte, kam nun zum Vorschein – «aber ich verlange mehr vom Leben! Das beste Essen, die elegantesten Kleider – Stil, Schönheit – nicht einfach irgendwas zum Anziehen. Ich will leben und genießen – am Strand in der heißen Sonne liegen – Bakkarat spielen – Partys geben, exotische, tolle Partys – ich will alles, was es auf der Welt gibt –, aber nicht Gott weiß wann – sondern jetzt, jetzt!»

Ihre Stimme wirkte erregend, warm, berauschend. Poirot beobachtete die schöne Frau eindringlich.

«Und das alles haben Sie vermutlich schon gehabt?»

«Ja, Monsieur Poirot, das alles habe ich gehabt.»

«Wie viel ist von den dreißigtausend Pfund übrig?»

Sie lachte plötzlich. «Zweihunderteinundzwanzig Pfund, vierzehn Shilling und sieben Pence. Genau. Sie sehen

also, kleiner Herr, das Sie nur ein Erfolgshonorar kriegen können. Kein Erfolg – kein Honorar.»

«In diesem Fall», sagte Poirot trocken, «wird sicherlich ein Erfolg zu verzeichnen sein.»

«Poirot, Sie sind ein großartiger kleiner Mann. Es freut mich, dass wir einander kennen gelernt haben.»

Sachlich fuhr Poirot fort: «Ich muss Ihnen noch einige wichtige Fragen stellen. Nehmen Sie Drogen?»

«Nein, nie.»

«Trinken Sie?»

«Nicht wenig – aber nicht, weil ich süchtig bin, sondern weil mein ganzer Bekanntenkreis trinkt. Ich könnte es jederzeit aufgeben.»

«Sehr erfreulich.»

«Keine Angst!», lachte sie. «Ich werde im Rausch nichts ausplaudern.»

Poirot fragte weiter: «Liebschaften?»

«Eine ganze Menge – früher jedenfalls.»

«Und jetzt?»

«Nur Rex.»

«Doktor Donaldson, meinen Sie?»

«Ja.»

«Das Leben, das Sie beschrieben, scheint ihm fremd zu sein.»

«Ja, sehr.»

«Trotzdem lieben Sie ihn. Warum nur?»

«Warum? Warum verliebte sich Julia in Romeo?»

«Nun, zunächst, bei aller Ehrerbietung vor Shakespeare, weil er der erste Mann war, den sie kennen lernte.»

Langsam antwortete Theresa: «Für mich war Rex nicht der erste, bei weitem nicht.» Sie dämpfte die Stimme.

«Aber ich glaube –, ich fühle es – ich werde nie mehr einen anderen Mann ansehen.»

«Er ist arm, Mademoiselle.»

Sie nickte.

«Auch er braucht Geld?»

«Furchtbar dringend. Aber nicht aus denselben Gründen wie ich. Er ist nicht für Luxus, Schönheit und Nervenkitzel. Er würde einen Anzug tragen, bis er in Stücke fällt, Tag für Tag Wurstbrot essen und in einer alten Blechwanne baden. Wenn er Geld hätte, würde er es für ein Laboratorium und Reagenzgläser und ähnliche Dinge ausgeben. Er hat Ehrgeiz. Sein Beruf geht ihm über alles. Es liegt ihm mehr daran als an mir.»

«Er wusste, dass Sie nach Miss Arundells Tod Geld zu erwarten hatten?»

«Ich sagte es ihm. Aber erst nach der Verlobung. Er heiratet nicht des Geldes wegen, wenn Sie darauf hinauswollen.»

«Sie sind noch immer verlobt?»

«Natürlich.»

Poirot schwieg. Sein Schweigen schien sie zu beunruhigen.

«Natürlich sind wir noch verlobt», wiederholte sie scharf. Dann fragte sie: «Haben Sie ihn gesehen?»

«Gestern in Basing.»

«Worüber sprachen Sie mit ihm?»

«Nichts. Ich verlangte nur die Adresse Ihres Bruders.»

«Charles? Was wollen Sie von Charles?»

«Wer will etwas von Charles?», fragte eine angenehme Männerstimme.

Ein junger Mann mit gebräuntem Gesicht und unwiderstehlichem Lächeln trat ein. «Wer spricht hier von mir? Ich hörte meinen Namen. Aber ich habe nicht ge-

horcht. Horchen war in meiner Schule besonders streng verpönt. Theresa, mein Kind, was geht hier vor? Spuck's aus!»

14

Ich muss gestehen, dass ich vom ersten Augenblick geheime Sympathie für Charles Arundell empfand. Er hatte etwas so Ungezwungenes und Sorgloses. Seine Augen zwinkerten lustig, und sein Grinsen war entwaffnend.

Charles setzte sich auf die Armlehne eines Fauteuils. «Worum handelt es sich, Kindchen?», fragte er.

«Das ist Monsieur Hercule Poirot, Charles. Er ist bereit, für uns – eh – dreckige Arbeit zu machen. Gegen bescheidenes Entgelt.»

«Ich verwahre mich!», rief Poirot. «Nicht dreckige Arbeit. Nennen wir es eine kleine, harmlose Täuschung, durch die die ursprüngliche Absicht der Erblasserin ausgeführt wird. Sagen wir so!»

«Sagen Sie, wie Sie wollen!», antwortete Charles verbindlich. «Aber wieso verfiel Theresa gerade auf Sie?»

«Überhaupt nicht. Ich kam aus eigenem Antrieb.»

«Um Ihre Dienste anzubieten?»

«Nicht gerade das. Ich suchte Sie. Ihre Schwester gab an, Sie seien im Ausland.»

«Theresa ist eine sehr vorsichtige Schwester. Sie täuscht sich selten. Misstrauisch wie eine Eule.»

Er lächelte ihr zärtlich zu, aber sie blieb ernst und sah nachdenklich und voll Unruhe drein.

«Da kann etwas nicht stimmen», fuhr Charles fort. «Monsieur Poirot ist doch berühmt dafür, dass er Verbre-

cher zur Strecke bringt, nicht dafür, dass er ihnen Vorschub leistet.»

«Wir sind keine Verbrecher», fiel Theresa scharf ein.

«Aber bereit, es zu werden. Ich dachte selber schon an eine kleine Urkundenfälschung. Das liegt mir. In Oxford wurde ich wegen eines kleinen Missverständnisses, das einen Scheck betraf, hinausgeworfen. Das war allerdings kinderleicht, man brauchte nur eine Null hinzuzufügen. Dann gab es einmal Streit mit Tante Emily und der Bank. Ein Blödsinn von mir. Ich hätte mir doch denken können, dass Tante Emily scharf aufpasste. Aber das alles waren Kleinigkeiten. Ein Testament, das wäre entschieden gewagt. Man müsste sich der steifen, hölzernen Ellen versichern und sie verleiten, dass sie erklärt, sie sei Zeugin gewesen. Keine leichte Arbeit. Ich könnte sie auch heiraten, dann wäre sie nach unseren Gesetzen nicht in der Lage, hinterher gegen mich auszusagen.» Er grinste Poirot liebenswürdig an. «Ich bin überzeugt, dass Sie irgendwo ein Aufnahmegerät verborgen haben und Scotland Yard unser Gespräch abhorcht.»

«Ihr Problem interessiert mich wirklich», antwortete Poirot mit leisem Vorwurf im Ton. «Natürlich kann ich mich auf nichts Gesetzwidriges einlassen. Aber es gibt verschiedene Wege – » Er brach vielsagend ab.

Charles zuckte die Achseln. «Ohne Zweifel! Sie müssen es wissen.»

«Wer waren die Zeugen des Testaments? Am 21. April, meine ich.»

«Purvis hatte seinen Angestellten mit; der zweite Zeuge war der Gärtner.»

«Es wurde in Gegenwart des Rechtsanwalts unterschrieben?»

«Ja.»

«Und Mr Purvis ist wahrscheinlich ein korrekter Mann?»

«Der Inbegriff der Korrektheit.»

«Er war gegen das zweite Testament», bemerkte Theresa. «Ich glaube, auf seine förmliche Art versuchte er sogar, es Tante Emily auszureden.»

Scharf fragte Charles: «Hat er dir das selbst gesagt, Theresa?»

«Ja. Ich war gestern bei ihm.»

«Das hat doch keinen Zweck, Süßes, siehst du das denn nicht ein? Es läppern sich nur immer mehr Kosten zusammen.»

«Ich bitte Sie», sagte Poirot, «mir jetzt die letzten zwei Wochen im Leben Ihrer Tante möglichst genau zu schildern. Wie ich höre, waren Sie beide und Doktor Tanios mit seiner Frau über Ostern bei ihr zu Besuch?»

«Ja.»

«Ereignete sich während dieses Wochenendes irgendetwas von Bedeutung?»

«Ich glaube nicht.»

«Nein? Ich dachte – »

Charles fiel ein: «Du denkst immer nur an dich, Theresa. Bei dir gab es nichts von Bedeutung, du warst im siebenten Himmel. Sie müssen wissen, Monsieur Poirot, Theresa hat nämlich einen blonden Schatz in Basing. Einen der Knochensäger des Ortes. Sie sieht daher alles durch eine rosarote Brille. Tatsache ist, dass meine geschätzte Tante die Treppe hinunterpurzelte und um ein Haar den Geist aufgegeben hätte. Ich wollte, sie hätte es getan. Dann wäre uns das alles erspart geblieben.»

«Sie fiel die Treppe hinunter?»

«Ja, stolperte über Bobs Ball. Das kluge Tierchen ließ ihn vor der obersten Stufe liegen, und sie glitt in der Nacht darauf aus.»

«Wann war das?»

«Warten Sie – Dienstag, in der Nacht, bevor wir wegfuhren.»

«Wurde Ihre Tante schwer verletzt?»

«Leider fiel sie nicht auf den Kopf. Dann hätten wir Gehirnerweichung einwenden können oder wie man das wissenschaftlich nennt. Nein, sie war nicht nennenswert verletzt.»

Trocken sagte Poirot. «Eine große Enttäuschung für Sie!»

«Wie? Ach so, ich verstehe. Ja, eine große Enttäuschung.»

«Und Mittwoch früh fuhren Sie alle weg?»

«Ja.»

«Das war Mittwoch, den Fünfzehnten. Wann sahen Sie Ihre Tante wieder?»

«Am übernächsten Wochenende.»

«Also am – warten Sie – am Fünfundzwanzigsten, nicht wahr?»

«Ich denke.»

«Und wann starb Ihre Tante?»

«Freitag darauf.»

«Nachdem sie Montagabend erkrankt war?»

«Ja.»

«Am Montag, an dem Sie wegfuhren?»

«Ja.»

«Und besuchten Sie sie während ihrer Krankheit?»

«Erst Freitag. Wir hatten keine Ahnung, dass sie so schwer krank war.»

«Lebte sie noch, als Sie eintrafen?»

«Nein, sie starb vorher.»

Poirots Blick wanderte zu Theresa Arundell. «Sie begleiteten Ihren Bruder beide Mal?»

«Ja.»

«Und an dem zweiten Wochenende wurde nicht erwähnt, dass ein anderes Testament gemacht worden war?»

«Nein», sagte Theresa.

«Doch», sagte Charles im selben Augenblick.

Er sprach in leichtem Ton wie immer, aber es klang gezwungener als sonst.

«Doch?», wiederholte Poirot.

«Charles!», rief Theresa.

Er schien ihrem Blick auszuweichen und antwortete, ohne sie anzusehen: «Aber, Liebes, daran musst du dich doch erinnern! Ich erzählte es dir. Tante Emily stellte eine Art Ultimatum. Als ob sie über uns zu Gericht säße. Hielt fast eine Rede. Sagte, sie habe ihre ganze Verwandtschaft satt, das heißt, mich und Theresa. Gegen Bella habe sie nichts, wie sie zugebe, aber sie möge ihren Mann nicht und misstraue ihm. Wenn Bella viel Geld erbte, würde Tanios es bestimmt auf irgendeine Weise an sich bringen, da sei sie überzeugt. Von einem Griechen nicht anders zu erwarten. ‹Es ist sicherer für sie, wenn sie es nicht kriegt›, fuhr sie fort. Dann sagte sie, dass man weder Theresa noch mir Geld anvertrauen dürfe. Wir würden es nur verspielen und verschwenden. Und aus diesem Grund habe sie ein anderes Testament gemacht und alles Miss Lawson hinterlassen. ‹Sie ist eine Gans, aber eine treue Seele. Und mir wirklich ergeben, glaube ich. Sie kann nichts für ihre Dummheit. Ich hielt es für richtiger, dir das zu sagen, Charles, damit du weißt, dass du kein Geld

auf dein Erbteil aufnehmen kannst!› Schöne Bescherung! Gerade das wollte ich nämlich versuchen.»

«Warum hast du mir das nicht gesagt, Charles?», fragte Theresa zornig.

«Ich dachte, ich hätte es dir gesagt», antwortete er, ohne sie anzusehen.

«Was antworteten Sie, Mr Arundell?», fragte Poirot.

«Ich?», warf Charles hin. «Oh, ich lachte bloß. Widerspruch hätte keinen Zweck gehabt. ‹Wie du meinst, Tante Emily›, sagte ich. ‹Bisschen hart allerdings, aber schließlich ist es dein Geld, und du kannst damit machen, was du willst.»

«Und wie nahm Ihre Tante das auf?»

«Oh, recht gut, sehr gut sogar. Sie antwortete: ‹Ich muss sagen, Charles, du verstehst mit Anstand zu verlieren.› Und ich erwiderte: ‹Wenn ich schon nichts von dir zu erwarten habe, möchtest du mir nicht wenigstens jetzt einen Zehner geben?› Da nannte sie mich einen unverschämten Kerl und ließ tatsächlich einen Fünfer springen.»

«Sie wussten sich gut zu beherrschen.»

«Ehrlich gesagt, nahm ich es nicht sehr ernst.»

«Nicht?»

«Nein. Ich hielt es für einen Trick der Alten, um uns Angst einzujagen. Ich rechnete damit, dass sie nach ein paar Wochen oder Monaten das Testament zerreißen würde. Tante Emily hatte starken Familiensinn. Ich bin überzeugt, dass sie das tatsächlich getan hätte, wenn sie nicht so verwünscht plötzlich gestorben wäre.»

«Ah!», meinte Poirot. «Ein interessanter Gedanke, das!» Eine Weile schwieg er, dann fuhr er fort: «Kann irgendjemand, Miss Lawson zum Beispiel, dieses Gespräch gehört haben?»

«Leicht. Wir sprachen durchaus nicht leise. Übrigens drückte sich die Lawson vor der Tür herum, als ich das Zimmer verließ. Meiner Ansicht nach hat sie ein bisschen gehorcht.»

Poirot wandte sich mit nachdenklichem Blick an Theresa. «Sie wussten nichts davon?»

Bevor seine Schwester antworten konnte, fiel Charles ein: «Theresa, ich habe es dir bestimmt gesagt – oder angedeutet.»

Ein sonderbares Schweigen entstand. Charles starrte Theresa an, und in seinem Blick lagen eine Beharrlichkeit, ein Eifer, die in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Sache standen.

Langsam erwiderte Theresa: «Wenn du mir das gesagt hättest, glaube ich nicht, dass ich es vergessen hätte. Meinen Sie nicht auch, Monsieur Poirot?»

«Nein, Mademoiselle, ich glaube nicht, dass Sie es vergessen hätten.» Poirot wandte sich abrupt an Charles: «Wir müssen diesen Punkt ganz klarstellen. Sagte Ihnen Miss Arundell, dass sie ihr Testament ändern werde, oder sagte sie ausdrücklich, dass sie es geändert habe?»

Charles entgegnete prompt: «Ganz ausdrücklich. Nicht nur das – sie zeigte mir das Testament!»

Poirot riss die Augen auf und beugte sich vor. «Das ist sehr wichtig. Miss Arundell zeigte Ihnen tatsächlich das Testament?»

«Ja, sie zeigte es mir», antwortete er, sich wie ein Schuljunge windend. Poirots tiefer Ernst brachte ihn in Verlegenheit.

«Können Sie das beschwören?»

«Natürlich!» Er sah Poirot nervös an. «Warum ist denn das so wichtig?»

Theresa war aufgesprungen und zum Kamin getreten, wo sie sich eine Zigarette anzündete.

«Und Sie, Mademoiselle?», fragte Poirot unvermittelt. «Zu Ihnen sagte die Tante während dieses Wochenendes nichts von Belang?»

«Ich glaube nicht. Sie war sehr freundlich. Das heißt, so freundlich wie sonst. Hielt mir eine Predigt über meine Lebensweise und so weiter. Aber das hat sie doch immer getan. Sie kam mir allerdings ein bisschen fahriger vor als sonst.»

Poirot lächelte. «Wahrscheinlich, Mademoiselle, waren Ihre Gedanken völlig von Ihrem Verlobten eingenommen?»

Scharf antwortete sie: «Er war überhaupt nicht da. Er war zu einem Ärztekongress gefahren.»

«Sie hatten ihn seit Ostern nicht mehr gesehen?»

«Nein. Am Abend, bevor wir wegfuhren, kam er zum Dinner.»

«Hatten Sie vielleicht – Verzeihung! – damals Streit mit ihm?»

«Keine Spur!»

«Ich dachte nur, weil er doch bei Ihrem zweiten Besuch nicht da war – »

«Sie müssen wissen», fiel Charles ein, «dieser zweite Besuch kam ganz plötzlich. Wir entschlossen uns Knall und Fall, nach Basing zu fahren.»

«Wirklich?»

«Ach Gott, sagen wir gleich die Wahrheit», meinte Theresa müde. «Nämlich, Bella und ihr Mann waren die Woche vorher draußen gewesen und taten besorgt um Tante Emily wegen des Unfalls. Wir hatten Angst, sie könnten uns zuvorkommen.»

«Wir hielten es für ratsam», grinste Charles, «ebenfalls die besorgten Verwandten zu spielen. Obwohl die alte Dame eine viel zu gute Menschenkennerin war, um auf diese Komödie hereinzufallen.»

Plötzlich lachte Theresa. «Hübsch, was? Wie uns allen die Zunge nach dem Geld heraushing.»

«War das auch bei Ihrer Kusine und deren Mann so?»

«O ja. Bella hat es immer knapp. Einfach rührend, wie sie meine Kleider zu einem Zehntel des Preises nachzumachen sucht. Tanios hat ihr Geld verspekuliert. Sie kommen finanziell kaum über die Runden. Sie haben zwei Kinder, die sie in England zur Schule schicken möchten.»

«Können Sie mir sagen, wo sie wohnen?», fragte Poirot.

«Sie sind im Durham Hotel in Bloomsbury abgestiegen.»

«Wie ist Ihre Kusine?»

«Bella? Zum Sterben langweilig. Nicht wahr, Charles?»

«Ja, entschieden langweilig. Sie erinnert mich an einen Ohrwurm. Aber sie ist eine fürsorgliche Mutter. Ein Ohrwurm wahrscheinlich auch.»

«Und ihr Mann?»

«Tanios? Na, er sieht ein bisschen komisch aus, ist aber ein wirklich netter Mensch. Intelligent, unterhaltend und kein Spielverderber.»

«Ist das auch Ihre Ansicht, Mademoiselle?»

«Ich muss zugeben, dass er mir lieber ist als Bella. Er scheint ein unerhört tüchtiger Arzt zu sein. Trotzdem würde ich ihm nicht übermäßig trauen.»

«Theresa traut keinem Menschen», sagte Charles, den Arm um sie legend. «Auch mir nicht.»

«Dir, mein Lieber, kann nur ein Schwachkopf trauen.»

Die Geschwister traten auseinander und sahen Poirot an. Er verbeugte sich und näherte sich der Tür.

«Ich mache mit», sagte er. «Es wird schwer sein, aber, wie Mademoiselle richtig sagt, es gibt immer einen Aus-

weg. Übrigens, glauben Sie, würde diese Miss Lawson bei einem Kreuzverhör vor Gericht den Kopf verlieren?»

Bruder und Schwester tauschten einen Blick. «Meiner Ansicht nach», antwortete Charles, «könnte ein draufgängerischer Kronanwalt sie dazu treiben, dass sie Schwarz für Weiß erklärt.»

«Das», sagte Poirot, «wird sich vielleicht als sehr nützlich erweisen.»

Er verließ das Zimmer; ich folgte ihm. Im Flur nahm er seinen Hut, ging zur Ausgangstür, öffnete sie und ließ sie krachend zufallen. Dann schlich er auf Zehenspitzen zur Tür des Wohnzimmers zurück und legte unverfroren das Ohr an den Türspalt. In *seiner* Schule war das Horchen offenbar nicht so streng verpönt gewesen. Ich war entsetzt, konnte aber nichts dagegen tun; er achtete nicht auf meine beschwörenden Gesten.

Und dann sagte Theresa Arundells tiefe, vibrierende Stimme klar und deutlich zwei Worte:

«Du Esel!»

Schritte näherten sich. Poirot fasste mich schnell am Arm, öffnete die Flurtür und schloss sie lautlos hinter uns.

15

«Poirot», sagte ich, «müssen wir an Türen horchen?»

«Beruhigen Sie sich, mein Freund. Gehorcht habe doch nur ich! Sie standen stramm wie ein Soldat daneben.»

«Aber gehört habe ich es trotzdem.»

«Allerdings. Mademoiselle sprach nicht im Flüsterton.»

«Weil sie glaubte, dass wir schon weg waren.»

«Es war eine kleine Täuschung.»

«Ich bin nicht für solche Sachen, Poirot!»

«Sie sind eben ein tadelloser Charakter. Aber wir wiederholen uns. Dieses Gespräch haben wir schon bei verschiedenen Anlässen geführt. Sie finden mein Verhalten unsportlich. Und ich erwidere: Mord ist kein Sport.»

«Aber hier ist doch keine Rede von Mord.»

«Seien Sie davon nicht so überzeugt!»

«Mordabsicht – vielleicht. Aber Mord und Mordversuch sind nicht das Gleiche.»

«Moralisch doch. Aber sind Sie wirklich so sicher, dass wir es nur mit einem *Mordversuch* zu tun haben?»

Ich starrte ihn an. «Die alte Miss Arundell starb eines völlig natürlichen Todes.»

«Sind Sie dessen so sicher?», wiederholte er.

«Jeder sagt es!»

«Jeder? *Oh, là, là!*»

«Der Arzt sagt es, Doktor Grainger muss es ja wissen.»

«Ja, er müsste es wissen. Aber oft und oft wird eine Leiche exhumiert, und jedes Mal hat der behandelnde Arzt im besten Glauben einen Totenschein ausgestellt.»

«Miss Arundell starb an einem langwierigen Leiden.»

«So scheint es», versetzte Poirot in unzufriedenem Ton.

Ich sah ihn neugierig an. «Poirot, gehen Sie in Ihrem beruflichen Eifer nicht vielleicht zu weit? Sie *wollen,* dass es ein Mord ist, und daher *muss* es ein Mord sein.»

«Ein kluges Wort, Hastings. Sie rühren an einen wunden Punkt. Mord ist mein Geschäft. Ich bin wie ein großer Chirurg, der sich auf – sagen wir – Blinddarmentzündungen spezialisiert hat. Ein Patient sucht ihn auf, und er betrachtet den Patienten lediglich als Blinddarmkranken. Es kommt ihm gar nicht der Gedanke, der Mann könnte an etwas anderem leiden… So bin ich. Ich frage mich immer: ‹Kann das ein Mord sein?› Und sehn Sie, mein Freund, die Möglichkeit besteht fast immer.»

«In diesem Fall ist die Möglichkeit aber sehr gering.»

«Sie starb, Hastings, darum kommen Sie nicht herum! Sie starb!»

«Sie war krank und über siebzig. Mir erscheint das ganz natürlich.»

«Erscheint es Ihnen auch natürlich, dass Theresa Arundell ihren Bruder mit solcher Heftigkeit einen Esel nannte?»

«Was hat das damit zu tun?»

«Viel! Sagen Sie mir einmal, was halten Sie von Charles Arundells Behauptung, dass seine Tante ihm ihr zweites Testament gezeigt habe?»

Vorsichtig fragte ich zurück: «Was halten *Sie* davon?»

«Ich finde es interessant, hochinteressant. Auch die Wirkung auf Theresa. Das stumme Duell der beiden lässt tief blicken, sehr tief.»

«Hm!», sagte ich verständnislos.

«Es erschließt deutlich zwei Wege der Nachforschung.»

«Die beiden sind ein nettes Gaunerpaar. Zu allem bereit. Das Mädchen ist zum Staunen hübsch. Und Charles ist jedenfalls ein sympathischer Halunke.»

Poirot rief ein Taxi und gab dem Lenker den Auftrag, uns zu Clanroyden Mansions in Bayswater zu fahren.

«Miss Lawson ist also unsere nächste Station?», fragte ich. «Und dann die Tanios?»

«Sehr richtig, Hastings.»

«Welche Rolle werden Sie hier spielen?», erkundigte ich mich, als der Wagen vor Clanroyden Mansions hielt. «Den Biografen General Arundells, den Käufer von Littlegreen House oder eine noch klüger ausgetüftelte Rolle?»

«Ich werde einfach Hercule Poirot sein.»

«Welche Enttäuschung!», spottete ich, aber er warf mir nur einen Blick zu und bezahlte den Taxichauffeur.

Miss Lawson wohnte im zweiten Stock. Ein schnippisch aussehendes Stubenmädchen öffnete und führte uns in einen Salon, der im Gegensatz zu Theresas modern kahlem Zimmer geradezu üppig wirkte. Er war mit Möbeln und allem möglichen Kram so überfüllt, dass man sich kaum zu bewegen wagte, um nichts umzuwerfen.

Nach kurzer Zeit erschien eine ziemlich dicke Dame in mittleren Jahren. Miss Lawson entsprach fast genau dem Bild, das ich mir von ihr gemacht hatte. Sie hatte ein beflissenes, recht einfältiges Gesicht und unordentliches graues Haar; eine Brille saß etwas schief auf ihrer Nase. Ihre Sprechweise war sprunghaft und von häufigen Kunstpausen unterbrochen.

«Guten Morgen – äh – ich habe nicht das – »

«Miss Wilhelmina Lawson?»

«Ja. Ja, das bin ich…»

«Mein Name ist Poirot, Hercule Poirot. Ich besichtigte gestern Littlegreen House.»

«Oh, wirklich?» Ihr Mund stand ein wenig offen; sie versuchte vergeblich, ihr wirres Haar zu glätten. «Wollen Sie nicht Platz nehmen?» Sie setzte sich auf einen unbequemen Stuhl, die Brille noch immer schief auf der Nase, beugte sich atemlos vor und sah Poirot erwartungsvoll an.

«Ich erschien in Littlegreen House als angeblicher Käufer», fuhr er fort. «Aber ich möchte gleich erwähnen – es ist streng vertraulich – »

«Selbstverständlich», hauchte Miss Lawson, offensichtlich angenehm erregt.

«Streng vertraulich», wiederholte Poirot. «Mein Zweck war ein anderer… Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, dass Miss Arundell kurz vor ihrem Ableben an mich schrieb – » Er machte eine Pause und sagte dann: «Ich bin ein bekannter Privatdetektiv.»

Schrecken, Erregung, Erstaunen und Verwunderung wechselten in Miss Lawsons leicht gerötetem Gesicht, und ich fragte mich, welchem dieser Gefühle Poirot wohl die meiste Bedeutung beimessen werde.

«Oh!», sagte sie. Und dann nochmals: «Oh!» Nach einer Weile fragte sie ganz unerwartet: «Hat sie Ihnen wegen des Geldes geschrieben?»

Sogar Poirot war überrascht. Behutsam begann er: «Sie meinen das Geld, das – »

«Ja, ja. Das Geld, das aus der Schublade verschwand.»

Ruhig fragte Poirot: «Miss Arundell erzählte Ihnen nicht, dass sie wegen des Geldes an mich schrieb?»

«Nein, ich hatte keine Ahnung. Ich muss gestehen, ich bin höchst überrascht – »

«Sie dachten, dass sie es niemandem anvertrauen würde?»

«Ja, das dachte ich allerdings. Sie wusste so gut wie sicher, wer – »

Wieder brach sie ab, und Poirot ergänzte schnell: «– wer es genommen hat. Das wollen Sie doch sagen, nicht wahr?»

Miss Lawson nickte und fuhr außer Atem fort: «Ich hätte nicht gedacht, dass sie jemand Fremden – ich meine, sie sagte doch – das heißt, sie fühlte – »

Poirot unterbrach höflich dieses unzusammenhängende Gestammel. «Es war eine Familienangelegenheit?»

«Ganz richtig.»

«Aber ich», erklärte Poirot, «ich bin Spezialist für Familienaffären. Ich bin äußerst diskret, wissen Sie.»

Miss Lawson nickte lebhaft. «Oh, natürlich – das ist etwas ganz anderes. Das ist nicht so wie die Polizei.»

«Nein, ich bin nicht so wie die Polizei. An die hätte sie sich nicht wenden können.»

«Natürlich nicht. Die liebe Miss Arundell war so stolz! Es hatte schon früher Unannehmlichkeiten mit Charles gegeben, aber es wurde immer vertuscht. Einmal, glaube ich, wurde er sogar nach Australien geschickt!»

«Eben, eben», sagte Poirot. «Der Sachverhalt war also folgender: Miss Arundell hatte einen Geldbetrag in einer Schublade – »

Er brach ab, und Miss Lawson beeilte sich, seine Worte zu bestätigen. «Ja, von der Bank. Für die Löhne, wissen Sie, und die Lieferantenrechnungen.»

«Wie viel fehlte?»

«Vier Pfundnoten. Nein, falsch! Drei Pfundnoten und zwei Zehnshillingnoten. Man muss in solchen Fällen sehr genau sein, das weiß ich.» Miss Lawson sah ihn tiefernst an und rückte geistesabwesend die Brille noch schiefer.

«Danke, Miss Lawson. Ich sehe, Sie besitzen einen hervorragenden Tatsachensinn.»

Miss Lawson plusterte sich ein wenig auf und lächelte bescheiden abwehrend.

«Miss Arundell hegte den wahrscheinlich nicht unbegründeten Verdacht, dass ihr Neffe Charles diesen Diebstahl begangen hatte?»

«Ja.»

«Obwohl kein Beweis vorlag, wer der Täter war?»

«Oh, es muss Charles gewesen sein! Mrs Tanios wäre zu so etwas nicht fähig, und ihr Mann war ein Fremder und hatte keine Ahnung, wo das Geld verwahrt war – beide wussten das nicht. Und Theresa Arundell würde sich meines Erachtens mit so etwas nicht abgeben. Sie hat Geld genug und geht immer so elegant.»

«Vielleicht war es jemand vom Personal», meinte Poirot.

Miss Lawson war entsetzt. «Ausgeschlossen, weder Ellen noch Annie wäre so etwas auch nur im Traum eingefallen! Beide sind hochanständig und grundehrlich.»

Poirot schwieg eine Weile, dann sagte er: «Können Sie mir vielleicht erklären – sicherlich können Sie es, denn wenn jemand Miss Arundells Vertrauen besaß, dann jedenfalls Sie – »

Verwirrt murmelte Miss Lawson: «Oh, ich weiß nicht recht – », aber sie fühlte sich sichtlich geschmeichelt.

«Sie können mir bestimmt behilflich sein.»

«Wenn es mir möglich ist – gern – alles – »

«Streng vertraulich, natürlich», sagte Poirot.

Ein listiger Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht. Die Zauberworte «Streng vertraulich!» schienen ein «Sesam, öffne dich!» zu sein.

«Haben Sie eine Ahnung, aus welchem Grund Miss Arundell ihr Testament änderte?»

Miss Lawson schien ein wenig verblüfft zu sein. «Ihr Testament? Oh – ihr Testament?»

Ohne sie aus den Augen zu lassen, fuhr Poirot fort: «Sie machte doch kurz vor ihrem Tod ein anderes Testament und hinterließ alles Ihnen.»

«Ja, aber davon wusste ich nichts. Gar nichts!» Miss Lawsons Stimme wurde schrill. «Es war eine ungeheure Überraschung für mich! Eine wunderbare Überraschung natürlich! Diese unerwartete Großzügigkeit! Miss Arundell machte mir niemals auch nur die geringste Andeutung. Als der Anwalt das Testament vorlas, war ich so fassungslos, dass ich nicht wusste, ob ich lachen oder weinen sollte. Natürlich hatte ich manchmal gehofft, sie könnte mir eine Kleinigkeit vermachen, eine ganz kleine Kleinigkeit, obwohl nicht einmal dazu ein Anlass vorlag. Ich war doch erst so kurze Zeit bei ihr. Aber das – das war wie ein Märchen. Noch nicht einmal jetzt kann ich es glauben. Und manchmal – ja, manchmal ist mir nicht ganz geheuer zu Mute. Ich meine – ich meine – »

Die Brille glitt ihr von der Nase; sie fing sie auf, fuchtelte damit herum und fuhr noch unzusammenhängender fort: «Manchmal habe ich das Gefühl – Fleisch und Blut bleiben schließlich Fleisch und Blut, und es ist für mich ein unbehaglicher Gedanke, dass Miss Arundell der eigenen Familie ihr ganzes Geld entzogen hat. Ich meine – es *gehört* sich eigentlich nicht, verstehen Sie, wie ich es meine? Wenigstens nicht das ganze. Ein solches Vermögen! Niemand hatte geahnt, wie groß es war. Aber – es ist so peinlich – alle Leute reden, wissen Sie – und ich war im ganzen Leben nicht berechnend! Ich hätte mir nie einfal-

len lassen, Miss Arundell zu beeinflussen. Es wäre mir auch gar nicht gelungen. Ehrlich gesagt, hatte ich immer ein ganz klein wenig Angst vor ihr. Sie war so schroff, wissen Sie, sie fuhr einen gleich an! Manchmal war sie geradezu grob. ‹Seien Sie nicht so dumm!› fuhr sie mich an. Und man hat doch schließlich auch seinen Stolz, und manchmal war ich ganz außer mir… Und jetzt sehe ich, dass sie mich die ganze Zeit gern hatte – ist es nicht wunderbar? Nur, wie gesagt, es wird so viel Unfreundliches geredet – und – und es scheint tatsächlich eine Ungerechtigkeit gegen gewisse Personen zu sein, finden Sie nicht?»

«Sie würden also vorziehen, auf die Erbschaft zu verzichten?» Den Bruchteil einer Sekunde lang glaubte ich einen ganz anderen Ausdruck in Miss Lawsons stumpfen, hellblauen Augen aufflackern zu sehen. In dieser Sekunde schien dort nicht eine sympathisch dumme, sondern eine kluge, scharfsinnige Frau zu sitzen.

Sie lachte kurz auf. «Nun, die Sache hat auch eine andere Seite… Ich will sagen, alles hat zwei Seiten. Ich meine nämlich – es war doch Miss Arundells ausdrücklicher Wunsch, dass ich das Geld erhalte, nicht wahr? Wenn ich es nicht annähme, würde ich ihren Wünschen zuwiderhandeln. Und das gehört sich ebenfalls nicht, finden Sie nicht auch?»

«Eine schwierige Frage», sagte Poirot und schüttelte den Kopf.

«Ja, und mir geht das alles so zu Herzen! Bella Tanios ist eine so nette Frau – und die lieben Kleinen! Ich bin überzeugt, es lag nicht in Miss Arundells Absicht, dass Bella – ich glaube, Miss Arundell überließ das meinem Ermessen. Sie wollte das Geld nicht unmittelbar Bella vermachen, damit dieser Mann es nicht in die Hände bekommt.»

«Welcher Mann?»

«Doktor Tanios. Wissen Sie, Mr Poirot, er hat die Ärmste völlig in seiner Hand. Sie tut alles – alles, was er sagt. Ich glaube, sie würde sogar jemanden umbringen, wenn er es ihr befiehlt! Und sie hat Angst vor ihm. Bestimmt hat sie Angst vor ihm. Ich habe sie das eine oder andere Mal geradezu verstört gesehen! Das ist doch nicht recht, Mr Poirot – Sie werden doch nicht behaupten, dass das recht sei!»

Poirot behauptete es nicht, sondern fragte: «Was für ein Mensch ist Doktor Tanios?»

«Nun ja», meinte Miss Lawson zögernd, «er ist ein sehr angenehmer Mann.» Unschlüssig hielt sie inne.

«Aber Sie trauen ihm nicht?»

«Ich – nun, nein. Ich würde wohl keinem Mann sehr trauen. Man hört so schreckliche Sachen. Und die armen Frauen müssen so viel mitmachen! Doktor Tanios gibt sich seiner Frau gegenüber natürlich sehr zärtlich. Er hat bezaubernde Manieren. Aber ich traue Ausländern nicht. Sie sind so verschlagen. Und ich bin überzeugt, die liebe Miss Arundell wollte ihr Geld nicht in *seine* Hände geraten lassen!»

«Es ist hart für Miss Theresa und Mr Charles Arundell, dass auch sie enterbt wurden», bemerkte Poirot.

Miss Lawsons Gesicht rötete sich. «Ich finde, dass Theresa so viel Geld hat, als gut für sie ist!», antwortete sie mit Schärfe. «Sie gibt Unmengen allein für ihre Kleider aus. Und ihre Unterwäsche – lasterhaft! Wenn man bedenkt, wie viele nette, wohl erzogene Mädchen sich ihr Brot verdienen müssen – »

Zuvorkommend beendete Poirot den Satz: «Sie sind der Ansicht, es könnte ihr nicht schaden, wenn sie eine Zeit lang ihr Brot selber verdienen müsste?»

Miss Lawson sah ihn feierlich an. «Es würde ihr guttun. Es würde sie zur Vernunft bringen. Not ist die beste Lehrmeisterin.»

Poirot nickte langsam, ohne sie aus den Augen zu lassen. «Und Charles?»

«Charles verdient es nicht, auch nur einen Penny zu kriegen», versetzte Miss Lawson energisch. «Wenn Miss Arundell ihn enterbte, hatte sie guten Grund – nach seinen geradezu verbrecherischen Drohungen!»

«Drohungen?» Poirot hob die Brauen.

«Ja, Drohungen!»

«Wieso Drohungen? Wann drohte er ihr?»

«Das war – lassen Sie mich nachdenken – ja, natürlich – zu Ostern. Am Ostersonntag obendrein!»

«Was sagte er?»

«Er verlangte Geld von ihr, und sie schlug es ab. Und das, sagte er, das sei unklug von ihr. Er sagte, wenn sie so weitermache, würde er sie – wie sagte er nur? Irgendein ordinäres Wort! – ja, würde er sie abmurksen!»

«Er drohte ihr, sie abzumurksen?»

«Ja.»

«Und was antwortete Miss Arundell?»

«Sie antwortete: ‹Du wirst noch dahinterkommen, Charles, dass ich mich zu schützen weiß.›»

«Waren Sie im Zimmer anwesend?»

«Im Zimmer eigentlich nicht», erwiderte Miss Lawson nach kurzem Zögern.

«Verstehe, verstehe», sagte Poirot hastig. «Und was entgegnete Charles?»

«Er entgegnete: ‹Ich habe dich gewarnt!›»

«Nahm Miss Arundell die Drohung ernst?»

«Ja, ich weiß nicht… Mir sagte sie nichts davon… Aber das war auch nicht zu erwarten.»

Ruhig fragte Poirot: «Sie wussten natürlich, dass Miss Arundell ein anderes Testament machte?»

«Nein, nein. Ich sagte Ihnen doch, ich war ganz überrascht. Ich hätte mir nie träumen – »

Er unterbrach sie. «Sie kannten den Inhalt nicht. Aber Sie wussten, dass ein anderes Testament gemacht wurde?»

«Nun – ich vermutete – ich meine, da sie doch den Rechtsanwalt kommen ließ, als sie das Bett hüten musste – »

«Sie hatte einen Unfall, nicht wahr?»

«Ja, einen Sturz. Bob war daran schuld – er ließ seinen Ball oben auf der Treppe liegen – und sie stolperte und fiel hinunter.»

«Ein gefährlicher Unfall?»

«Mein Gott, ja, sie hätte sich Arme und Beine brechen können, sagte der Arzt.»

«Es hätte ihr Tod sein können.»

«Ja, wirklich.» Offen und ungezwungen war die Antwort erfolgt.

Poirot lächelte. «Ich glaube, ich sah Bob in Littlegreen House.»

«Ach ja. Er ist ein liebes Hündchen.»

Nichts ärgert mich mehr, als wenn ich einen guten Terrier ein «liebes Hündchen» nennen höre. Kein Wunder, dass Bob Miss Lawson verachtete und ihr nie gehorchte.

«Er ist sehr klug, nicht wahr?», fragte Poirot.

«Sehr.»

«Wie er sich kränken würde, wenn er wüsste, dass er sein Frauchen fast umgebracht hätte!»

Miss Lawson schüttelte stumm den Kopf und seufzte.

«Glauben Sie», fragte Poirot, «dass dieser Sturz Miss Arundell veranlasste, ein anderes Testament zu machen!»

Wir kamen dem Kern der Sache gefährlich nahe, schien es mir, aber Miss Lawson schien die Frage vollkommen natürlich zu finden.

«Es würde mich nicht wundern, wenn Sie Recht hätten», antwortete sie. «Es war ein Schock für sie. Alte Leute denken nie gern ans Sterben. Aber wenn ihnen so etwas zustößt, beginnen sie doch zu grübeln. Oder vielleicht hatte sie eine Vorahnung, dass ihr Tod bevorstand.»

«Ihre Gesundheit war ganz gut, nicht wahr?», fragte Poirot beiläufig.

«Oh, gewiss. Sehr gut.»

«Die Krankheit muss plötzlich gekommen sein.»

«Ja. Ganz überraschend. Wir hatten am Abend Besuch – »

«Ich weiß. Ihre Freundinnen, die Schwestern Tripp. Ich habe die Damen kennen gelernt und finde sie bezaubernd.»

Miss Lawson errötete vor Freude. «Ja, nicht wahr? So gebildet! So vielseitig! Und so vergeistigt! Haben sie Ihnen von den Séancen erzählt? Sie sind wahrscheinlich kein Anhänger – aber ich wollte, ich könnte Ihnen die unaussprechliche Freude begreiflich machen, die es einem gewährt, wenn man sich mit den Verstorbenen in Verbindung setzen kann.»

«Ich kann es mir lebhaft vorstellen.»

«Denken Sie sich, Mr Poirot, meine Mutter sprach zu mir – mehr als einmal. Welche Seligkeit, zu wissen, dass verstorbene Angehörige noch immer an uns denken und über uns wachen!»

«Das begreife ich vollkommen», antwortete Poirot sanft. «War auch Miss Arundell eine Anhängerin?»

Miss Lawsons Gesicht umwölkte sich ein wenig. «Sie war nahe daran, sich überzeugen zu lassen», erwiderte sie unsicher. «Aber ich glaube, sie stand der Sache nicht immer mit dem nötigen Ernst gegenüber. Sie war skeptisch und misstrauisch – und manchmal traten infolge dieser Einstellung höchst unerwünschte Geister mit uns in Verbindung! Wir erhielten geradezu haarsträubende Botschaften – alles, glaube ich, nur wegen Miss Arundells Einstellung.»

«Wahrscheinlich, wahrscheinlich!»

«Aber am letzten Abend – vielleicht haben Isabel und Julia es Ihnen erzählt? – waren die Erscheinungen ganz deutlich. Eine beginnende Materialisation. Ektoplasma – Sie wissen vermutlich, was Ektoplasma ist?»

«Ja, ich bin im Bild.»

«Es quillt in Form eines Bandes aus dem Mund des Mediums hervor und nimmt Gestalt an. Ich bin jetzt überzeugt, Mr Poirot, dass Miss Arundell selbst, ohne dass sie es ahnte, ein Medium war. An diesem Abend sah ich deutlich ein leuchtendes Band aus ihrem Mund hervorquellen. Und dann umzog ein leuchtender Schein ihren Kopf.»

«Sehr interessant!»

«Leider wurde ihr plötzlich übel, und wir mussten die Séance abbrechen.»

«Wann ließen Sie den Arzt kommen?»

«Gleich am folgenden Morgen.»

«Hielt er die Sache für ernst?»

«Er schickte am selben Abend eine Pflegerin, aber ich glaube, er rechnete damit, dass sie den Anfall überstehen werde.»

«Wurden denn die Angehörigen nicht verständigt?»

Miss Lawson errötete. «Sie wurden so bald als möglich verständigt – das heißt, als Doktor Grainger erklärte, es bestehe Gefahr.»

«Was war die Ursache dieses Anfalls? Hatte sie etwas gegessen, das sie nicht vertrug?»

«Nein, das glaube ich kaum. Doktor Grainger sagte allerdings, sie habe keine Diät mehr gehalten. Ich vermute, er schrieb den Anfall einer Erkältung zu. Das Wetter war sehr unbeständig.»

«Theresa und Charles Arundell waren über das Wochenende zu Besuch gekommen, nicht wahr?»

Miss Lawson bejahte.

«Sie hatten nicht viel Glück mit ihrem Besuch», meinte Poirot, den Blick auf Miss Lawson geheftet.

«Nein.» Giftig fügte sie hinzu: «Miss Arundell wusste, was sie hergeführt hatte.»

«Nämlich?»

«Geld!», versetzte Miss Lawson bissig. «Aber sie bekamen keins!»

«Nicht?»

«Und ich glaube, das war auch der Grund, weshalb dann Doktor Tanios kam.»

«Doktor Tanios? Er kam doch an diesem Wochenende nicht nach Basing?»

«Doch. Am Sonntag. Er blieb aber nur eine Stunde.»

«Alle scheinen auf das Geld der armen Miss Arundell Jagd gemacht zu haben.»

«Ein unerfreulicher Gedanke!»

«Wahrlich!», sagte Poirot. «Es muss ein großer Schlag für Charles und Theresa Arundell gewesen sein, als sie an diesem Wochenende erfuhren, das ihre Tante sie enterbt hatte.»

Miss Lawson starrte ihn an.

«Das war doch der Fall?», fragte er weiter. «Sie teilte es ihnen ausdrücklich mit, nicht wahr?»

«Das könnte ich nicht sagen. *Ich* hörte nichts dergleichen. Es gab auch meines Wissens keinen Streit oder etwas Ähnliches. Charles und Theresa waren anscheinend lustig und guter Dinge, als sie wegfuhren.»

«Vielleicht wurde ich schlecht unterrichtet. Miss Arundell bewahrte ihr Testament im Haus auf, nicht wahr?»

Miss Lawson ließ die Brille fallen und bückte sich danach. «Das weiß ich nicht. Nein, ich glaube, es lag bei Mr Purvis.»

«Wer war Testamentsvollstrecker?»

«Mr Purvis.»

«Kam er nach Miss Arundells Tod ins Haus, um ihre Papiere durchzusehn?»

Miss Lawson bejahte, und Poirot sah sie scharf an; als er die nächste, unerwartete Frage stellte: «Können Sie Mr Purvis gut leiden?»

«Ob ich ihn gut leiden kann? Das – das ist wirklich schwer zu sagen. Ich meine, er ist bestimmt ein sehr kluger Mann – ein sehr kluger Anwalt, meine ich. Aber so schroff! Es ist nicht immer angenehm, wenn jemand mit einem spricht, der so tut, als ob er – ich kann das nicht erklären – er drückte sich immer sehr höflich aus, aber zugleich war er geradezu grob, wenn Sie mich richtig verstehen.»

«Eine schwierige Lage für Sie!», meinte Poirot teilnahmsvoll.

Dann erhob er sich. «Mademoiselle, meinen verbindlichsten Dank für Ihre Güte und Hilfe.»

Auch Miss Lawson erhob sich. «Nichts zu danken, Mr Poirot – wirklich nichts zu danken. Ich freue mich, wenn Ihnen damit gedient war, und wenn ich Ihnen noch anders wie behilflich sein kann – »

Poirot kehrte von der Schwelle zurück und sagte gedämpft: «Miss Lawson, ehe ich's vergesse: Charles und Theresa Arundell wollen das Testament anfechten.»

Jähe Röte stieg in ihre Wangen. «Das können sie nicht», antwortete sie heftig. «Mein Rechtsanwalt hat es gesagt.»

«Ah, Sie haben einen Anwalt zurate gezogen?», fragte Poirot.

«Natürlich. Warum auch nicht?»

«Durchaus begreiflich. Sehr vernünftig. Guten Tag, Mademoiselle.»

Als wir auf der Straße standen, schöpfte Poirot tief Atem. «Hastings», sagte er, «diese Person ist entweder wirklich, wie sie zu sein scheint, oder eine glänzende Komödiantin.»

«Offenbar ist sie fest überzeugt, dass Miss Arundell eines natürlichen Todes starb.»

Poirot antwortete nicht, sondern rief ein Taxi herbei und sagte zum Fahrer: «Durham Hotel, Bloomsbury!»

16

«Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Madame.»

Die Dame, die im Schreibzimmer des Durham Hotels an einem Tisch saß und schrieb, wandte den Kopf, erhob sich und kam uns mit fragender Miene entgegen.

Mrs Tanios' Alter war schwer bestimmbar; über dreißig war sie jedenfalls. Sie war eine große, schlanke Frau mit dunklem Haar, vorquellenden hellen Augen und bekümmertem Gesicht. Sie trug ein modernes Hütchen, hatte es aber falsch aufgesetzt, und ihr Baumwollkleid sah zerdrückt aus.

«Ich glaube nicht – », begann sie unschlüssig.

Poirot verbeugte sich. «Ich komme von Ihrer Kusine, Miss Theresa Arundell.»

«Oh, von Theresa?»

«Könnte ich Sie kurz sprechen?»

Mrs Tanios sah mit leerem Blick umher. Poirot deutete auf ein Lederkanapee an der Stirnseite des Schreibzimmers.

«Mutti, wohin gehst du?», quäkte eine schrille Stimme.

«Ich setze mich nur dorthin. Schreib deinen Brief weiter, Liebling!»

Das Kind, ein mageres, spitz aussehendes Mädchen von etwa sieben Jahren, wandte sich wieder seiner anscheinend mühsamen Arbeit zu.

Wir setzten uns. Mrs Tanios sah Poirot fragend an.

«Es handelt sich um den Tod Ihrer Tante, Miss Emily Arundell.»

Bildete ich mir das ein, oder flackerte wirklich Angst in ihren Augen?

«Ja?»

«Miss Arundell änderte ihr Testament kurze Zeit vor ihrem Tod», fuhr Poirot fort. «Nach den neuen Bestimmungen erbt Miss Wilhelmina Lawson das ganze Vermögen. Ich komme, Mrs Tanios, um Sie zu fragen, ob Sie sich Miss Theresa und Mr Charles anschließen und das Testament anfechten wollen.»

«Oh!» Mrs Tanios atmete tief aus. «Aber ich glaube, das wird doch nicht möglich sein! Mein Mann hat nämlich einen Rechtsanwalt um Rat gefragt, und der war der Meinung, dass keine Aussicht besteht.»

«Rechtsanwälte sind vorsichtig, Madame, und weichen einem Prozess lieber aus. In den meisten Fällen haben sie auch wirklich Recht. Aber manchmal lohnt es sich, ein Risiko einzugehen. Ich bin kein Anwalt und sehe die Sache daher mit anderen Augen. Miss Theresa Arundell ist bereit, den Kampf aufzunehmen. Und Sie?»

«Ich? Ich weiß wirklich nicht – » Sie knetete nervös die Finger. «Ich müsste meinen Mann fragen.»

«Selbstverständlich müssen Sie Ihren Mann fragen, bevor irgendwelche Schritte unternommen werden. Aber was sagt Ihnen Ihr Gefühl in dieser Angelegenheit?»

«Ich – ich weiß wirklich nicht.» Mrs Tanios sah noch bedrückter drein. «Das hängt ganz von meinem Mann ab.»

«Aber was ist Ihre Ansicht, Madame?»

Mrs Tanios zog die Stirn in Falten und antwortete langsam: «Ich bin nicht sehr dafür. Es sieht so – es gehört sich eigentlich nicht.»

«Finden Sie, Madame?»

«Ja – da Tante Emily ihre Familie nun einmal enterbt hat, müssen wir uns wohl damit abfinden.»

«Sie tragen es ihr also nicht nach?»

«Oh, doch!» Ihr Gesicht rötete sich. «Ich halte es für sehr ungerecht. Höchst ungerecht! Und es kam so unerwartet, es sah Tante Emily gar nicht ähnlich. Und es ist so hart gegen die Kinder.»

«Sie hätten es von Miss Emily Arundell nicht erwartet, wie?»

«Nicht im entferntesten.»

«Wäre es mithin nicht möglich, dass sie nicht aus freiem Willen handelte? Halten Sie es für denkbar, dass sie beeinflusst wurde?»

Mrs Tanios runzelte wieder die Stirn und antwortete fast widerwillig: «Ich kann mir Tante Emily unter irgendeinem fremden Einfluss einfach gar nicht vorstellen. Sie war eine so energische alte Dame.»

Poirot nickte. «Das ist wahr. Und Miss Lawson lässt sich schwerlich als energischer Charakter bezeichnen.»

«Nein, sie ist eine nette Person, ziemlich einfältig, aber sehr, sehr lieb. Auch deshalb fühlte ich mich nicht – nicht – »

«Nun, Madame?», drängte Poirot sanft, als sie abbrach.

Mrs Tanios spielte nervös mit den Fingern. «Nun ja, ich meine, es wäre unrecht, das Testament anzufechten. Ich habe das sichere Gefühl, dass es nicht Miss Lawsons Werk war. Sie ist bestimmt nicht imstande, Ränke zu schmieden und zu intrigieren – »

«Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, Madame.»

«Und deshalb halte ich eine Klage für – für würdelos und rachsüchtig. Überdies kommt so etwas sicher sehr teuer, nicht wahr?»

«Ja, es kostet Geld.»

«Und hat wahrscheinlich keinen Zweck. Aber Sie müssen mit meinem Mann darüber sprechen. Er versteht Geschäftssachen viel besser als ich.»

Nach einer Weile fragte Poirot: «Was war Ihrer Ansicht nach der Grund für die Abänderung des Testaments?»

Jähe Röte stieg in Mrs Tanios' Wangen. «Ich habe nicht die leiseste Ahnung», murmelte sie.

«Madame, ich bin, wie gesagt, kein Anwalt. Sie haben mich aber nicht gefragt, was ich bin.»

Sie sah ihn fragend an.

«Ich bin Detektiv. Kurz vor ihrem Tod schrieb mir Miss Emily Arundell.»

Mrs Tanios beugte sich mit zusammengepressten Händen vor. «Sie schrieb Ihnen? Über meinen Mann?»

Poirot ließ sie nicht aus den Augen und erwiderte langsam: «Leider darf ich diese Frage nicht beantworten.»

«Also doch über meinen Mann!», rief sie. «Was schrieb sie? Ich versichere Ihnen, Mr – eh, wie ist der Name?»

«Poirot. Hercule Poirot.»

«Ich versichere Ihnen, dass alles, was sie vielleicht gegen meinen Mann sagte, vollkommen unwahr ist! Ich kann mir denken, von wem dieser Brief ausging. Und auch das ist ein Grund, warum ich mit Theresa und Charles nicht das Geringste gemeinsam unternehmen will. Theresa hat meinen Mann nie leiden können! Sie hat ihn angeschwärzt! Ich weiß, dass sie das getan hat! Tante Emily war gegen meinen Mann eingenommen, weil er kein Engländer ist, und glaubte daher, was Theresa ihr über ihn sagte. Aber es ist nicht wahr, Mr Poirot, ich gebe Ihnen mein Wort!»

«Mutti, mein Brief ist fertig!»

Mrs Tanios wandte sich schnell um. Zärtlich lächelnd nahm sie den Brief, den das kleine Mädchen ihr reichte.

«Hübsch, Liebling, wirklich sehr hübsch. Und die Mickymaus ist allerliebst gezeichnet.»

«Was soll ich jetzt machen, Mutti?»

«Möchtest du nicht eine schöne Ansichtskarte kaufen? Hier hast du Geld. Geh zu dem Mann in der Halle und such dir eine aus, die kannst du Selim schicken.»

Das Kind ging. Charles Arundell hatte Recht gehabt. Mrs Tanios war allem Anschein nach eine fürsorgliche Gattin und Mutter. Auch die Ähnlichkeit mit einem Ohrwurm stimmte.

«Ihr einziges Kind, Madame?»

«Nein, ich habe auch einen Jungen. Er ist mit seinem Vater ausgegangen.»

«Die Kinder kamen nicht mit Ihnen zu Besuch nach Basing?»

«Doch, manchmal. Aber Tante Emily war schon alt, und Kinder waren ihr lästig. Sie war jedoch immer gut zu ihnen und schickte ihnen schöne Weihnachtsgeschenke.»

«Wann sahen Sie Miss Emily Arundell zum letzten Mal?»

«Ich glaube, zehn Tage vor ihrem Tod.»

«Sie, Ihr Mann und Miss Theresa mit ihrem Bruder waren alle gleichzeitig in Littlegreen House, nicht wahr?»

«O nein, das war die Woche vorher – zu Ostern.»

«Aber Sie und Ihr Mann fuhren auch am Wochenende nach Ostern hin?»

«Ja.»

«War Miss Arundell damals bei guter Gesundheit und Laune?»

«Sie schien ganz wie sonst.»

«War sie nicht krank?»

«Sie lag im Bett wegen eines Unfalls, aber sie kam zu uns herunter.»

«Erwähnte sie etwas von einem neuen Testament?»

«Kein Wort.»

«Benahm sie sich Ihnen gegenüber anders?»

Die Antwort brauchte diesmal länger. «Ja», sagte Mrs Tanios.

Poirot hatte in diesem Augenblick bestimmt dieselbe Überzeugung wie ich: Mrs Tanios log!

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: «Ich muss mich genauer ausdrücken. Ich meine nicht, ob Miss Arundell sich Ihnen beiden gegenüber anders benahm, sondern gegen Sie persönlich.»

«Ach so!», sagte Mrs Tanios. «Tante Emily war sehr nett zu mir. Sie schenkte mir eine kleine Perlenbrosche und gab mir zwanzig Shilling für die Kinder.» Die Worte kamen jetzt ungezwungen über ihre Lippen, ihre Zurückhaltung war verschwunden.

«Und gegen Ihren Mann? Benahm sie sich auch gegen ihn wie immer?»

Sogleich kehrte die Gezwungenheit wieder. Ohne Poirot anzusehen, antwortete Mrs Tanios: «Ja, natürlich. Warum auch nicht?»

«Da nach Ihrer eigenen Angabe Miss Theresa vielleicht versucht hat, Ihre Tante gegen Ihren Mann aufzuhetzen – »

«Bestimmt! Das hat sie ganz bestimmt getan!» Lebhaft beugte sich Mrs Tanios zu ihm. «Sie haben vollkommen recht. Tante war anders gegen ihn. Viel fremder, distanzierter. Sie tat etwas sehr Sonderbares. Er empfahl ihr eines seiner Rezepte gegen ihre Magenbeschwerden – ließ es selber in der Apotheke machen –, und sie dankte ihm sehr höflich und sehr steif – und später sah ich mit eige-

nen Augen, wie sie die Flasche in den Ausguss leerte.» Ihre Entrüstung war deutlich hörbar.

«Sehr sonderbar», bemerkte Poirot betont ruhig.

«Ich fand das so undankbar von ihr!», sagte Mrs Tanios hitzig.

«Alte Damen sind, wie Sie selbst sagen, manchmal gegen Ausländer misstrauisch. Für sie gibt es keine anderen Ärzte auf der Welt als die einheimischen. Übrigens, Madame, wann kehren Sie nach Smyrna zurück?»

«In ein paar Wochen. Wir – da kommt mein Mann mit Edward.»

17

Mein erster Eindruck von Dr. Tanios überrumpelte mich völlig. Im Geist hatte ich ihn mir mit allen möglichen düsteren Eigenschaften ausgemalt – als einen dunkelhäutigen, bärtigen Ausländer mit verschlossener Miene.

Stattdessen sah ich einen rundlichen, vergnügten Herrn mit braunem Haar und braunen Augen. Er hatte zwar wirklich einen Bart, der ihn aber eher wie einen Künstler aussehen ließ.

Er sprach ausgezeichnet Englisch. Seine Stimme war angenehm und klangvoll und passte zu seinem lustigen, gutmütigen Gesicht.

«Da sind wir wieder», sagte er lächelnd zu seiner Frau. «Edward hatte ein großartiges Erlebnis, seine erste Fahrt mit der Untergrund.»

Der Junge sah seinem Vater ein wenig ähnlich; er und seine kleine Schwester wirkten entschieden ausländisch, und ich verstand, warum Miss Peabody sie «gelb wie Zitronen» genannt hatte.

Mrs Tanios schien in Gegenwart ihres Gatten nervös zu werden. Stammelnd stellte sie ihm Poirot vor; mich überging sie.

«Poirot?», fragte Dr. Tanios lebhaft «Monsieur Hercule Poirot? Aber den Namen kenne ich doch sehr gut! Was führt Sie zu uns, Monsieur Poirot?»

«Ich komme wegen der kürzlich verstorbenen Miss Emily Arundell.»

«Wegen Bellas Tante? Wie meinen Sie das?»

Langsam erwiderte Poirot: «Ihr Tod hat einige Dinge bewirkt – »

Mrs Tanios fiel ihm hastig ins Wort: «Es handelt sich um das Testament, Basil. Mr Poirot hat mit Theresa und Charles gesprochen.»

Dr. Tanios schien sichtlich erleichtert. «Ach, das Testament!», sagte er und ließ sich in einen Fauteuil sinken. «Ein ungerechtes Testament, aber mich geht das eigentlich nichts an.»

Poirot schilderte kurz, aber leider nicht sehr wahrheitsgetreu, seine Unterredung mit den beiden Arundells und deutete vorsichtig an, dass eine leise Möglichkeit bestehe, das Testament anzufechten.

«Was Sie da sagen, Monsieur Poirot, interessiert mich sehr. Ich bin im Grunde Ihrer Meinung. Es ließe sich etwas machen. Ich habe sogar mit einem Rechtsanwalt darüber gesprochen, aber er war nicht dafür. Daher – » Achselzuckend brach er ab.

«Rechtsanwälte sind, wie ich Ihrer Frau schon sagte, vorsichtige Leute. Sie gehen nicht gern ein Risiko ein. Aber bei mir ist das anders. Und bei Ihnen?»

Dr. Tanios lachte schallend. «Mir macht ein Wagnis gar nichts aus. Ich habe mich oft auf gewagte Stückchen eingelassen, nicht wahr, Bella?» Er lächelte ihr zu, und sie erwiderte sein Lächeln – ziemlich mechanisch, wie mir vorkam.

Dann wandte er sich wieder an Poirot. «Ich bin kein Jurist. Aber meiner Meinung nach hat die alte Dame das Testament in einem Zustand gemacht, in dem sie nicht mehr handlungsfähig war. Diese Lawson ist schlau und berechnend.»

Mrs Tanios machte eine abwehrende Bewegung. Poirot sah sie schnell an. «Sie sind nicht dieser Ansicht, Madame?»

Mit etwas schwacher Stimme antwortete sie: «Sie war immer sehr lieb. Schlau möchte ich sie nicht nennen.»

«Zu dir, liebe Bella, war sie immer lieb, weil sie von dir nichts zu fürchten hatte. Du bist so leichtgläubig.»

Er sagte es in gutmütigstem Ton, aber seine Frau errötete.

«Bei mir war das anders», fuhr er fort. «Mich konnte sie nicht leiden und bemühte sich auch nicht, es zu verbergen. Ein Beispiel: Die alte Dame fiel die Treppe hinunter, als wir in Littlegreen House zu Besuch waren. Ich bestand darauf, am nächsten Wochenende wiederzukommen und nachzusehen, wie es ihr ging. Miss Lawson tat ihr Möglichstes, um das zu verhindern. Es gelang ihr nicht, und das nahm sie sichtlich übel. Der Grund war klar: Sie wollte die alte Dame für sich haben.»

Wieder wandte sich Poirot an Mrs Tanios. «Ist das auch Ihr Eindruck, Madame?»

Ihr Mann ließ ihr keine Zeit zur Antwort. «Bella ist zu weichherzig. Sie würde nie jemandem böse Absichten zutrauen. Aber ich bin überzeugt, dass ich Recht habe. Noch eines, Monsieur Poirot! Der Schlüssel zu ihrem Einfluss auf die alte Dame ist der Spiritismus! So wurde das gemacht, verlassen Sie sich drauf!»

«Sie glauben…?»

«Ganz ohne Zweifel. Ich habe schon viele solche Fälle erlebt. Er zieht die Leute in seinen Bann. Sie würden staunen! Besonders in Miss Arundells Alter. Ich möchte schwören, dass das den Anstoß gab. Ein Geist – der tote Vater wahrscheinlich – befahl ihr, das Testament zu ändern und ihr Geld der Lawson zu vermachen. Sie war krank, leicht beeinflussbar – »

Mrs Tanios machte eine zaghafte Gebärde. Poirot wandte sich an sie: «Auch Sie halten es für möglich, ja?»

«Red doch, Bella! Sag uns deine Meinung.» Er sah sie ermutigend an. Sie warf ihm einen seltsamen Blick zu, dann antwortete sie:

«Ich verstehe wenig von solchen Sachen. Du kannst Recht haben, Basil.»

«Ich habe Recht, verlass dich drauf! Nicht wahr, Monsieur Poirot?»

Poirot nickte. «Ja – es könnte sein.» Dann setzte er hinzu: «Sie waren in der Woche vor Miss Arundells Tod in Basing, nicht wahr?»

«Ja, wir waren zu Ostern dort und das Wochenende danach.»

«Nein, nein, ich meinte das übernächste Wochenende – den Sechsundzwanzigsten. Sie waren Sonntag dort, glaube ich.»

«Basil, wirklich?» Mrs Tanios sah ihn mit großen Augen an.

Er wandte sich schnell zu ihr. «Ja. Du erinnerst dich doch? Ich fuhr nachmittags hinaus. Ich habe es dir auch erzählt.»

Poirot und ich sahen Bella Tanios an. Nervös schob sie ihr Hütchen noch weiter nach hinten.

«Du musst dich doch erinnern, Bella? Was für ein elendes Gedächtnis du hast!»

«Natürlich!», entschuldigte sie sich mit schwachem Lächeln. «Ich habe wirklich ein elendes Gedächtnis. Aber es ist schon fast zwei Monate her.»

«Miss Theresa und Mr Charles Arundell waren auch draußen, nicht wahr?»

«Möglich», antwortete Dr. Tanios unbefangen. «Ich begegnete ihnen nicht. Ich blieb nur etwa eine halbe Stunde.»

Poirots durchdringender Blick schien ihn ein wenig in Verlegenheit zu bringen. «Ich will's lieber gleich gestehen», sagte er, ihm zuzwinkernd. «Ich hoffte auf ein Darlehen – aber es blieb beim Hoffen. Leider war ich der alten Dame nie sehr sympathisch. Schade, denn ich konnte sie gut leiden. Sie war eine lebenslustige alte Dame.»

«Gestatten Sie mir eine offene Frage, Doktor Tanios?»

Täuschte ich mich? Lag für den Bruchteil einer Sekunde nervöse Spannung in den Augen des anderen?

«Gewiss, Monsieur Poirot.»

«Was halten Sie von Charles und Theresa Arundell?»

Der Arzt machte ein erleichtertes Gesicht. «Charles und Theresa?», fragte er, seine Frau liebevoll anlächelnd. «Bellachen, du hast doch nichts dagegen, wenn ich ganz aufrichtig über deine Verwandten rede?»

Sie schüttelte leise lächelnd den Kopf.

«Dann will ich Ihnen sagen, dass sie durch und durch schlecht sind – beide! Komischerweise ist mir Charles lieber. Ein Halunke, aber ein sympathischer. Nicht einen Funken Moral, aber dafür kann er nichts. Manche Menschen sind von Natur so.»

«Und Theresa?»

Er zögerte. «Ich weiß nicht recht. Sie ist ungewöhnlich hübsch. Aber vollkommen hemmungslos, glaube ich. Sie würde kaltblütig jemanden ermorden, wenn es ihr ins Programm passte. Wenigstens habe ich diesen Eindruck. Sie wissen wahrscheinlich, dass ihre Mutter wegen Giftmords angeklagt war?»

«Und freigesprochen wurde», ergänzte Poirot.

«Ganz richtig. Sie wurde freigesprochen», sagte Doktor Tanios. «Trotzdem – manchmal macht man sich allerhand Gedanken.»

«Kennen Sie ihren Verlobten?»

«Doktor Donaldson? Ja. Er kam einmal zum Dinner.»

«Was halten Sie von ihm?»

«Ein sehr intelligenter Mensch. Er wird es weit bringen – wenn er Gelegenheit dazu hat. Zum Facharzt gehört Geld.»

«Sie wollen sagen, dass er in seinem Fach tüchtig ist?»

«Ja. Ausgezeichneter Kopf.» Er lächelte. «Gesellschaftlich noch kein großes Licht. Ein bisschen pedantisch und schroff in seinem Wesen. Er und Theresa sind ein komisches Paar. Aber Gegensätze ziehen sich an. Sie ist ein Schmetterling und er ein Einsiedler.»

Die beiden Kinder stürmten ins Zimmer: «Mutti, können wir nicht essen gehen? Wir sind so hungrig. Wir kommen zu spät.»

Poirot blickte auf seine Uhr und rief bestürzt: «Verzeihen Sie vielmals! Ich halte Sie vom Lunch ab.»

Mit einem fragenden Blick auf ihren Mann begann Mrs Tanios: «Dürfen wir Sie bitten – »

«Sehr liebenswürdig, Madame, aber wir haben eine Verabredung zum Lunch und sind ohnehin schon spät dran.»

Wir verabschiedeten uns von der Familie Tanios. In der Halle gab es eine kleine Verzögerung, weil Poirot telefonieren wollte. Ich wartete neben der Fernsprechzelle. Während ich dort stand, erschien Mrs Tanios in der Halle und blickte suchend umher. Etwas Gehetztes, Gequältes lag in ihren Augen. Als sie mich sah, eilte sie auf mich zu.

«Ist Ihr Freund, Mr Poirot, schon weg?»

«Nein, er telefoniert. Wollen Sie ihn sprechen?»

Sie nickte mit wachsender Nervosität. Poirot trat aus der Zelle.

«Mr Poirot», begann sie leise und hastig, «ich wollte Ihnen etwas sagen – ich muss Ihnen etwas sagen – »

«Ja, Madame?»

«Es ist wichtig – sehr wichtig. Wissen Sie – »

Sie brach ab. Dr. Tanios war mit den Kindern aus dem Schreibzimmer getreten und kam zu uns herüber.

«Du plauderst noch ein bisschen mit Monsieur Poirot, Bella?», fragte er gutmütig, mit freundlichem Lächeln.

«Ja – » Sie zögerte, dann fuhr sie fort: «Das wollte ich Ihnen noch sagen, Mr Poirot. Teilen Sie Theresa mit, dass wir mittun, was immer sie auch unternimmt. Die Familie muss zusammenhalten.»

Mrs Tanios nickte uns lebhaft zu, dann hängte sie sich bei ihrem Mann ein und ging mit ihm und den Kindern in den Speisesaal.

Ich fasste Poirot an der Schulter. «Sie wollte ursprünglich etwas anderes sagen!»

Er schüttelte den Kopf und sah ihnen nach. «Sie hat es sich anders überlegt», fuhr ich fort.

«Ja, mein Freund, sie hat es sich anders überlegt.»

«Warum?»

«Wenn ich das wüsste!»

«Sie wird es uns ein andermal sagen.»

«Wer weiß. Ich fürchte fast – sie wird es uns nicht mehr sagen…»

18

«Nun, Poirot?», fragte ich, als wir uns in einem nahen Restaurant zum Lunch gesetzt hatten. Ich war neugierig, seine Meinung über die Familie Arundell zu hören.

Er warf mir einen tadelnden Blick zu und befasste sich mit der Auswahl der Speisenfolge. Als er bestellt hatte, lehnte er sich zurück, brach sein Brötchen entzwei und ahmte mich nach: «Nun, Hastings?»

«Sie kennen sie jetzt alle. Was halten Sie von ihnen?»

«Ma foi, eine interessante Sippschaft! Eine fesselnde Studie – voll Überraschungen. Sooft ich sage, ‹Miss Arundell schrieb mir vor ihrem Tod›, folgt eine Enthüllung. Von Miss Lawson erfahre ich, dass Geld entwendet wurde. Mrs Tanios fragte prompt: ‹Über meinen Mann?› Warum das? Was hatte mir Miss Arundell über Doktor Tanios zu schreiben?»

«Diese Frau hat etwas auf dem Herzen.»

«Ja, sie weiß etwas. Aber was? Miss Peabody sagte, Charles Arundell wäre imstande, seine Großmutter für ein paar Pfund umzubringen. Miss Lawson sagte, Mrs Tanios würde sogar einen Mord begehen, wenn ihr Mann es befiehlt. Doktor Tanios sagte, Charles und Theresa seien durch und durch schlecht, und deutete an, dass ihre Mutter eine Giftmörderin gewesen sei und dass Theresa kaltblütig jemand ermorden könnte.» Er schwieg eine Weile.

«Sie haben eine gute Meinung voneinander!», fügte er dann hinzu. «Doktor Tanios glaubt oder behauptet, dass er glaube, es liege Beeinflussung vor. Seine Frau war jedoch nicht der Ansicht, bevor er kam. Ursprünglich wollte sie das Testament nicht anfechten. Dann ändert sie ihren Standpunkt. Das Ganze gemahnt mich an einen siedenden Kessel; dann und wann kommt etwas Bedeutsames an die Oberfläche. In der Tiefe liegt etwas verborgen, ja, davon bin ich überzeugt.»

«Vielleicht haben Sie Recht, Poirot, aber das alles ist so unbestimmt – so nebelhaft.»

«Aber Sie geben zu, Hastings, dass etwas dahintersteckt?»

«Ja», antwortete ich zögernd. «Ich muss wohl.»

Poirot beugte sich über den Tisch und sah mich fest an. «Sie sind verändert, Hastings, nicht mehr amüsiert, überlegen – nachsichtig gegen meine aus der Luft gegriffenen Theorien. Aber was hat Sie überzeugt? Meine logischen Schlüsse nicht – *non, ce n'est pas ca!* Irgendetwas anderes hat Sie überzeugt, hat auf Sie gewirkt. Sagen Sie mir, mein Freund, was hat Sie so umgestimmt, dass Sie die Sache jetzt ernst nehmen?»

«Ich glaube», antwortete ich langsam, «es war Mrs Tanios. Sie sah aus, als hätte sie Angst – »

«Angst? Vor mir?»

«Nein, nein. Nicht vor Ihnen. Es war etwas anderes. Sie sprach zuerst so gelassen und vernünftig – mit begreiflichem Ärger wegen des Testaments vielleicht, aber sonst schien sie sich in das Schicksal zu ergeben und die Sache auf sich beruhen lassen zu wollen. Die natürliche Haltung einer anständigen, aber ziemlich passiven Frau. Und dann plötzlich diese Veränderung – der Eifer, mit dem sie sich Doktor Tanios' Standpunkt zu eigen machte. Und dann die Art, wie sie uns in die Halle nachkam, so verstohlen – »

Poirot nickte.

«Noch eine Kleinigkeit, die Ihnen vielleicht entgangen ist – »

«Mir entgeht nie auch nur das Geringste!»

«Ich meine den Besuch ihres Mannes in Littlegreen House an jenem Sonntag. Ich wette, dass sie nichts davon wusste – dass sie ganz überrascht war, aber sie nahm ihr Stichwort so flink auf, gab zu, dass er es ihr gesagt hatte und sie es vergaß. Das gefiel mir nicht, Poirot.»

«Sie haben Recht, Hastings, das ließ tief blicken.»

«Es machte mir den unangenehmen Eindruck der Angst. Ihnen nicht auch?»

Er nickte. «Ja, dieser Eindruck lag entschieden nahe. Trotzdem war Tanios Ihnen sympathisch, nicht wahr? Sie fanden ihn nett, offenherzig, gutmütig, freundlich – trotz ihres angeborenen englischen Vorurteils gegen Argentinier, Portugiesen und Griechen. Aber persönliche Sympathie und Antipathie sind sehr unverlässliche Ratgeber. Man darf sich nicht vom Gefühl leiten lassen, sondern von den Tatsachen.»

«Hm!», meinte ich. «Mit den Tatsachen ist es nicht weit her. Nein, nicht, Poirot! Fangen Sie nicht wieder das Ganze von vorn an!»

«Keine Angst, mein Freund, ich werde mich kurz fassen. Vor allem liegt unzweifelhaft ein Mordversuch vor, das geben Sie doch zu?»

Langsam bejahte ich.

«*Très bien.* Kein Mordversuch ohne Mörder. Eine der an jenem Abend anwesenden Personen war ein Mörder, zumindest der Absicht nach, wenn auch ohne Erfolg.»

«Zugegeben.»

«Wir haben also einen Mörder. Wir gehen der Sache nach – wir wühlen Schmutz auf, wie Sie es nennen wür-

den, und verschiedene interessante Beschuldigungen kommen sozusagen ganz zufällig ans Licht.»

«Sie halten sie nicht für zufällig?»

«Das lässt sich vorläufig noch nicht sagen. Miss Lawsons scheinbar unschuldige Art, Charles' Drohung gegen seine Tante zu erzählen, kann unschuldig gewesen sein oder nicht. Doktor Tanios' Äußerungen über Theresa Arundell sind möglicherweise nicht böse gemeint, sondern die ehrliche Ansicht eines Arztes. Andererseits meinte Miss Peabody ihre Worte über Charles Arundells Eigenschaften vielleicht tatsächlich ernst – aber es ist eben nur eine Meinung. Und so geht das weiter.»

«Ich möchte nur eins wissen, Poirot – was denken Sie wirklich über den Fall?»

«Hastings, ich gestatte mir nicht, zu ‹denken›, wenigstens nicht in dem Sinn, in welchem Sie das Wort gebrauchen. Augenblicklich stelle ich nur bestimmte Erwägungen an.»

«Zum Beispiel?»

«Über das Motiv. Welche Motive sind hier anzunehmen? Das wahrscheinlichste ist Gewinnsucht. Wem hätte Miss Arundells Tod Nutzen gebracht, wenn sie Dienstag nach Ostern gestorben wäre?»

«Allen, ausgenommen Miss Lawson.»

«Stimmt.»

«Eine Person scheidet mithin jedenfalls aus.»

«Ja», meinte Poirot nachdenklich. «So scheint es. Aber das Interessanteste ist, dass die Person, die keinen Nutzen davon hatte, wenn der Tod am Dienstag eingetreten wäre, den größten Nutzen hatte, wenn der Tod zwei Wochen später eintrat.»

«Worauf wollen Sie hinaus, Poirot?», fragte ich verdutzt.

«Ich denke über Ursache und Wirkung nach, mein Freund – Ursache und Wirkung.»

Ich sah ihn fragend an.

«Gehn Sie logisch vor, Hastings! Was geschah nach dem Unfall? Miss Arundell war bettlägerig und hatte viel Zeit zum Nachdenken. Da schrieb sie mir. Und der Brief wurde nicht zur Post gegeben. Schade, schade!»

«Sie haben den Verdacht, dass da irgendetwas faul ist, weil der Brief nicht abgeschickt wurde?»

Poirot runzelte die Stirn. «Ich muss gestehen, Hastings, das weiß ich nicht. Im großen Ganzen glaube ich, dass der Brief wirklich verlegt war. Ferner glaube ich – mit Bestimmtheit kann ich das natürlich nicht wissen –, dass überhaupt niemand von dem Vorhandensein dieses Briefes eine Ahnung hatte. Fahren wir fort! Was kam dann?»

«Der Besuch des Rechtsanwalts», sagte ich. «Und das neue Testament.»

«Ganz richtig. Unerwarteterweise machte sie ein neues Testament. Und jetzt müssen wir einer Bemerkung besondere Beachtung schenken, die von Ellen stammt. Ellen sagte, wie Sie sich erinnern werden, dass Miss Lawson sich bemühte, Miss Arundell zu verheimlichen, dass Bob die ganze Nacht ausgeblieben war.»

«Aber – oh, ich verstehe – nein, ich verstehe nicht! Ich begreife nicht, was Sie sagen wollen – oder –?»

«Nein. Aber Sie begreifen wenigstens die ungeheure Wichtigkeit dieser Bemerkung?», fragte er und sah mich grimmig an.

«Gewiss, gewiss», beeilte ich mich zu versichern.

«Und dann geschah alles mögliche», fuhr Poirot fort. «Charles und Theresa kamen zum Wochenende, und Miss Arundell zeigte ihm das zweite Testament – zumindest behauptet er das.»

«Sie glauben ihm nicht?»

«Ich glaube nur, was bewiesen ist. Miss Arundell zeigte es Theresa nicht.»

«Weil sie annahm, dass er es ihr sagen werde.»

«Hat er aber nicht getan. Warum nicht?»

«Charles behauptet, es ihr gesagt zu haben.»

«Theresa erklärt steif und fest, dass er nichts gesagt hat – ein sehr aufschlussreicher Widerspruch. Nachher nennt sie ihn einen Esel.»

«Es wird immer wirrer, Poirot!»

«Nehmen wir die Reihenfolge der Ereignisse wieder auf! Doktor Tanios kommt Sonntag nach Basing, vielleicht ohne Wissen seiner Frau.»

«Bestimmt ohne Wissen seiner Frau.»

«Sagen wir wahrscheinlich! Weiter! Charles und Theresa fahren Montag weg. Miss Arundell ist bei guter Gesundheit und Laune, isst ein reichliches Dinner und hält im Finstern eine Sitzung mit den Tripps und der Lawson. Gegen Ende der Séance wird ihr übel. Sie legt sich ins Bett, vier Tage später stirbt sie; die Lawson erbt das ganze Vermögen – und Captain Hastings sagt, sie sei eines natürlichen Todes gestorben.»

«Während Hercule Poirot sagt, das Essen sei vergiftet gewesen, und nicht die geringsten Beweise dafür hat.»

«Einige doch, Hastings. Denken Sie an unser Gespräch mit den Schwestern Tripp – und an eine in die Augen springende Bemerkung, die Miss Lawson im Lauf ihrer zerfahrenen Reden machte.»

«Sie meinen, dass die alte Dame Curry zum Dinner aß? Das Currypulver würde den Geschmack eines beigemischten Mittels überdeckt haben. Wollen Sie das damit sagen?»

Langsam antwortete Poirot: «Ja, der Curry hat vielleicht eine gewisse Bedeutung.»

«Aber wenn das zutrifft, was Sie trotz des ärztlichen Gutachtens behaupten, dann kann nur Miss Lawson oder die Haushälterin oder die Köchin sie umgebracht haben.»

«Wer weiß?»

«Oder die Tripps? Unsinn! Das glaube ich nicht. Alle diese Personen sind offenkundig unschuldig.»

Poirot zuckte die Achseln. «Vergessen Sie nicht, Hastings, Albernheit und Dummheit kann mit großer Schlauheit Hand in Hand gehn. Und übersehen Sie auch nicht den ersten Mordversuch. Das war nicht das Werk eines besonders klugen oder komplizierten Gehirns, sondern ein sehr einfacher Plan, zu dem Bob mit seinem Spielball die Idee gab. Eine Schnur vor die Stufe zu spannen, war leicht – ein Kind hätte darauf verfallen können.»

«Sie meinen – »

«Ich meine, dass wir hier nur eines zu suchen haben – den Wunsch zu töten. Sonst nichts.»

«Aber das Gift müsste sehr geschickt gewählt gewesen sein, damit es keine Spuren hinterließ – müsste eines sein, das man im Allgemeinen nicht leicht erhält. Verflucht und zugenäht! Poirot, ich kann das nicht glauben, es sind lauter Hypothesen.»

«Falsch, mein Freund. Dank meinen zahlreichen Besuchen von heute habe ich jetzt einen festen Anhaltspunkt. Schwache, aber unverkennbare Fingerzeige. Aber – ich habe Angst.»

«Angst? Wovor?»

«Die schlafenden Hunde zu wecken. So lautet doch eines eurer Sprichwörter, nicht wahr? Schlafende Hunde soll man nicht wecken. Und das tut unser Mörder derzeit, er schläft friedlich in der Sonne. Wissen wir beide nicht aus Erfahrung, wie oft ein Mörder, wenn man seine Ruhe stört, hingeht und einen zweiten, vielleicht sogar einen dritten Mord begeht?»

«Sie fürchten das?»

Poirot nickte. «Ja, Hastings. Das fürchte ich – das fürchte ich sogar sehr…»

19

Poirot verlangte die Rechnung und zahlte.

«Was jetzt?», fragte ich.

«Jetzt tun wir, was Sie früher vorschlugen: Wir fahren nach Harchester zu Mr Purvis. Deswegen rief ich vorhin im Durham Hotel an.»

«Sie telefonierten mit Purvis?»

«Nein, mit Theresa Arundell. Ich bat sie um ein Empfehlungsschreiben an ihn. Wir müssen bei ihm eingeführt sein, sonst hat unser Besuch keinen Zweck. Sie versprach, mir ein paar Zeilen in meine Wohnung zu schicken.»

In Poirots Wohnung erwartete uns nicht nur der Brief, sondern Charles Arundell, der ihn gebracht hatte, in eigener Person.

«Hübsche Wohnung, Monsieur Poirot», meinte er.

In diesem Augenblick bemerkte ich eine nicht ganz zugeschobene Schublade des Schreibtischs, aus der ein Eckchen Papier hervorlugte. Es war unmöglich, dass Poirot, der Ordnungsfanatiker, die Schublade auf diese Weise geschlossen hatte. Nachdenklich sah ich Charles an. Er war allein im Zimmer gewesen, während er auf uns wartete. Der junge Halunke hatte die Frechheit besessen, unter Poirots Papieren zu stöbern. Ich kochte vor Entrüstung.

Charles selbst war guter Laune. «Hier, bitte!», sagte er und zog einen Brief hervor. «Alles da und in Ordnung. Hoffentlich haben Sie bei dem alten Purvis mehr Glück als wir.»

«Er machte Ihnen wenig Hoffnung?»

«Erklärte es für aussichtslos. Seiner Ansicht nach ist der Lawson die Beute nicht abzujagen.»

«Haben Sie und Ihre Schwester schon den Gedanken erwogen, sich an das gute Herz der Dame zu wenden?»

«Ich habe es erwogen», grinste Charles. «Nichts zu machen. Meine Beredsamkeit war vergeblich. Das rührende Bild des enterbten schwarzen Schafes – na, gar so schwarz übrigens denn doch nicht! – machte keinen Eindruck auf sie. Wissen Sie, ich glaube, sie kann mich nicht leiden. Ich begreife nicht, warum.» Er lachte. «Alte Weiber fallen doch sonst immer auf mich herein. Sie halten mich für eine unverstandene Seele, die vom Pech verfolgt wird.»

«Eine nützliche Haltung.»

«Ja, bisher oft sehr nützlich. Aber bei der Lawson – nichts zu machen. Ich glaube, sie ist eine Männerfeindin.»

«Nun», sagte Poirot kopfschüttelnd, «wenn auf einfachem Weg nichts zu erreichen ist – »

«– müssen wir uns auf das Verbrechen verlegen», ergänzte Charles fröhlich.

«Da wir gerade von Verbrechen reden, junger Mann – ist es wahr, dass Sie Ihrer Tante drohten, sie ‹abzumurksen›?»

Charles ließ sich in einen Fauteuil sinken, streckte die Beine lang aus und sah Poirot fest an. «Wer hat Ihnen denn das gesagt?»

«Das tut hier nichts zur Sache. Stimmt es?»

«Es ist etwas Wahres daran.»

«Na, rücken Sie mit der Wahrheit heraus – mit der Wahrheit, wohlgemerkt!»

«Meinetwegen. Sie ist nicht sehr aufregend. Ich wollte sie anpumpen. Aber es ging nicht nach Wunsch. Tante Emily wollte sich von ihrem Geld nicht trennen. Ich wurde nicht zornig, sondern sagte ihr einfach: ‹Tante,

wenn du so weitermachst, wirst du eines Tages noch abgemurkst!› Sie fragte mich ziemlich steif, was ich meinte. ‹Was ich gesagt habe›, gab ich ihr zur Antwort. ‹Alle deine Freunde und Verwandten tanzen um dich herum, allen hängt die Zunge heraus und alle tragen sich mit Hoffnungen. Und du – was tust du? Du schwimmst im Geld. So was führt leicht zu Mord. Lass dir es von mir gesagt sein. Wenn du abgemurkst wirst, hast du es dir selbst zuzuschreiben.› Sie sah mich über die Brille an – das war so ihre Gewohnheit –, sah mich ziemlich eklig an und sagte trocken: ‹Also das ist deine Ansicht? Danke für den guten Rat. Aber du wirst sehn, dass ich mich sehr gut schützen kann.› Ich lachte dabei übers ganze Gesicht, und sie sah nicht so grimmig drein, wie sie versuchte. ‹Ich habe dich gewarnt›, sagte ich. Und sie sagte: ‹Ich werde es nicht vergessen.»

Er schwieg einen Augenblick und schloss: «Das war alles.»

«Und Sie begnügten sich mit ein paar Pfund, die Sie in einer Schublade fanden.»

Charles starrte ihn an, dann begann er zu lachen. «Ich ziehe den Hut vor Ihnen. Sie haben eine erstklassige Spürnase. Woher wissen Sie denn *das?*»

«Es ist also wahr?»

«Freilich. Ich war verteufelt knapp. Musste irgendwo Geld auftreiben. Fand ein hübsches Bündel Banknoten in einer Schublade und bediente mich. Ich war sehr bescheiden – hätte nicht gedacht, dass es herauskäme. Und wenn, dachte ich, wird der Verdacht auf die Dienstboten fallen.»

Trocken versetzte Poirot: «Es hätte sehr bedenkliche Folgen für die Dienstboten haben können, wenn der Verdacht auf sie gefallen wäre.»

Charles zuckte die Achseln. «Jeder ist sich selbst der Nächste.»

«Und den Letzten beißen die Hunde», sagte Poirot. «Das ist Ihr Motto, wie?»

Der junge Mann sah ihn neugierig an. «Ich wusste nicht, dass die alte Dame es entdeckt hatte. Wie erfuhren Sie es – und das Gespräch übers Abmurksen?»

«Miss Lawson erzählte es mir.»

«Die hinterlistige alte Katze!» Dennoch sah er ein wenig betroffen drein. «Sie mag mich nicht und auch Theresa nicht. Glauben Sie, dass sie vielleicht – noch etwas in Bereitschaft hat?»

«Was sollte das sein?»

«Oh, ich weiß nicht. Sie ist eben boshaft. Sie hasst Theresa…»

«Wissen Sie, Mr Arundell, dass Doktor Tanios am Sonntag, bevor Ihre Tante starb, in Littlegreen House war?»

«Was? An dem Sonntag, wo wir draußen waren?»

«Ja. Sahen Sie ihn nicht?»

«Nein. Wir gingen nachmittags spazieren. Er muss während dieser Zeit dort gewesen sein. Merkwürdig, dass Tante Emily kein Wort von seinem Besuch erwähnte. Wer hat es Ihnen gesagt?»

«Miss Lawson.»

«Schon wieder? Sie ist ja eine wahre Fundgrube für Auskünfte.» Er überlegte einen Augenblick und setzte hinzu: «Tanios ist ein netter Mensch. Ich mag ihn. So lustig und freundlich.»

«Ja, er wirkt sympathisch», antwortete Poirot.

Charles stand auf. «Ich an seiner Stelle hätte die öde Bella schon längst umgebracht. Finden Sie nicht auch, sie ist die Art von Frau, die das geborene Opferlamm ist? Es sollte mich nicht wundern, wenn Teile von ihr in einem

Koffer in einer Bahnhofsgepäckaufbewahrung entdeckt würden.»

«Sie halten ihren Mann, den lieben Doktor, also für skrupellos?», fragte Poirot.

«Nein», erwiderte Charles nachdenklich. «Ich glaube, Tanios könnte keiner Fliege etwas zu Leide tun. Er ist viel zu weichherzig.»

«Und Sie, Mr Arundell? Würden Sie morden, wenn es sich lohnte?»

Charles lachte – laut und herzlich. «Vielleicht eine kleine Erpressung gefällig, Monsieur Poirot? Nichts zu machen. Ich versichere Ihnen, ich habe kein – » er brach plötzlich ab und fuhr dann fort:«– kein Strychnin in Tante Emilys Suppe getan.»

Er winkte uns zu und ging.

«Wollten Sie ihm Angst einjagen, Poirot?», fragte ich. «Wenn ja, scheint es Ihnen nicht gelungen zu sein. Er zeigte keine Spur von schlechtem Gewissen.»

«Nicht?»

«Nein. Er blieb ganz ungerührt.»

«Die kleine Pause war sonderbar.»

«Welche Pause?»

«Die vor dem Wort ‹Strychnin›. Als hätte er zuerst etwas anderes sagen wollen. Aber machen wir uns auf den Weg! Wir werden im ‹George› in Basing übernachten müssen.»

Kurz nach vier trafen wir in Harchester bei Mr Purvis ein.

Der Rechtsanwalt war ein hochgewachsener, stämmiger Mann mit weißem Haar und rosiger Hautfarbe. Er glich ein wenig einem Landjunker. Sein Benehmen war höflich, aber reserviert.

Mr Purvis las das Empfehlungsschreiben und sah uns mit listigem, forschendem Blick an. «Ihr Name ist mir natürlich bekannt, Monsieur Poirot. Miss Arundell und ihr Bruder haben vermutlich Ihre Dienste in dieser Sache in Anspruch genommen, aber ich wüsste nicht, was sie sich davon versprechen.»

«Sagen wir vielleicht, eine genauere Erforschung aller Einzelheiten, Mr Purvis.»

Der Anwalt versetzte trocken: «Miss Arundell und ihr Bruder sind über meine Auffassung der Rechtslage bereits unterrichtet. Die Einzelheiten sind völlig klar und lassen eine andere Auslegung nicht zu.»

«Gewiss, gewiss», sagte Poirot schnell. «Sie werden aber nichts dagegen haben, sie mir zu wiederholen, damit ich ganz im Bilde bin.»

«Bitte.» Mr Purvis neigte den Kopf.

«Miss Arundell gab Ihnen am siebzehnten April schriftliche Weisungen, nicht wahr?»

Mr Purvis warf einen Blick auf einige Blätter vor sich und bejahte.

«Können Sie mir sagen, was sie Ihnen schrieb?»

«Sie wünschte, dass ich ein Testament entwerfe. Legate für die beiden Hausangestellten und für drei oder vier Wohlfahrtseinrichtungen. Das übrige Vermögen ungeteilt an Wilhelmina Lawson.»

«Verzeihen Sie die Frage, Mr Purvis: Waren Sie überrascht?»

«Ich muss zugeben – ich war überrascht.»

«Miss Arundell hatte schon früher ein Testament gemacht?»

«Vor fünf Jahren.»

«Laut diesem Testament fiel ihr ganzes Vermögen, von einigen kleinen Vermächtnissen abgesehen, an ihren Neffen und ihre Nichten?»

«Ja, zu gleichen Teilen an die Kinder ihres Bruders Thomas und die Tochter ihrer Schwester Arabella Biggs.»

«Was geschah mit diesem Testament?»

«Auf Miss Arundells Wunsch brachte ich es ihr am einundzwanzigsten April, als ich sie in Littlegreen House aufsuchte.»

«Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Mr Purvis, wenn Sie mir genau angeben wollten, was sich bei diesem Besuch ereignete.»

Der Rechtsanwalt dachte eine Weile nach, dann erklärte er mit Bestimmtheit: «Ich traf um drei Uhr nachmittags in Littlegreen House ein; einer meiner Angestellten begleitete mich. Miss Arundell empfing mich im Salon.»

«Wie fanden Sie sie?»

«Sie schien bei bester Gesundheit zu sein, obwohl sie am Stock gehen musste – infolge eines Sturzes, wie ich hörte. Ihre Gesundheit schien, wie gesagt, nicht angegriffen, aber ich fand Miss Arundell ein wenig nervös und erregt.»

«War Miss Lawson bei ihr?»

«Als ich kam. Dann ließ sie uns gleich allein.»

«Und dann?»

«Miss Arundell fragte mich, ob ich das Testament entworfen und zur Unterschrift mitgebracht habe. Ich bejahte und ehemm – » Er zögerte eine Sekunde lang und fuhr dann steif fort: «Ich machte ihr Vorstellungen, soweit das den Rahmen meiner Befugnisse nicht überschritt. Ich gab ihr zu bedenken, dass dieses zweite Testament als ein schweres Unrecht gegen ihre Familie, ihr eigenes Fleisch und Blut, angesehen werden könnte.»

«Was antwortete sie?»

«Sie fragte, ob sie mit ihrem Geld machen könne, was sie wolle, oder nicht. Ich sagte, das sei selbstverständlich der Fall. ‹Na also!›, sagte sie. Ich wandte ein, dass Miss Lawson doch erst kurze Zeit bei ihr sei, und fragte sie, ob sie das Unrecht gegen ihre Familie verantworten könne. Mein Lieben, sagte sie, ‹ich weiß sehr gut, was ich tue.›»

«Sie war erregt, sagten Sie?»

«Entschieden. Aber verstehen Sie mich recht, Monsieur Poirot, sie war im vollen Besitz ihrer geistigen Kräfte, war in jeder Hinsicht in der Verfassung, ihre Geschäfte zu erledigen. Obwohl mein Mitgefühl ganz aufseiten der Familie Miss Arundells steht, müsste ich diese Behauptung vor jedem Gericht aufrechterhalten.»

«Selbstverständlich. Bitte, fahren Sie fort!»

«Miss Arundell las ihr erstes Testament durch und langte dann nach dem zweiten, das ich aufgesetzt hatte. Ich hätte ihr lieber zuerst einen Entwurf gegeben, aber sie hatte betont, das Testament müsse bereits ausgefertigt sein, damit sie es unterschreiben könne. Das bot weiter keine Schwierigkeiten, da die Bestimmungen so einfach waren. Sie las es durch, nickte und sagte, sie werde es gleich unterschreiben. Ich erachtete es als meine Pflicht, ihr nochmals Vorhaltungen zu machen. Sie hörte mich geduldig an, sagte aber, ihr Entschluss sei gefasst. Ich rief meinen Angestellten und den Gärtner, damit sie als Zeugen unterschrieben. Die Dienstboten konnten nicht als Zeugen unterschreiben, da sie zu den Erben gehörten.»

«Gab sie Ihnen das Testament in Verwahrung?»

«Nein, sie schloss es in eine Schublade ihres Schreibtischs.»

«Was geschah mit dem ersten Testament? Hat sie es vernichtet?»

«Nein, es kam mit dem zweiten in die Schublade.»

«Wo wurde nach ihrem Tod das Testament gefunden?»

«In derselben Schublade. Als Testamentsvollstrecker hatte ich die Schlüssel, und ich sah ihre hinterlassenen Papiere und Geschäftsbriefe durch.»

«Lagen beide Testamente in der Schublade?»

«Ja, genau so, wie sie sie hineingelegt hatte.»

«Fragten Sie nicht nach den Beweggründen dieser sehr überraschenden Änderung?»

«Ich fragte, aber ich erhielt keine befriedigende Antwort. Sie erklärte nur, sie wisse ganz gut, was sie tue.»

«Aber es setzte Sie trotzdem in Erstaunen?»

«Sehr. Denn Miss Arundell hatte immer viel Familiensinn.»

Poirot schwieg eine Weile, dann fragte er: «Sprachen Sie vielleicht mit Miss Lawson über dieses Thema?»

Mr Purvis schien schon den Gedanken anstößig zu finden. «Keineswegs. Das wäre im höchsten Grade ungehörig gewesen.»

«Ließ sich aus irgendeiner Bemerkung Miss Arundells schließen, dass Miss Lawson von dem neuen Testament zu ihren Gunsten Kenntnis hatte?»

«Im Gegenteil. Ich fragte in diesem Sinn, und Miss Arundell erwiderte sehr scharf, dass Miss Lawson keine Ahnung habe. Ich hielt es für ratsam, Miss Lawson nichts von dem neuen Testament zu sagen, was ich auch andeutete. Miss Arundell schien ganz meiner Meinung zu sein.»

«Warum legten Sie gerade darauf solches Gewicht, Mr Purvis?»

Der alte Herr erwiderte Poirots Blick voll Würde. «Solche Dinge bleiben meiner Ansicht nach besser unerörtert. Überdies hätte es später Grund zur Enttäuschung geben können.»

«Ah!» Poirot schöpfte tief Atem. «Sie hielten es offenbar für wahrscheinlich, dass Miss Arundell in absehbarer Zeit ihren Entschluss *ändern* könnte.»

Der Anwalt neigte den Kopf. «So ist es. Ich vermutete, dass es zwischen Miss Arundell und ihren Verwandten eine heftige Meinungsverschiedenheit gegeben hatte, und nahm an, dass sie ihren übereilten Entschluss bereuen werde, sobald sich die Erregung gelegt hätte.»

«Und was hätte sie in diesem Fall getan?»

«Mich beauftragt, ein neues Testament aufzusetzen.»

«Sie hätte den einfacheren Weg einschlagen können, das zweite Testament einfach zu vernichten, wodurch das erste Testament wieder in Geltung getreten wäre, nicht wahr?»

«Ein etwas strittiger Punkt. Alle früheren Testamentsbestimmungen wurden durch die Erblasserin ausdrücklich widerrufen.»

«Aber Miss Arundell hätte nicht die juristischen Kenntnisse besessen, dieses Problem zu erfassen. Sie hätte vielleicht gedacht, dass durch Vernichtung des zweiten Testaments das erste wieder rechtskräftig würde.»

«Das ist wohl möglich.»

«Wenn sie ohne Testament gestorben wäre, hätte die Familie das Vermögen geerbt?»

«Ja. Die Hälfte Mrs Tanios und je ein Viertel Charles und Therese Arundell. Aber die Tatsache bleibt bestehen, dass sie ihren Entschluss nicht änderte. Sie starb, ohne das zweite Testament widerrufen zu haben.»

«Und hier», sagte Poirot, «beginnt meine Arbeit.»

Der Anwalt sah ihn fragend an, und Poirot fuhr fort: «Nehmen wir an, Miss Arundell wollte auf ihrem Sterbebett das zweite Testament vernichten. Nehmen wir an, sie hat geglaubt, es vernichtet zu haben – hatte aber in Wirklichkeit nur das erste Testament vernichtet.»

Mr Purvis schüttelte den Kopf. «Nein, beide Testamente waren unberührt.»

«Dann wollen wir annehmen, sie habe ein *falsches* Testament – eine Attrappe – vernichtet, im Glauben, es sei das echte. Sie war schwer krank, und es wäre ein Leichtes gewesen, sie zu täuschen.»

«Dafür müssten Sie Beweise erbringen», sagte der Anwalt scharf.

«Oh, gewiss – gewiss…»

«Darf ich fragen, ob ein Grund zu der Annahme besteht, dass sich dergleichen zugetragen hat?»

Poirot richtete sich auf. «Ich möchte mich derzeit noch nicht äußern – »

«Natürlich!», versetzte der Rechtsanwalt auf diese ihm so geläufige Formel.

«Aber in strengstem Vertrauen kann ich Ihnen sagen, dass der Fall seine sonderbaren Seiten hat.»

«So? Was Sie nicht sagen!» Mr Purvis rieb sich die Hände, gleichsam in erwartungsvoller Vorfreude.

«Was ich von Ihnen wissen wollte, Mr Purvis, und was ich nun weiß, ist, dass Miss Arundell früher oder später ihren Entschluss geändert und eine andere Haltung gegen ihre Familie eingenommen hätte.»

«Das», erwiderte der Rechtsanwalt, «ist selbstverständlich nur mein persönlicher Eindruck.»

«Natürlich. Übrigens – Sie sind nicht etwa Miss Lawsons Anwalt?»

«Ich habe Miss Lawson empfohlen, sich an einen unbeteiligten Anwalt zu wenden», sagte Mr Purvis hölzern.

Poirot dankte ihm für die Auskünfte, und wir gingen.

20

Auf der Fahrt von Harchester nach Basing sprachen wir über die Lage.

«Poirot», fragte ich, «haben Sie einen Grund zu der Annahme, dass Miss Arundell glaubte, sie habe das Testament vernichtet?»

«Nein, mein Freund. Aber ich fühlte mich verpflichtet, irgendetwas dieser Art anzudeuten. Mr Purvis ist ein schlauer Kopf. Wenn ich nicht eine solche Vermutung geäußert hätte, würde er sich gefragt haben, was ich bei der ganzen Sache zu suchen habe.»

«Wissen Sie, Poirot, an wen Sie mich erinnern?»

«Nein, mein Freund.»

«An einen Jongleur, der mit verschiedenfarbenen Bällen spielt. Alle gleichzeitig in der Luft.»

«Die verschiedenfarbenen Bälle sind die verschiedenen Lügen, die ich erzähle – eh?»

«So ungefähr.»

«Und eines Tages, glauben Sie, kommt der große Knall?»

«Sie können es doch nicht ewig so weitertreiben.»

«Sehr wahr! Es wird ein großer Augenblick kommen, wo ich die Bälle einen nach dem andern einfange, meinen Diener mache und von der Bühne abgehe.»

«Begleitet vom donnernden Beifall der Zuschauer.»

Er warf mir einen misstrauischen Blick zu. «Ja, kann sein.»

«Bei Mr Purvis erfuhren wir ja nicht viel Neues.»

«Nein, wir fanden nur unsere Ideen im Allgemeinen bestätigt.»

«Dieser Besuch bestätigte uns auch Miss Lawsons Angabe, dass sie bis nach dem Tod der alten Dame keine Ahnung von den Testamentsbestimmungen gehabt hatte.»

«Ich wüsste nicht, wodurch das bestätigt wäre.»

«Purvis gab Miss Arundell den Rat, ihrer Gesellschafterin nichts zu sagen, und die alte Dame war ganz seiner Ansicht.»

«Ja, das ist ganz schön und gut. Aber es gibt Schlüssellöcher, mein Bester, und ferner Schlüssel, mit denen man verschlossene Schubladen öffnen kann.»

«Glauben Sie, dass Miss Lawson an Türen horchen und spionieren und herumschnüffeln würde?», fragte ich ziemlich schockiert.

Poirot lächelte. «Miss Lawson hat, wie wir wissen, *ein* Gespräch gehört, ohne dass es jemand wusste – das Gespräch zwischen Charles und seiner Tante über das Abmurksen knauseriger Angehöriger.»

Das musste ich zugeben.

«Sie kann mithin auch ohne weiteres Miss Arundells Beratung mit dem Anwalt belauscht haben. Er hat eine kräftige, klangvolle Stimme. Und übrigens – was das Spionieren und Schnüffeln betrifft… das tun mehr Menschen, als man glaubt. Schüchterne, unsichere Menschen wie Miss Lawson legen sich oft solche nicht ganz einwandfreie Gewohnheiten bei und ziehen großen Trost und Genuss aus ihnen.»

«Aber, Poirot!»

«Es ist so, ja, es ist so!»

Im «George» nahmen wir zwei Zimmer und machten uns dann auf den Weg zu Littlegreen House. Als wir klin-

gelten, reagierte Bob sogleich auf das Signal. Er kam durch die Halle geflitzt, bellte wie toll und warf sich gegen die Haustür.

«Die Eingeweide reiß ich euch heraus!», tobte er. «Stückweise zerbeiße ich euch. Ich werde euch schon zeigen, in unser Haus zu wollen! Wartet nur, bis ich euch unter meinen Zähnen habe!»

Beruhigendes Gemurmel mengte sich in das Gebell. «Ruhig, Bobsy! Sei schön brav! Komm hier herein!» Bob wurde trotz seines Sträubens ins Frühstückszimmer geschleift.

«Immer verderben sie einem das Vergnügen!», knurrte er. «Hab nach langer Zeit endlich Gelegenheit, jemandem Angst einzujagen – und jetzt ist es wieder nichts damit! Wo ich mich doch danach sehne, ein Hosenbein zu erwischen. Gib du nur Acht, dass dir nichts zustößt, wenn ich dich nicht beschütze.»

Die Zimmertür wurde geschlossen, Ellen schob die Riegel zurück und öffnete uns.

«Oh, Sie sind's, Sir!» Freudige Erregung drückte sich in ihrer Miene aus. «Bitte, kommen Sie herein, Sir!»

Wir traten in die Halle. Unten an der Tür zur Linken schnaufte und knurrte es. Bob versuchte festzustellen, wer wir waren.

«Lassen Sie ihn doch heraus!», sagte ich, und im nächsten Augenblick kam Bob wie eine Kanonenkugel herbeigeschossen.

«Wer ist da? Wo sind sie? Ach, hier! Meine Güte, kenne ich die nicht –?» – schnauf, schnauf, schnauf – langes Knurren. «Aber natürlich! Wir kennen einander doch!»

«Na, alter Bob!», sagte ich. «Wie geht's?»

Bob wedelte mit dem Schwänzchen. «Danke, gut. Augenblick mal!» Er beroch mich. «Haben kürzlich mit einer Pekinesendame gesprochen, wie ich rieche. Alberne Ras-

se, finde ich. Was ist das? Eine Katze? Interessant! Schade, dass sie nicht hier ist, das wäre glänzend. Hm – ein nicht übler Bullterrier.»

Nachdem er die Besuche, die ich vor kurzem bei tierliebenden Bekannten abgestattet, richtig erraten hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit Poirot zu, zog eine Nasevoll Putzbenzin ein und wandte sich vorwurfsvoll ab.

«Bob!», rief ich.

Er blickte sich um. «Schon gut. Ich weiß, was ich tue. Gleich wieder hier.»

«Im Haus ist alles geschlossen. Sie müssen entschuldigen – » Ellen eilte ins Frühstückszimmer und begann die Fensterläden zu öffnen.

«Ausgezeichnet, das ist ausgezeichnet», sagte Poirot, der ihr gefolgt war und sich nun setzte. Als ich ins Zimmer treten wollte, erschien Bob aus unbekannten Regionen mit dem Ball im Maul. Er raste die Treppe hinauf, legte sich flach auf die oberste Stufe, den Ball zwischen den Vorderpfoten, und wackelte langsam mit dem Schwänzchen.

«Los!», sagte er. «Los! Spielen wir eine Partie!»

Mein detektivisches Interesse flaute für den Augenblick ab, und wir spielten eine Weile, dann eilte ich schuldbewusst ins Frühstückszimmer.

Poirot und Ellen waren in ein Gespräch über Krankheiten und Medikamente vertieft.

«Nur die kleinen weißen Pillen, Sir, die nahm sie immer. Zwei oder drei nach jeder Mahlzeit. So hat es Doktor Grainger vorgeschrieben. Ganz klein waren sie. Und dann ein Zeug, auf das Miss Lawson große Stücke hielt. Kapseln. ‹Doktor Barrows Leberkapseln› – man sieht sie überall auf Reklamewänden.»

«Nahm sie auch diese Kapseln?»

«Ja. Miss Lawson gab sie ihr zum Probieren, und sie sagte, sie täten ihr gut.»

«Wusste das Doktor Grainger?»

«Ach, er hatte nichts dagegen. ‹Nehmen Sie sie ruhig, wenn Sie glauben, dass sie Ihnen nutzen›, sagte er. Und sie sagte: ‹Lachen Sie nur, sie tun mir wirklich gut. Viel besser als alles, was Sie mir verschreiben.› Da lachte er und sagte, Einbildung wirke stärker als alle Medizin.»

«Sonst nahm sie nichts?»

«Nein, Sir. Miss Bellas Mann, der ausländische Doktor, ging ihr einmal eine Flasche Medizin besorgen, und sie bedankte sich sehr höflich, aber sie leerte sie in den Ausguss, das weiß ich. Ganz recht hatte sie! Man weiß nie, wie man mit diesem fremden Zeug dran ist.»

«Mrs Tanios sah, wie Miss Arundell die Flasche wegschüttete?»

«Ja, die Arme ärgerte sich sehr darüber. Und der Doktor hat es bestimmt nur gut gemeint.»

«Zweifellos. Wahrscheinlich wurden alle Medikamente im Haus nach Miss Arundells Tod weggeworfen, nicht wahr?»

Ein wenig überrascht durch diese Frage, antwortete Ellen: «Jawohl, Sir. Die Pflegerin warf welche weg, und Miss Lawson die aus dem Arzneischränkchen im Badezimmer.»

«Dort wurden die Leberkapseln aufbewahrt, wie?»

«Nein, die lagen im Eckschrank im Esszimmer, damit sie nach dem Essen immer gleich zur Hand waren.»

«Können Sie mir sagen, wie Miss Arundells Pflegerin hieß und wo sie wohnt?»

Die Haushälterin nannte ihm Namen und Anschrift. Poirot fuhr fort, ihr Fragen über Miss Arundells letzte Krankheit zu stellen, und Ellen erging sich mit sichtlichem Behagen in Einzelheiten über die Krankheitser-

scheinungen, die Schmerzen, die Gelbsucht und das letzte Delirium. Ich weiß nicht, ob Poirot aus diesem Krankheitskatalog irgendwelchen Nutzen zog; jedenfalls hörte er es mit großer Geduld an und warf gelegentlich eine sachliche Frage ein, meist über Miss Lawson und die Zeit, die sie im Krankenzimmer bei der Patientin verbracht hatte. Er erkundigte sich auch auf das Genaueste nach der Kost, die die Kranke erhalten hatte, und verglich sie mit der einer verstorbenen Verwandten, die nie gelebt hatte.

Da sie sich so gut unterhielten, verzog ich mich wieder in die Halle. Bob war am Treppenkopf eingeschlafen, den Ball unter dem Kinn. Ich pfiff ihm, und er sprang sogleich lebhaft auf. Aber diesmal ließ er sich, offenbar aus gekränkter Würde, länger Zeit, bevor er den Ball zu mir herunterkollern ließ, und hielt ihn mehrmals im letzten Augenblick zurück.

«Sind enttäuscht, was? Na, vielleicht lass ich ihn Ihnen diesmal!»

Als ich wieder zu Poirot zurückkehrte, sprach er gerade über Dr. Tanios' unangesagten Besuch am Sonntag vor dem Tod der alten Dame.

«Ja, Sir, Mr Charles und Miss Theresa waren spazieren gegangen. Ich weiß, dass Doktor Tanios nicht erwartet wurde. Miss Arundell lag im Bett, und als ich ihn meldete, fragte sie überrascht: ‹Doktor Tanios? Ist Mrs Tanios mit ihm gekommen?› Ich sagte nein. Sie ließ ihm sagen, dass sie gleich hinunterkommen werde.»

«Blieb er lange?»

«Höchstens eine Stunde. Er sah nicht sehr vergnügt aus, als er wegging.»

«Haben Sie vielleicht eine Ahnung, was der Zweck seines Besuchs war?»

«Das weiß ich wirklich nicht, Sir.»

«Hörten Sie nicht vielleicht zufällig etwas?»

Ellen wurde rot. «Nein, Sir! Ich hab nie an Türen gehorcht, *andere* vielleicht – andere, die wissen sollten, dass sich das nicht gehört.»

«Oh, Sie missverstehen mich!», entschuldigte sich Poirot schnell. «Ich dachte nur, dass Sie vielleicht den Tee brachten, während der Herr zu Besuch war – dann hätten Sie hören müssen, worüber er mit Miss Arundell sprach.»

Ellen war besänftigt. «Entschuldigen Sie, Sir, ich habe Sie wirklich missverstanden. Nein, Doktor Tanios blieb nicht zum Tee.»

Poirot sah zu ihr auf und zwinkerte ihr zu. «Wenn ich wissen will, weswegen er kam – Miss Lawson wäre vielleicht in der Lage, es mir zu sagen, nicht wahr?»

«Na, wenn sie's nicht weiß, dann weiß es niemand», antwortete die Haushälterin naserümpfend.

«Miss Lawsons Schlafzimmer – war es nicht neben Miss Arundells Schlafzimmer?»

«Nein, Sir. Miss Lawson hatte ihr Zimmer gleich neben der Treppe. Soll ich es Ihnen zeigen, Sir?»

Poirot bejahte und stieg die Treppe hinauf, immer dicht an der Mauer. Als er die letzte Stufe erreicht hatte, stieß er ein leises «Oh!» aus und bückte sich nach seinem Hosenbein.

«Ich bin irgendwo hängen geblieben – aha, hier in der Randleiste ist ein Nagel.»

«Ja, Sir. Er muss sich gelockert haben oder so was. Ich bin auch schon paar Mal hängen geblieben.»

«Steckt er schon lange hier?»

«Ziemlich lange, glaub ich, Sir. Ich hab ihn das erste Mal bemerkt, als sich Miss Arundell hinlegen musste – nach dem Unfall war das –, und wollte ihn rausziehen, aber es ging nicht.»

«Ich glaube, es scheint einmal eine Schnur daran befestigt gewesen zu sein.»

«Ja, Sir, es hing ein Stückchen Bindfaden dran, ich erinnere mich. Aber ich wüsste wirklich nicht, wozu», schloss sie arglos. Für Ellen gehörte das zu den Dingen, die in jedem Haus passieren und die niemand zu erklären versucht.

Poirot betrat das Schlafzimmer neben der Treppe. Es war von mittlerer Größe und hatte zwei Fenster. Quer über die Ecke stand eine Frisierkommode, zwischen den Fenstern ein Kleiderschrank mit großem Spiegel. Das Bett befand sich rechts hinter der Tür, den Fenstern gegenüber. An der linken Wand standen eine große Mahagonikommode und ein Waschtisch mit Marmorplatte.

Nachdenklich sah sich Poirot im Zimmer um, dann trat er wieder auf den Flur und ging an zwei anderen Schlafzimmern vorbei, bis er zu dem großen Raum kam, den Emily Arundell bewohnt hatte.

«Die Pflegerin schlief in der Kammer nebenan», erklärte Ellen.

Poirot nickte gedankenvoll. Als wir die Treppe hinunterstiegen, fragte er, ob er den Garten besichtigen dürfe.

«Gewiss, Sir, bitte. Er ist gerade jetzt so hübsch.»

«Arbeitet der Gärtner noch hier?»

«Angus? Freilich, freilich, der ist noch hier. Miss Lawson wünscht, dass alles in bestem Stand gehalten wird, weil es sich dann leichter verkaufen lässt.»

«Sehr richtig. Man soll einen Garten nie verwildern lassen.»

Der Garten war schön und friedlich. Schwertlilien, Lupinen und tiefroter Mohn blühten in breiten Rabatten. Die Päonien trugen Knospen. Wir kamen zu einem Gärtnerhäuschen, wo ein großer, wettergegerbter alter Mann arbeitete. Er grüßte uns respektvoll, und Poirot begann

ein Gespräch mit ihm. Als er erwähnte, dass er heute Mr Charles gesehen habe, taute der Alte auf und wurde geradezu geschwätzig. «Ja, der junge Mr Charles, das war einer! Einmal ist er mit einer halben Torte hier rausgekommen, und die Köchin hat sie überall gesucht. Und dann ist er wieder ins Haus mit so unschuldigem Gesicht, dass alle gesagt haben, es muss die Katze gewesen sein – aber ich hab mein Lebtag nicht gehört, dass eine Katze Torten frisst. Ja, unser Mr Charles!»

«Er war im April hier, nicht wahr?»

«Ja, zweimal übers Wochenende. Kurz bevor Miss Emily gestorben ist.»

«Haben Sie ihn oft gesehen?»

«Freilich, freilich. Hier bei uns ist nicht viel los für einen jungen Herrn. Manchmal war er im ‹George› und hat eins getrunken, und dann kam er zu mir in den Garten und fragte mich so allerhand.»

«Über die Blumen?»

«Ja – über die Blumen – und das Unkraut auch», kicherte der Alte.

«Das Unkraut?», wiederholte Poirot in etwas verändertem Ton. Er ließ den Blick über die Gestelle des Gärtnerhäuschens gleiten und auf einer Blechbüchse verweilen. «Wahrscheinlich wollte er wissen, wie Sie das Unkraut vertreiben, wie?»

«Freilich, freilich.»

Poirot drehte die Blechbüchse um und las das Schildchen.

«Vermutlich mit diesem Zeug.»

«Jawohl, Sir. Das Zeug wirkt gut.»

«Ist es gefährlich?»

«Wenn man's richtig macht, dann nicht. Es ist Arsen. Wir haben uns gut unterhalten darüber, Mr Charles und

ich. Wenn er eine Frau hätte, hat er gesagt, die er nicht leiden kann, würde er zu mir kommen und sich bisschen was von dem Zeug geben lassen, damit er sie aus dem Weg räumen kann! Vielleicht, hab ich gesagt, wird *sie* das Zeug eher brauchen, um *Sie* aus dem Weg zu räumen! Da hat er gelacht! War ein guter Witz!»

Wir lachten pflichtschuldig. Poirot hob den Deckel und spähte in die Blechbüchse. «Fast leer», murmelte er.

Auch der alte Gärtner sah hinein. «So? Soviel ist schon weg? Das hab ich gar nicht gewusst. Da muss ich gleich welches bestellen.»

«Ja», sagte Poirot lächelnd, «leider ist nicht einmal mehr genug für *meine* Frau da.»

Wieder lachten wir herzlich.

«Sie sind gewiss nicht verheiratet, Sir, was?»

«Nein.»

«Ah, die wo nicht verheiratet sind, können leicht Witze darüber machen. Die wissen nicht, was das heißt.»

«Ihre Frau ist –?» Poirot zögerte taktvoll.

«O ja, die ist lebendig – sogar sehr!», antwortete der Gärtner Angus kleinmütig.

Nach einigen Lobesworten über seinen Garten gingen wir.

21

Die Blechbüchse mit dem Unkrautvertilger hatte meine Gedanken in eine neue Bahn gelenkt. Das war die erste entschieden verdächtige Einzelheit, auf die ich gestoßen war. Charles Arundells Interesse für das Gift, die Überraschung des alten Gärtners, als er die Büchse fast leer fand, das alles schien in eine bestimmte Richtung zu weisen.

Wie immer, wenn ich mich aufrege, blieb Poirot wortkarg.

«Selbst wenn das Gift aus der Büchse genommen wurde, beweist das noch nicht, dass Charles es genommen hat.»

«Aber er sprach mit dem Gärtner lang und breit darüber!»

«Sehr unklug, wenn er die Absicht hatte, sich welches zu beschaffen. Sagen Sie, Hastings, wenn Sie schnell ein Gift nennen müssten, welches würde Ihnen zuerst einfallen?»

«Arsen, glaube ich.»

«Verstehen Sie jetzt, was die auffällige Pause vor dem Wort ‹Strychnin› zu bedeuten hatte, als wir gestern mit Charles sprachen?»

«Sie glauben – »

«Ich glaube, er wollte ‹Arsen in die Suppe› sagen und brach ab. *Warum* brach er ab? Um die Antwort auf dieses Warum zu finden, ging ich in den Garten und suchte ein Mittel zur Unkrautvertilgung. Und fand es.»

«Es zieht sich etwas über Charles zusammen», meinte ich kopfschüttelnd. «Sie haben mit Ellen über die Krankheit der alten Dame gesprochen. Waren die Symptome ähnlich wie bei Arsenvergiftung?»

Poirot rieb sich die Nase. «Schwer zu sagen. Bauchschmerzen, Erbrechen. Das deutet nicht so sehr auf Gift als auf ein Leberleiden, das den Tod verursachte.»

«Aber, Poirot! Es kann kein natürlicher Tod gewesen sein. Es muss Mord sein!»

«*Oh, là, là!* Sie und ich scheinen die Rollen getauscht zu haben.»

Er betrat die Apotheke des Ortes. Nach langen Schilderungen seiner Beschwerden kaufte er ein Schächtelchen Abführpillen.

Als er mit seinem Kauf den Laden verlassen wollte, erregte ein hübsch eingeschlagenes Päckchen mit Dr. Barrows Leberkapseln seine Aufmerksamkeit.

«Ja, Sir, ein sehr gutes Mittel», sagte der Apotheker, ein geschwätziger alter Mann. «Sie würden zufrieden sein.»

«Ich erinnere mich, auch Miss Emily Arundell nahm sie immer.»

«Ja, Sir. Miss Arundell von Littlegreen House. Eine feine alte Dame. Stammkundin.»

«Kaufte sie viele Markenpräparate?»

«Weniger als alte Damen im Allgemeinen. Miss Lawson zum Beispiel, die Gesellschafterin, die jetzt das viele Geld geerbt hat – die schwärmte einmal für das, einmal für jenes. Pillen, Lutschtabletten, Verdauungstabletten, Abführmittel, Blutreiniger. Fühlte sich unter den Fläschchen am wohlsten.» Er schmunzelte bedauernd. «Ich wollte, ich hätte mehr solche Kunden. Heutzutage kaufen die Leute viel weniger Medizin als früher. Aber dafür gehen Kosmetika besser.»

«Nahm Miss Arundell diese Leberkapseln regelmäßig?»

«Ja, seit drei Monaten. Bis zu ihrem Tod.»

«Ein Verwandter, ein gewisser Tanios, ließ hier einmal eine Verschreibung anfertigen, nicht wahr?»

«Ja, natürlich, der griechische Herr, der Miss Arundells Nichte geheiratet hat. Das war eine sehr interessante Mischung, die mir bis dahin ganz unbekannt war.» Der Apotheker sprach von ihr wie von einer seltenen Pflanze. «Man hört immer gern etwas Neues in seinem Fach. Der Herr war Arzt – ein sehr netter, freundlicher Herr.»

«Besorgte auch seine Frau ihre Einkäufe bei Ihnen?»

«Seine Frau? Ich kann mich nicht erinnern. Doch, ja – sie kaufte einmal ein Schlafmittel – Chloral war es. Das Rezept lautete auf die doppelte Menge, die sonst üblich ist. Bei solchen Mitteln ist es immer schwer für uns. Die Ärzte, wissen Sie, verschreiben meist nicht viel auf einmal.»

«Von wem stammte das Rezept?»

«Ich glaube, von ihrem Mann. Oh, natürlich war es ganz in Ordnung, aber man kann heute nicht vorsichtig genug sein. Sie werden es vielleicht nicht wissen – wenn ein Arzt sich im Rezept irrt und wir es in gutem Glauben anfertigen und dann irgendetwas schiefgeht, fällt die Schuld auf uns, nicht auf den Arzt.»

«Das finde ich sehr ungerecht.»

«Gott sei Dank, ich kann mich nicht beklagen, ich habe noch nie Scherereien gehabt.» Er klopfte auf Holz.

Poirot entschloss sich, ein Päckchen Leberkapseln zu erstehen.

«Nehmen Sie die zu 50 Stück. Die nahm auch Miss Arundell immer. Achteinhalb Shilling.»

Wir verließen den Laden.

«Mrs Tanios kaufte ein Schlafmittel!», rief ich, als wir auf der Straße standen. «Eine Überdosis, die tödlich wirkt, nicht wahr?»

Poirot bejahte.

«Glauben Sie, dass die alte Miss Arundell –?» Ich dachte an Miss Lawsons Worte: «Sie würde jemanden umbringen, wenn er es ihr befiehlt!»

Poirot schüttelte den Kopf. «Chloral dient als Schmerzstiller und als Schlafmittel. Es kann auch zur Sucht werden.»

«Glauben Sie, dass Mrs Tanios süchtig ist?»

«Kaum. Aber es ist sonderbar. Ich wüsste nur eine Erklärung. Aber aus ihr folgt – » Er brach ab und sah auf seine Uhr. «Kommen Sie, vielleicht finden wir Schwester Caroline, die Miss Arundell zuletzt gepflegt hat.»

Die Pflegerin war eine ältere Frau, die einen verständigen Eindruck machte. Poirot hatte diesmal eine bejahrte Mutter, für die er eine geeignete Pflegeperson suchte.

«Sie wären die ideale Pflegerin für sie», sagte er, nachdem er das Gespräch geschickt in die gewünschte Bahn gelenkt hatte. «Sie waren doch bei Miss Arundell, die eine schwierige Patientin gewesen sein muss?»

«Das gerade nicht. Sie war sehr eigenwillig, aber schwierig fand ich sie nicht. Übrigens starb sie schon nach vier Tagen.»

«Erst gestern traf ich ihre Nichte, Miss Theresa Arundell.»

«Wirklich? Da sieht man wieder, wie klein die Welt ist.»

«Kennen Sie sie?»

«Natürlich. Sie kam nach dem Tod der alten Dame nach Basing und blieb zum Begräbnis. Ich habe sie auch früher gesehen. Ein sehr hübsches Mädchen.»

«Sicher, aber zu mager, viel zu mager!»

Schwester Caroline, ihrer eigenen Fülle bewusst, plusterte sich sichtlich auf.

«Ja», sagte sie, «man darf wirklich nicht allzu mager sein.»

«Sie tut mir leid», meinte Poirot. «Unter uns gesagt, dieses Testament war ein schwerer Schlag für sie.»

«Das kann ich mir denken», sagte die Pflegerin. «Es hat viel Gerede verursacht.»

«Ich kann nicht begreifen, was Miss Arundell bewog, ihre ganze Familie zu enterben. Das ist doch sehr ungewöhnlich.»

«Höchst ungewöhnlich. Die Leute sagen, es werde schon seinen Grund gehabt haben.»

«Wissen Sie vielleicht den Grund? Erwähnte die alte Dame etwas?»

«Nein. Das heißt – mir gegenüber nicht.»

«Aber zu jemand anderem?»

«Ich glaube, sie sagte etwas zu der Gesellschafterin, denn Miss Lawson gab zur Antwort: ‹Ja, meine Liebe, aber es ist doch beim Anwalt!› Und Miss Arundell sagte: ‹Es liegt bestimmt unten in der Schublade.› Miss Lawson erwiderte: ‹Nein, Sie schickten es Mr Purvis, erinnern Sie sich nicht?› Und dann wurde der Patientin wieder übel, und Miss Lawson ging weg, während ich Miss Arundell half. Ich habe mich oft gefragt, ob sie vielleicht über das Testament gesprochen haben.»

«Sehr wahrscheinlich.»

«Wenn ja, dann war Miss Arundell vielleicht beunruhigt und wollte es ändern, aber es ging ihr nachher so schlecht, der Ärmsten, dass sie an nichts mehr denken konnte.»

«Half Miss Lawson bei der Pflege?»

«O nein, sie taugte nicht dazu. Zu fahrig, wissen Sie! Reizte die Kranke nur.»

«Sie mussten also die ganze Arbeit allein machen? Erstaunlich!»

«Die Haushälterin – Ellen hieß sie, glaube ich – half mir. Sie war sehr geschickt, sie kannte sich bei Krankheiten aus und verstand, mit der alten Dame umzugehen. Freitag schickte Doktor Grainger eine Nachtschwester, aber Miss Arundell starb, bevor sie kam.»

«Half Miss Lawson bei der Zubereitung der Krankenkost?»

«Nie, nie. Es war übrigens nicht viel zuzubereiten. Miss Lawson tat nichts anders, als im ganzen Haus umherzulaufen und zu weinen und jedem im Weg zu stehen.»

«Sie haben keine gute Meinung von ihr.»

«Gesellschafterinnen sind meiner Ansicht nach bedauernswerte Geschöpfe. Keine Ausbildung, wissen Sie. Dilettantinnen. Meist Frauen, die zu nichts anderem geeignet sind.»

«Glauben Sie, dass Miss Lawson sehr an ihrer Arbeitgeberin hing?»

«Es schien so. Sie war ganz außer sich und nicht zu beruhigen, als die alte Dame starb. Nahm es sich mehr zu Herzen als die Verwandten, ist mein Eindruck», schloss sie naserümpfend.

Poirot wiegte weise das Haupt. «Dann wird Miss Arundell wohl gewusst haben, warum sie ihr Geld nicht den Verwandten hinterließ.»

«Sie war eine sehr scharfsinnige alte Dame. Es gab nicht leicht etwas, das sie nicht wusste und durchschaute.»

«Erwähnte sie bei irgendeiner Gelegenheit den Hund – Bob?»

«Komisch, dass Sie das fragen. Sie sprach immerzu von ihm, im Delirium. Von seinem Ball und ihrem Sturz. Ein süßer Hund, ich habe Hunde riesig gern. Armer Kerl, er

trauerte sehr um sie. Wunderbar, wie diese Hunde sind, nicht wahr? Wie Menschen.»

Das war der Ausklang unseres Gespräches mit Schwester Caroline.

«Hier ist einmal jemand, der keinen Verdacht hegt», bemerkte Poirot, als wir gegangen waren. Es klang ein wenig entmutigt. Wir aßen im «George». Das Essen war über die Maßen schlecht, und Poirot jammerte, besonders über die Suppe. Nach Tisch erlebten wir eine Überraschung. Wir saßen allein im «Rauchzimmer». Der einzige andere Gast, ein Geschäftsmann, war gegangen. Ich blätterte gerade im Viehzüchterjahrbuch vom Vorjahr, als draußen der Name Poirot fiel.

«Wo ist er? Im Rauchzimmer?»

Die Tür flog auf, und Dr. Grainger kam hereingestampft, puterrot im Gesicht, mit zuckenden Brauen.

«Da sind Sie ja! Monsieur Hercule Poirot, warum zum Teufel haben Sie mich angelogen?»

«Der erste bunte Jongleurball!», murmelte ich boshaft.

Poirot begann salbungsvoll: «Lieber Doktor, gestatten Sie, dass ich Ihnen erkläre – »

«Ich gestatte gar nichts! Ein Detektiv sind Sie! Ein Detektiv, der seine Nase in alles steckt! Kommt zu mir und bindet mir einen Bären auf! General Arundells Biografie – und ich bin auf den Blödsinn hereingefallen!»

«Woher wissen Sie, wer ich bin?»

«Woher? Von Miss Peabody. Die hat Sie gleich durchschaut. Mein Herr, ich erwarte Ihre Erklärung.»

«Bitte! Meine Erklärung ist sehr einfach. *Mordversuch!*»

«Wie? Was?»

Ruhig fuhr Poirot fort: «Miss Arundell stürzte kurz vor ihrem Tod die Treppe hinunter, nicht wahr?»

«Na, und? Sie stolperte über den verdammten Spielball.»

Poirot schüttelte den Kopf. *«Nein,* Doktor! Eine *Schnur* war quer über die Stufe gespannt, die sie zu Fall brachte.»

Der Arzt starrte ihn an. «Warum haben die Verwandten kein Wort davon gesagt?»

«Sehr begreiflich – falls jemand von ihnen die Schnur gespannt hatte!»

«Hm! Verstehe.» Dr. Grainger warf Poirot einen scharfen Blick zu und ließ sich auf einen Stuhl fallen. «Nun, und wie sind Sie denn in die Sache verwickelt worden?»

«Miss Arundell schrieb mir streng vertraulich. Leider erreichte mich der Brief mit großer Verspätung.»

Poirot erzählte eine Reihe ausgesuchter Einzelheiten und die Entdeckung des Nagels in der Randleiste. Der Arzt hörte mit ernster Miene zu; sein Ärger war verflogen.

«Sie begreifen meine schwierige Lage, Doktor. Ich handelte im Auftrag einer Toten, aber meine Pflicht war darum nicht geringer.»

«Sie haben keine Ahnung, wer die Schnur gespannt hat?», fragte Dr. Grainger mit gedankenvoll zusammengezogenen Brauen.

«Ich habe keinen Beweis, wer es getan hat. Ich möchte nicht sagen, dass ich keine Ahnung habe.»

«Scheußliche Geschichte!», meinte der Arzt düster.

«Ja. Und ich weiß nicht, ob sie nicht eine Fortsetzung gehabt hat.»

«Was heißt das?»

«Miss Arundell starb allem Anschein nach eines natürlichen Todes, aber kann man sich wirklich darauf verlassen? Es ist ein Anschlag auf ihr Leben gemacht worden.

Wie kann ich sicher sein, dass nicht ein zweiter Versuch unternommen wurde, diesmal ein erfolgreicher?»

Der Arzt nickte nachdenklich.

«Doktor Grainger, Sie sind fest überzeugt – bitte, werden Sie nicht zornig! –, dass Miss Arundell eines natürlichen Todes starb? Ich habe heute gewisse Anhaltspunkte entdeckt – »

Er beschrieb seine Unterredung mit dem alten Angus, das Interesse Charles Arundells für das Unkrautvertilgungsmittel und zuletzt die Verwunderung des Gärtners über die fast leere Blechbüchse.

Dr. Grainger hörte sehr aufmerksam zu. Dann sagte er: «Ich sehe, worauf Sie hinauswollen. Arsenvergiftung ist wiederholt als akute Magen- und Darmentzündung behandelt und bescheinigt worden. Besonders, wenn die Begleitumstände unverdächtig waren. Arsenvergiftungen stellen den Arzt vor eine schwierige Aufgabe, weil sie sich in so verschiedenen Formen, akut, subakut, nervös oder chronisch äußern. Erbrechen und Bauchschmerzen fehlen oft ganz; der Betreffende fällt manchmal einfach um und ist bald danach tot; ein andermal wieder treten narkotische Zustände und Lähmungserscheinungen auf. Die Symptome variieren von Fall zu Fall.»

«Eh bien», fragte Poirot, «was ist Ihre Meinung, wenn Sie alles berücksichtigen?»

Der Arzt überlegte eine Weile, dann antwortete er langsam:

«Wenn ich alles berücksichtige und unvoreingenommen urteile, bin ich der Ansicht, dass keine Form von Arsenvergiftung mit Miss Arundells Symptomen übereinstimmt. Ich bin völlig überzeugt, dass sie an Leberatrophie starb. Ich habe sie, wie Sie wissen werden, jahrelang behandelt, und sie hatte wiederholt Anfälle ähnlich dem, an welchem sie starb. Das ist meine wohl erwogene Ansicht, Monsieur Poirot.»

Dabei blieb es. Es wirkte ein wenig dürftig, als Poirot halb entschuldigend das Päckchen Leberkapseln aus der Tasche zog. «Miss Arundell nahm diese Kapseln, nicht wahr? Sie sind harmlos, wie?»

«Die? Ganz unschädlich. Aloe – *Podophyllin* – alles mild und unschädlich. Sie nahm das Zeug gern, und ich hatte nichts dagegen.»

«Sie verschrieben ihr gleichfalls gewisse Präparate?»

«Ja – Leberpillen, nach dem Essen zu nehmen. Ganz schwache.» Er zwinkerte Poirot zu. «Sie hätte eine Schachtel voll schlucken können, ohne dass es ihr schadete. Ich pflege meine Patienten nicht zu vergiften, Monsieur Poirot.»

Dr. Grainger stand auf, schüttelte uns die Hand und ging.

Poirot öffnete das Päckchen. Es enthielt durchscheinende Kapseln, zu drei Vierteln mit einem dunkelbraunen Pulver gefüllt.

«Sie sehen aus wie ein Mittel gegen Seekrankheit, das ich einmal nahm», bemerkte er.

Er öffnete eine Kapsel und kostete den Inhalt vorsichtig mit der Zungenspitze. Dann schnitt er ein Gesicht.

«Alles scheint ganz harmlos», sagte ich gähnend. «Doktor Barrows Kapseln, Doktor Graingers Pillen. Und Doktor Grainger ist anscheinend entschieden gegen die Arsen-Theorie. Sind Sie jetzt überzeugt, Poirot? Oder glauben Sie – trotz allem, was der Apotheker, die Pflegerin und der Arzt sagten – noch immer daran, dass Miss Arundell ermordet wurde?»

Ruhig antwortete Poirot: «Ja. Daran glaube ich noch immer. Mehr noch: Ich bin fest überzeugt, Hastings.»

«Es gibt nur eine Möglichkeit, es zu beweisen: Exhumierung.»

Poirot nickte, und ich fragte: «Ist das der nächste Schritt?»

«Mein Freund, ich muss vorsichtig zu Werk gehen.»

«Warum?»

«Weil», er dämpfte die Stimme, «weil ich eine zweite Katastrophe befürchte.»

«Sie meinen –?»

«Ich hege Befürchtungen, Hastings. Lassen wir es dabei!»

22

Am nächsten Morgen kam ein Brief; er war in kraftloser, unsicherer, stark ansteigender Schrift geschrieben.

«Geehrter Monsieur Poirot!

Ich habe von Ellen gehört, dass Sie gestern in Littlegreen House waren. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich heute im Laufe des Tages besuchen würden.

Hochachtungsvoll

Wilhelmina Lawson.»

«Sie ist in Basing!», sagte ich. «Wozu?»

Poirot lächelte. «Ich glaube nicht, dass es einen besonderen Grund hat. Littlegreen House gehört eben ihr.»

«Ja, das ist natürlich wahr. Sehen Sie, Poirot, das ist das Schlimmste an unserem Beruf. Jede Kleinigkeit lässt sich auf zweideutige Weise auslegen.»

«Sie sind aber durch mein Motto ‹jeder ist verdächtig› geprägt.»

«Gilt dieses Motto hier auch?»

«Nein, jetzt hat sich die Sache vereinfacht. Ich habe nur gegen eine einzige Person Verdacht.»

«Gegen wen?»

«Da es vorläufig noch ein unbewiesener Verdacht ist, muss ich es Ihnen überlassen, Hastings, Ihre eigenen Schlüsse zu ziehen. Lassen Sie auch die psychologische

Seite nicht unberücksichtigt, sie ist wichtig. Die Art und Weise des Mordes lässt auf den Charakter des Mörders schließen und ist ein wichtiger Anhaltspunkt.»

«Ich kann nicht Betrachtungen über den Charakter des Mörders anstellen, wenn ich nicht weiß, wer der Mörder ist.»

«Sie haben nicht richtig zugehört. Wenn Sie über die Art und Weise des Mordes nachdenken, dann werden Sie erkennen, wer der Mörder ist!»

«Wissen Sie es wirklich, Poirot?», fragte ich neugierig.

«Ich kann nicht sagen, dass ich es weiß, bevor ich die Beweise habe. Deshalb möchte ich jetzt nicht deutlicher werden. Aber ich bin ganz überzeugt, mein Freund, ganz überzeugt.»

«Poirot», lachte ich, «geben Sie Acht, dass er nicht *Sie* erwischt! Das wäre eine Katastrophe.»

Er fuhr leicht zurück. Für ihn war die Sache kein Witz. «Sie haben Recht, ich muss vorsichtig sein, sehr vorsichtig.»

«Sie sollten eine kugelsichere Weste tragen», spottete ich. «Und einen Vorkoster bei Tisch haben. Sie sollten überhaupt nie ohne Leibwächter ausgehen!»

«Danke, Hastings, mein Verstand ist Schutz genug.»

Er schrieb ein paar Zeilen an Miss Lawson und sagte sich für elf Uhr in Littlegreen House an.

Nach dem Frühstück gingen wir auf dem Hauptplatz spazieren, der schläfrig in der Vormittagssonne lag. Ich blieb vor dem Schaufenster eines Antiquitätenladens stehen und betrachtete gerade eine hübsche Garnitur Hepplewhite-Stühle, als ich plötzlich einen derben Rippenstoß spürte und eine scharfe Stimme sagte: «Hallo!»

Entrüstet wandte ich mich um und sah mich Miss Peabody gegenüber, die einen riesigen Regenschirm in der

Hand hielt. (Den hatte sie mir zwischen die Rippen gebohrt.)

«Mir gleich gedacht, dass Sie's sind. Irre mich selten.»

«Guten Morgen», sagte ich ein wenig ärgerlich. «Womit kann ich Ihnen dienen?»

«Sie können mir sagen, ob die Biografie General Arundells Fortschritte macht.» Miss Peabody schüttelte sich vor Lachen. Ich lächelte. «Sie haben den kleinen Schwindel durchschaut?»

«Haben Sie mich denn für so begriffsstutzig gehalten?

Ihr Freund wollte mich doch nur zum Reden verleiten. Das machte mir aber gar nichts. Ich rede gern. Heutzutage findet man nicht leicht jemand, der einem zuhört. War ein netter Nachmittag.»

Sie heftete den schlauen Blick auf mich. «Also, was geht da vor?»

Während ich noch mit der Antwort zögerte, trat Poirot zu uns und verbeugte sich tief vor Miss Peabody. «Guten Morgen, Mademoiselle. Sehr erfreut, Sie zu sehen.»

«Guten Morgen, Mr – soll ich Parotti sagen – oder Poirot?»

«Sie haben meine Verkleidung schnell durchschaut», meinte er lächelnd.

«War nicht weit her mit der Verkleidung. Solche wie Sie gibt's nicht viele. Weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist. Schwer zu sagen.»

«Ich ziehe vor, Mademoiselle, einzigartig zu sein.»

«Na, der Wunsch ist Ihnen in Erfüllung gegangen», versetzte sie trocken. «Mr Poirot, ich habe Ihnen neulich alles vorgeklatscht, was Sie wissen wollten. Jetzt ist die Reihe zu fragen an mir. Was geht hier vor, he?»

«Wissen Sie nicht schon die Antwort auf diese Frage?»

«Nicht sicher.» Sie warf ihm einen scharfen Blick zu. «Etwas faul an dem Testament, wie? Oder was sonst? Wird Emily exhumiert?»

Poirot schwieg, und Miss Peabody nickte langsam, als hätte er geantwortet. «Habe mich oft gefragt, wie das wohl sein muss. In der Zeitung gelesen, wissen Sie – und mir gedacht, ob in Basing auch mal wer exhumiert wird… Hätte nicht gedacht, dass es Emily Arundell sein wird…»

Plötzlich sah sie ihn durchdringend an. «Ihr wäre das nicht recht gewesen. Haben Sie auch daran gedacht?»

«Ja, auch daran habe ich gedacht.»

Unvermittelt fragte sie: «Warum tragen Sie einen solchen Schnurrbart? Gefällt er Ihnen?»

Ich wandte mich ab, um nicht laut herauszuplatzen.

«In England liegt die Pflege des Schnurrbarts sehr im Argen», antwortete Poirot und fuhr sich zärtlich über seine männliche Zier.

«Komisch!», sagte Miss Peabody. «Kannte mal eine Frau, die hatte einen Kropf – und war stolz darauf!» Sie seufzte und wechselte abermals das Thema. «Hätte nie gedacht, dass es hier bei uns in diesem gottverlassenen Nest einen Mord geben könnte!» Wieder ein durchdringender Blick. «Wer war's?»

«Soll ich das hier auf offener Straße hinausbrüllen?»

«Wahrscheinlich wissen Sie's nicht. Oder doch? Na ja – schlechtes Blut – schlechtes Blut. Möchte wissen, ob diese Varley ihren ersten Mann umgebracht hat. Wäre wichtig.»

«Sie meinen wegen der Vererbung?»

Miss Peabody erklärte plötzlich: «Mir wäre es lieber, wenn es Tanios getan hätte. Ein Außenseiter. Aber was nützt das Wünschen? Na, ich muss gehn. Ich sehe, dass Sie mir nichts verraten wollen… Übrigens, in wessen Auftrag arbeiten Sie?»

«Im Auftrag der Toten, Mademoiselle.»

Leider muss ich sagen, dass Miss Peabody bei dieser Antwort schallend auflachte. Sie wurde jedoch sogleich wieder ernst und erwiderte: «Verzeihung! Das hörte sich an wie von Isabel Tripp, dieser schrecklichen Person. Julia ist noch unmöglicher. Dieses Jungmädchengetue – sehr peinlich. Ich kann es nicht leiden, wenn man mir Rindfleisch als Kalbsbraten serviert. Na, auf Wiedersehn! Haben Sie übrigens mit Doktor Grainger gesprochen?»

«Mademoiselle, ich habe ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen. Sie haben mein Geheimnis verraten.»

Miss Peabody kicherte. «Männer sind so leichtgläubig! Er hat Ihre lachhaften Lügen glatt geschluckt. Wie empört er war, als ich es ihm erzählte! Er schnaubte vor Wut! Er sucht Sie.»

«Er fand mich schon gestern.»

«Schade, dass ich nicht dabei war.»

«Wirklich schade, Mademoiselle», versetzte Poirot galant.

Miss Peabody lachte und schickte sich an, wegzuwatscheln. Vorher sagte sie noch über die Schulter zu mir: «Leben Sie wohl, junger Herr. Kaufen Sie bloß nicht diese Stühle, sie sind nicht echt!» Kichernd setzte sie sich in Bewegung.

«Das», sagte Poirot, «ist eine sehr kluge alte Dame.»

«Obwohl sie Ihren Schnurrbart nicht bewundert, Poirot?»

«Geschmacksache!»

Ellen, röter im Gesicht als sonst, öffnete und führte uns in den Salon. Schritte kamen die Treppe herab, und Miss Lawson trat ins Zimmer. Sie schien außer Atem und erregt zu sein. Ihr Haar war in ein seidenes Tuch gebunden.

«Entschuldigen Sie, dass ich Sie so empfange, Mr Poirot. Ich bin gerade beim Stöbern – eine Menge Sachen –

bei alten Leuten sammelt sich immer so viel an – die liebe Miss Arundell macht keine Ausnahme – und das Haar wird dabei so staubig – zwei Dutzend Nadelheftchen habe ich gefunden, zwei Dutzend!»

«Miss Arundell hatte zwei Dutzend Nadelheftchen gekauft?»

«Ja, um sie den Dienstboten zu Weihnachten zu schenken – legte sie in eine Schublade und vergaß sie – jetzt sind sie rostig!»

«War sie vergesslich?»

«Sehr. Besonders, wenn sie etwas aufbewahrte. Wie ein Hund, der einen Knochen vergräbt. Ich sagte immer zu ihr: ‹Vergraben Sie's nur nicht wieder!»

Sie lachte, dann zog sie ein Tüchlein aus der Tasche und begann plötzlich zu schluchzen. «O Gott! Wie schrecklich von mir, zu lachen!»

«Sie sind zu gefühlvoll», sagte Poirot. «Sie nehmen sich alles zu sehr zu Herzen.»

«Das sagte meine Mutter auch immer, Mr Poirot. Es ist ein großer Nachteil im Leben, wenn man sich alles so sehr zu Herzen nimmt. Besonders dann, wenn man sich sein Brot verdienen muss.»

«Nun, das gehört doch jetzt der Vergangenheit an. Sie sind unabhängig und können Ihr Leben genießen, können reisen – haben keine Sorgen, keinen Kummer.»

«Das ist wohl wahr», sagte Miss Lawson ziemlich unsicher.

«Um wieder auf Miss Arundells Vergesslichkeit zu kommen: Ich verstehe jetzt, wieso ich ihren Brief erst so spät erhielt.» Er schilderte ihr die Auffindung des Briefs in der Schreibmappe. Zwei rote Flecke erschienen auf Miss Lawsons Wangen.

«Ellen hätte mir das sagen müssen!», rief sie scharf. «Den Brief einfach abzusenden, war eine große Unver-

schämtheit. Sie hätte mich zuerst fragen müssen. Eine große Unverschämtheit. Kein Wort erfuhr ich von der ganzen Sache!»

«Hauptsache, liebe Miss Lawson, ich habe den Brief erhalten», beschwichtigte Poirot. «Aber darf ich jetzt fragen, weshalb Sie mich sprechen wollten?»

Miss Lawsons Empörung legte sich so schnell, wie sie aufgeflammt war. Sie begann wieder zu stammeln. «Ja – sehen Sie – ich fragte mich – als ich gestern nach Basing kam, meldete mir Ellen, dass Sie hier waren – und ich fragte mich – da Sie mir doch nichts gesagt hatten, dass Sie herausfahren – »

«Sie verstanden nicht, was ich hier zu suchen hatte, nicht wahr? Nun, liebe Miss Lawson, ich muss Ihnen ein kleines Geständnis machen. Ich muss ein Missverständnis aufklären. Sie sind in dem Glauben, dass der Brief, den mir Miss Arundell vor ihrem Tod schrieb, den wahrscheinlich von Mr Charles begangenen kleinen Diebstahl betraf. Das war jedoch nicht der Fall. Von diesem Diebstahl erfuhr ich erst durch Sie. Miss Arundell schrieb mir wegen ihres Sturzes.»

«Ihres – Sturzes?»

«Ja, sie stürzte doch die Treppe hinab, nicht wahr?»

«Gewiss – ja gewiss – aber – » Miss Lawson war verdutzt und starrte Poirot leer an. «Aber – verzeihen Sie – es ist vielleicht dumm von mir – aber warum schrieb sie gerade Ihnen?»

«Als Ursache des Unfalls galt der Ball des Hundes, nicht wahr?»

«Ja, ja, es war Bobs Ball.»

«Nein, es war nicht Bobs Ball, Miss Lawson.»

«Aber verzeihen Sie, Mr Poirot, ich habe ihn doch selber gesehen – als wir alle hinunterrannten.»

«Sie sahen ihn – möglich. Aber er war nicht die Ursache des Unfalls. Die Ursache war eine dunkle Schnur, die etwa dreißig Zentimeter über dem Boden vor der ersten Stufe gespannt war.»

«Aber – ein Hund kann doch nicht – »

«Natürlich nicht. So klug ist er nicht und auch nicht so schlecht… Ein Mensch hat diese Schnur gespannt…»

Miss Lawson war totenblass geworden. Sie hob zitternd die Hand zur Stirn. «Oh, Mr Poirot – das kann ich nicht glauben – das wäre ja furchtbar! Sie meinen, es geschah mit Absicht?»

«Ja. Mit Absicht.»

«Um Gottes willen! Das ist doch fast – Mord!»

«Wenn es gelungen wäre, Miss Lawson, dann wäre es Mord gewesen. Und nun bitte ich Sie, mir eine Frage zu beantworten! Der Nagel, an dem die Schnur befestigt war, wurde mit Fußbodenlack überstrichen, damit man ihn nicht sah – erinnern Sie sich, einen unerklärlichen Geruch nach Lack bemerkt zu haben?»

Miss Lawson stieß einen leisen Schrei aus. «Oh, es ist kaum zu glauben, dass Sie darauf kommen! Natürlich! Und ich hätte mir nicht träumen lassen – wer hätte denn auch so etwas vermutet? Aber es kam mir damals gleich sonderbar vor.»

«Sie können uns also weiterhelfen, Mademoiselle? Bitte, erzählen Sie!»

Miss Lawson fuhr sich über die Stirn. «Wann war das nur – zu Ostern jedenfalls, als wir die vielen Gäste hatten – nicht am Sonntag, nein – auch nicht Dienstag, da hatten wir Doktor Donaldson zum Dinner. Mittwoch fuhren alle weg. Nein, es war Montag! Ich konnte nicht einschlafen – wir hatten kalten Braten zum Essen gehabt, und es reichte gerade eben, und ich war besorgt, dass Miss Arundell deswegen böse sei. Wissen Sie, ich hatte Sams-

tag das Fleisch bestellt – ich hätte sieben Pfund bestellen sollen, nicht fünf – aber ich dachte mir, es würde reichen. Miss Arundell war immer ungehalten, wenn nicht genug da war – sie war so gastfreundlich – »

Sie holte tief Atem und sprach hastig weiter. «Und deshalb lag ich wach und fragte mich, ob sie mich wohl am Morgen deswegen schelten würde – und es dauerte so lange, bis ich einschlief – und auf einmal wurde ich durch etwas geweckt ein Hämmern und Klappern. Ich setzte mich im Bett auf und – und schnupperte. Wissen Sie, ich fürchte mich immer so schrecklich, dass ein Brand ausbricht – oft werde ich zwei-, dreimal in der Nacht wach und bilde mir ein, Brandgeruch zu spüren. Aber es roch nicht nach Rauch oder dergleichen. Das riecht mehr wie Farbe oder Lack, sagte ich mir – aber woher käme denn mitten in der Nacht Farbgeruch? Es war jedoch immer deutlicher zu riechen, und ich setzte mich im Bett auf – und da sah ich sie im Spiegel – »

«Wen?»

«Im Spiegel, wissen Sie – ich ließ die Tür immer ein wenig offen, damit ich es hörte, wenn Miss Arundell rief, und ich sehen konnte, wenn sie aufstand und hinunterging. Das Flurlicht brannte immer die ganze Nacht. Daher sah ich sie auf der Treppe knien – Theresa, meine ich. Sie kniete etwa auf der dritten Stufe, den Kopf auf etwas gesenkt. Ich dachte mir: ‹Merkwürdig! Ist ihr vielleicht übel?›, und da stand sie auf und ging weg. Ich erklärte es mir so, dass sie ausgeglitten war oder sich gebückt hatte, um etwas aufzuheben. Natürlich habe ich dann das Ganze vergessen.»

«Es muss das Einschlagen des Nagels gewesen sein, das Sie weckte», sagte Poirot in tiefen Gedanken.

«Wahrscheinlich. Aber Mr Poirot, wie furchtbar! Ich hielt Theresa immer für ein wenig verrückt – aber das – das – »

«War es bestimmt Theresa?»

«Ganz bestimmt.»

«Nicht etwa Mrs Tanios oder eine der Hausangestellten?»

«Nein, es war Theresa.» Miss Lawson schüttelte den Kopf und murmelte: «O Gott, o Gott!»

Poirot starrte sie mit unergründlichem Ausdruck an. «Gestatten Sie», sagte er plötzlich, «dass ich ein Experiment mache. Gehen wir hinauf und rekonstruieren wir den Vorfall!»

«Rekonstruieren? Ich – ich weiß nicht – ich verstehe nicht – »

«Ich werde es Ihnen zeigen», antwortete Poirot herrisch. Ein wenig verschreckt ging Miss Lawson uns voran.

«Hoffentlich ist das Zimmer aufgeräumt – es gibt so viel zu tun – », plapperte sie.

Das Zimmer war tatsächlich in einiger Unordnung; tausend Kleinigkeiten lagen umher. Offenbar hatte Miss Lawson die Schränke ausgeräumt. Mit ihrer gewohnten Fahrigkeit zeigte sie uns, wo sie sich befunden hatte, und Poirot vergewisserte sich, dass man im Wandspiegel in der Tat ein Stück der Treppe sehen konnte.

«Und jetzt, Mademoiselle, haben Sie die Güte, hinauszugehen und die Bewegungen zu wiederholen, die Sie damals sahen.»

«Mein Gott», murmelte Miss Lawson wieder und gehorchte. Poirot sah in den Spiegel.

Dann trat er auf den Flur und fragte, welches Licht gebrannt habe.

«Hier – das vor Miss Arundells Tür.»

Er schraubte die Glühlampe aus und betrachtete sie. «Vierzig Watt. Ziemlich schwach.» Er ging zum Treppen-

absatz zurück. «Verzeihen Sie, Mademoiselle, aber bei dieser Beleuchtung und diesen Schatten können Sie wohl kaum deutlich gesehen haben. Sind Sie ganz sicher, dass Sie Miss Arundell sahen und nicht etwa irgendeine Frau im Schlafrock?»

Miss Lawson war entrüstet. «Mr Poirot! Ich weiß es ganz bestimmt. Ich kenne Theresa. Sie war es. Sie trug ihren dunklen Schlafrock und die große, glänzende Brosche mit den Initialen – die habe ich deutlich gesehen.»

«Also kein Zweifel möglich? Sie sahen die Initialen?»

«Ja. T A. Ich kenne die Brosche. Theresa trug sie oft. Ich könnte beschwören, dass es Theresa war – und ich werde es beschwören, wenn nötig!»

Sie sagte das mit einer Festigkeit, die in keiner Weise zu ihrem üblichen Ton passte. Poirot sah sie an. Wieder lag ein sonderbarer Ausdruck in seinem Blick – distanziert, abschätzend und von unerklärlicher Endgültigkeit. «Sie würden es beschwören?», fragte er.

«Wenn – wenn es nötig ist. Aber wird es – nötig sein?»

Abermals warf Poirot ihr einen prüfenden Blick zu. «Das hängt vom Ergebnis der Exhumierung ab.»

«Ex – Exhumierung?»

Poirot stützte sie, denn Miss Lawson wäre vor Erregung fast die Treppe hinuntergefallen.

«Wie – unangenehm! Die Familie wird sehr dagegen sein.»

«Wahrscheinlich.»

«Sie wird es nicht zulassen.»

«Aber wenn ein Exhumierungsbefehl des Innenministeriums vorliegt – »

«Wozu, Mr Poirot, wozu? Es ist doch nichts – nichts geschehen!»

«Sie glauben nicht?»

«Natürlich nicht. Es kann doch nicht sein! Ich meine, der Arzt und die Pflegerin und – und – »

«Keine Aufregung!», sagte Poirot beruhigend.

«Aber das muss mich aufregen! Die arme Miss Arundell! Und dabei war doch Theresa nicht einmal hier, als sie starb.»

«Nein, sie fuhr an dem Montag weg, an dem Miss Arundell erkrankte, nicht wahr?»

«Sehr frühzeitig. Sie sehen also, dass sie nichts damit zu schaffen haben konnte.»

«Hoffen wir!», versetzte Poirot.

«Mein Gott!», sagte Miss Lawson mit zusammengepressten Händen. «So etwas Fürchterliches habe ich noch nicht erlebt. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.»

Poirot warf einen Blick auf seine Uhr. «Wir müssen jetzt nach London zurück. Und Sie, Mademoiselle? Bleiben Sie noch länger hier?»

«Nein – nein… Ich fahre auch noch heute zurück. Ich kam nur für einen Tag, um nach dem Rechten zu sehn.»

«Ich verstehe. Auf Wiedersehen, Mademoiselle. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen einige Aufregung verursacht habe.»

«Aufregung, Mr Poirot? Ich bin ganz krank! O mein Gott, wie schlecht die Welt ist – wie schlecht!»

Poirot unterbrach ihr Jammern, indem er ihre Hand ergriff. «So ist es. Und sind Sie noch immer bereit, zu beschwören, dass Sie Montag Theresa Arundell auf der Treppe knien sahen?»

«Ja, das kann ich beschwören.»

«Auch, dass Sie bei der Séance einen Heiligenschein um Miss Arundells Kopf sahen?»

Miss Lawson sperrte den Mund auf. «Oh, Mr Poirot, machen Sie keine Scherze über solche Sachen.»

«Ich scherze nicht. Ich spreche in vollem Ernst.»

Miss Lawson erwiderte voll Würde: «Es war ein Heiligenschein. Es war wie eine beginnende Materialisation. Ein Band aus leuchtendem Dunst. Ich glaube, es begann sich ein Gesicht zu formen.»

«Höchst interessant. *Au revoir,* Miss Lawson. Bitte, behalten Sie das Ganze für sich.»

«Oh, natürlich – natürlich. Nicht im Traum würde ich daran denken, es jemandem zu sagen…»

Als wir Littlegreen House verließen, stand Miss Lawson mit ihrem Schafsgesicht auf der Türstufe und starrte uns nach.

23

Kaum hatten wir das Haus verlassen, als sich Poirots Miene verwandelte. Er machte ein grimmiges, entschlossenes Gesicht. «Beeilen wir uns, Hastings! Wir müssen so schnell als möglich nach London.»

«Bitte, Poirot, wen verdächtigen Sie?», fragte ich. «Sagen Sie's mir! Glauben Sie, dass Theresa Arundell auf der Treppe war, oder nicht?»

Er beantwortete meine Frage nicht. «Sagen Sie, Hastings – aber denken Sie nach, bevor Sie antworten –, fiel Ihnen auf, dass irgendetwas an der Aussage von Miss Lawson nicht stimmte?»

«Wie meinen Sie das – nicht stimmte?»

«Wenn ich das wüsste, brauchte ich Sie nicht zu fragen.»

«Gut – aber inwiefern nicht stimmte?»

«Das ist es eben. Ich kann mich nicht genauer ausdrücken. Aber während wir sprachen, hatte ich – ich weiß nicht wieso – ein Gefühl der Unwirklichkeit… als wäre irgendetwas, irgendeine Kleinigkeit falsch. Ja, ja, dieses Gefühl hatte ich, dass irgendetwas nicht möglich war…»

«Sie blieb unerschütterlich dabei, dass es Theresa war!»

«Ja.»

«Allerdings war die Beleuchtung wirklich sehr schwach. Ich verstehe nicht, wieso sie so überzeugt ist.»

«Hastings, damit ist mir nicht geholfen. Es war irgendeine Kleinigkeit, etwas in Zusammenhang mit – ja, bestimmt mit dem Schlafzimmer.»

«Mit dem Schlafzimmer?», wiederholte ich und versuchte, mir die Einzelheiten dieses Raums ins Gedächtnis zu rufen. «Nein», sagte ich endlich. «Da kann ich Ihnen nicht helfen. Aber sagen Sie, Poirot, warum kamen Sie wieder mit diesem spiritistischen Zeug?»

«Weil es wichtig ist.»

«Was ist wichtig? Das leuchtende Band?»

«Erinnern Sie sich an die Beschreibung, die uns die Schwestern Tripp von der Séance gaben?»

«Sie sahen einen Heiligenschein um den Kopf der alten Dame.» Ich musste lachen. «Ich glaube nach alldem nicht, dass sie eine Heilige war. Miss Lawson scheint eine Heidenangst vor ihr gehabt zu haben. Sie dauerte mich, als sie erzählte, dass sie nicht einschlafen konnte, weil sie zu wenig Fleisch bestellt hatte.»

«Ja, das war eine interessante Bemerkung.»

«Was haben wir in London zu tun?», fragte ich, während sich Poirot im «George» die Rechnung geben ließ.

«Wir müssen sofort mit Theresa Arundell reden.»

«*Mon cher,* es ist nicht strafbar, auf einer Treppe zu knien. Sie hob vielleicht nur eine Nadel auf oder dergleichen.»

«Und der Lackgeruch?»

Der Kellner mit der Rechnung unterbrach unser Gespräch.

Zwanzig Minuten vor zwei trafen wir in Poirots Wohnung ein. George, der untadelige, stockenglische Butler, öffnete uns.

«Ein Doktor Tanios erwartet Sie seit einer halben Stunde, Sir. Er ist im Salon. Eine Dame wollte Sie sprechen und bedauerte sehr, dass Sie nicht zuhause waren. Das war, bevor ich Ihre telefonische Nachricht erhielt, Sir,

und ich konnte ihr daher nicht sagen, wann Sie zurückkommen.»

«Wie sah sie aus?»

«Etwa ein Meter achtzig groß, dunkles Haar, hellblaue Augen. Grauer Mantel, grauer Rock, den Hut weit hinten statt über dem rechten Auge.»

«Mrs Tanios», rief ich leise.

«Sie schien sehr nervös, Sir, und sagte, sie müsse Sie dringend sprechen.»

«Wann war das?»

«Gegen halb elf, Sir.»

Poirot schüttelte den Kopf. «Zum zweiten Mal versäume ich es, zu hören, was Mrs Tanios mir zu sagen hat. Ist das Bestimmung, Hastings?»

Wir traten in den Salon. Dr. Tanios, der in einem Fauteuil saß und ein psychologisches Werk aus Poirots Bibliothek las, sprang auf und begrüßte uns.

«Verzeihen Sie, dass ich mich hier häuslich niedergelassen habe!»

«Du tout, du tout. Bitte, setzen Sie sich! Darf ich Ihnen ein Glas Sherry anbieten?»

«Gerne. Monsieur Poirot, ich bin außer mir, ganz außer mir. Wegen meiner Frau.»

«Wegen Ihrer Frau? Das tut mir leid. Inwiefern?»

«Haben Sie vielleicht mit ihr gesprochen?» Die Frage klang ganz unbefangen, aber der Blick, der sie begleitete, war es weniger.

Sachlich erwiderte Poirot: «Nein, seit ich gestern im Hotel mit Ihnen sprach, nicht.»

«Ich dachte, sie hätte Sie vielleicht besucht?»

Poirot, mit dem Füllen der drei Gläser beschäftigt, fragte in etwas zerstreutem Ton: «Gäbe es einen Grund für einen Besuch?»

«Nein, nein.» Dr. Tanios' nahm den Sherry in Empfang. «Vielen Dank. Nein, ein Grund eigentlich nicht, aber ehrlich gesagt, ihr Zustand macht mir ernstlich Sorge.»

«Ah? Mrs Tanios Gesundheit ist angegriffen?»

«Körperlich ist sie vollkommen gesund», antwortete er langsam. «Ich wollte, ich könnte das Gleiche auch von ihrer psychischen Verfassung sagen. Ich fürchte, Monsieur Poirot, dass sie einem völligen Nervenzusammenbruch nahe ist.»

«Mein lieber Doktor Tanios, das tut mir aber leid!»

«Das geht schon einige Zeit so. In den letzten zwei Monaten hat sich ihr Verhalten gegen mich vollkommen verändert. Sie ist nervös, ängstlich und hat die wunderlichsten Anwandlungen. Anwandlungen ist zu wenig gesagt – es sind Wahnvorstellungen!»

«Wirklich?»

«Ja. Sie leidet an Verfolgungswahn. Begreifen Sie, wie besorgt ich bin?»

«Gewiss, gewiss. Aber wie kann gerade ich Ihnen da behilflich sein!»

Dr. Tanios schien ein wenig verlegen zu sein. «Ich vermutete, dass meine Frau vielleicht mit irgendeinem Hirngespinst zu Ihnen kam – oder noch kommt. Sie wird vielleicht behaupten, dass ihr Gefahr von mir droht oder dergleichen.»

«Aber warum kommt sie da gerade zu mir?»

Der Grieche lächelte, ein bezauberndes Lächeln, liebenswürdig und zugleich etwas schüchtern. «Sie sind ein berühmter Detektiv. Ich sah sogleich, welch tiefen Eindruck die Begegnung mit Ihnen gestern auf meine Frau machte. Höchstwahrscheinlich wird sie Sie aufsuchen und – und sich Ihnen anvertrauen. Das ist bei solchen Nervenzuständen immer so! Der Betroffene neigt dazu, sich gegen seine Nächsten und Teuersten zu wenden.»

«Sehr bedauerlich.»

«Ja. Ich liebe meine Frau sehr.» Tiefe Zärtlichkeit schwang in seiner Stimme. «Ich muss immer daran denken, wie mutig es von ihr war, mich, einen Ausländer, zu heiraten, mir in ein fremdes Land zu folgen und ihre Freunde, ihre eigene Umgebung hinter sich zu lassen. Seit ein paar Tagen bin ich außer mir… Ich sehe nur einen Ausweg…»

«Und der wäre?»

«Völlige Ruhe und entsprechende psychiatrische Behandlung. Ich kenne ein erstklassiges Sanatorium in Norfolk. Dorthin möchte ich sie bringen. Ruhe und Distanz von der Außenwelt, das hat sie nötig. Ich bin überzeugt, wenn sie ein, zwei Monate dort bleibt und behandelt wird, überwindet sie die Krise.»

«Ich verstehe», sagte Poirot sachlich, und der Tonfall ließ nicht erraten, welche Gefühle ihn dabei bewegten.

Dr. Tanios warf ihm einen raschen Blick zu. «Ich wäre Ihnen daher dankbar, wenn Sie mich gleich verständigen wollten, falls sie zu Ihnen kommt.»

«Selbstverständlich. Wohnen Sie noch im Durham Hotel?»

«Ja. Ich fahre jetzt gleich wieder zurück.»

«Ihre Frau ist nicht dort?»

«Sie ging nach dem Frühstück weg, ohne mir zu sagen, wohin. Das hat sie noch nie getan.»

«Und die Kinder?»

«Die nahm sie mit.»

Dr. Tanios stand auf. «Vielen Dank, Monsieur Poirot. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, dass Sie ihr keinen Glauben schenken sollen, wenn sie Ihnen fantastische Geschichten von Einschüchterung und Verfolgung erzählt. Die gehören leider zu ihrer Krankheit.»

«Sehr traurig», meinte Poirot teilnahmsvoll.

«Ja. Man weiß als Arzt, dass das ein bekanntes Symptom einer geistigen Störung ist, aber es kränkt einen doch, wenn ein Mensch, der einem so nahesteht, sich gegen einen wendet und die Liebe sich in Abneigung verwandelt.»

Poirot reichte ihm die Hand. Als der Arzt sich der Tür näherte, fragte er: «Übrigens – haben Sie Ihrer Frau einmal Chloral verschrieben?»

Dr. Tanios fuhr überrascht zurück. «Ich – nein – doch, es wäre möglich. Aber in letzter Zeit nicht. Sie scheint eine Abneigung gegen alle Schlafmittel bekommen zu haben.»

«Ah! Wahrscheinlich, weil sie Ihnen nicht traut.»

Der Arzt machte zornig ein paar Schritte auf Poirot zu. «Monsieur Poirot!»

«Das gehört zur Krankheit», sagte Poirot verbindlich.

Dr. Tanios blieb stehen. «Ja – ja, natürlich.»

«Sie ist vermutlich höchst misstrauisch gegen alles, was Sie ihr zu essen und zu trinken geben. Verdächtigt sie Sie, dass Sie sie vergiften wollen?»

«Sie haben vollkommen Recht. Kennen Sie solche Fälle?»

«In meinem Beruf begegnen sie einem gelegentlich. Aber lassen Sie sich bitte nicht aufhalten. Möglicherweise erwartet sie Sie im Hotel!»

«Hoffentlich. Ich bin schrecklich besorgt.» Er eilte davon.

Poirot trat zum Fernsprecher. «*Allô – allô* – dort Durham Hotel? Kann ich Mrs Tanios sprechen? Was? T-a-n-i-o-s. Ja. Nein? So!»

Er legte den Hörer auf. «Mrs Tanios verließ das Hotel am frühen Morgen. Um elf kam sie zurück, wartete in

einem Taxi, bis ihr Gepäck heruntergebracht wurde, und fuhr damit weg.»

«Weiß ihr Mann, dass sie ihr Gepäck mitnahm?»

«Noch nicht, glaube ich.»

«Wohin fuhr sie?»

«Unmöglich, das zu sagen.»

«Glauben Sie, dass sie zurückkommen wird?»

«Vielleicht. Man kann es nicht wissen.»

«Möglicherweise schreibt sie.»

«Kann sein.»

«Was können wir tun?»

«Vorläufig gar nichts.» Poirot schüttelte bedrückt den Kopf. «Essen wir rasch und gehen wir dann zu Theresa Arundell!»

«Sie glauben, dass sie wirklich die Frau auf der Treppe war?»

«Auch das lässt sich unmöglich sagen. Eines steht fest – Miss Lawson kann ihr Gesicht nicht gesehen haben. Sie sah eine große Gestalt in dunklem Schlafrock, das ist alles.»

«Und die Brosche.»

«Mein lieber Freund, eine Brosche ist nicht am Körper angewachsen. Sie lässt sich abnehmen. Sie kann verloren gehen, entliehen oder gestohlen werden.»

«Mit anderen Worten, Sie wollen nicht glauben, dass Theresa Arundell schuldig ist?»

«Ich möchte hören, was sie darüber zu sagen hat.»

Der Butler brachte eine Omelette. «Hören Sie zu, George!», sagte Poirot. «Wenn die Dame wiederkommt, bitten Sie sie, hier zu warten. Wenn Doktor Tanios kommt, während sie hier ist, lassen Sie ihn auf keinen Fall

herein. Wenn er fragt, ob seine Frau hier ist, sagen Sie nein!»

«Selbstverständlich, Sir.»

Poirot machte sich über die Omelette her.

24

Theresa wollte gerade ausgehen. Ein extravagantes Hütchen saß keck über dem rechten Auge. Belustigt erinnerte ich mich, dass Bella Tanios gestern eine billige Kopie dieses Hütchens getragen hatte, und zwar – mit Georges Worten – ganz nach hinten geschoben.

Höflich begann Poirot: «Darf ich Sie ein paar Minuten aufhalten, Mademoiselle?»

Sie lachte: «Es läuft aufs Selbe hinaus, ob ich drei Viertelstunden oder gleich eine Stunde zu spät komme.»

Wir traten ins Zimmer. Zu meiner Überraschung erhob sich Dr. Donaldson von einem Fauteuil am Fenster.

«Du kennst Monsieur Poirot bereits, Rex, nicht wahr?»

«Wir sind einander in Basing begegnet», antwortete der junge Arzt steif.

«Sie gaben vor, die Biografie meines versoffenen Großvaters zu schreiben, wie ich hörte», sagte Theresa. «Rex, mein Herz, lass uns allein!»

«Danke, Theresa, aber ich halte es in jeder Hinsicht für ratsam, wenn ich bei dieser Unterredung anwesend bin.»

Ein kurzes Duell der Blicke folgte. Theresas Blick war befehlend, der seine blieb unzugänglich.

«Zum Kuckuck! Meinetwegen bleib!»

Ungerührt ließ sich Dr. Donaldson wieder in den Fauteuil sinken und legte das Buch, ein Werk über Drüsenfunktionen, auf die Armlehne. Theresa setzte sich auf den niedrigen Hocker und sah Poirot ungeduldig an.

«Sie waren bei Purvis? Was sagt er?»

«Es bestehen – Möglichkeiten, Mademoiselle», antwortete Poirot in unverbindlichem Ton.

Sie sah ihn nachdenklich an, dann warf sie einen kaum merklichen Blick auf ihren Verlobten, einen Blick, der wohl als Warnung für Poirot gedacht war.

«Aber es wäre besser», fuhr Poirot fort, «wenn ich Ihnen erst später darüber berichtete, wenn meine Pläne weiter gediehen sind.»

Ein leises Lächeln huschte über Theresas Lippen.

Poirot fuhr fort: «Ich sprach heute in Basing mit Miss Lawson. Beantworten Sie mir eine Frage, Mademoiselle! Knieten Sie in der Nacht des dreizehnten April – des Ostermontags – auf der Treppe, als alle schon schlafen gegangen waren?»

«Mein lieber Monsieur Poirot, was für eine ungewöhnliche Frage! Wozu hätte ich das tun sollen?»

«Ich frage nicht wozu, sondern ob.»

«Das weiß ich nicht. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich.»

«Verstehen Sie mich recht, Mademoiselle! Miss Lawson sagt, dass Sie dort knieten.»

Theresa zuckte die Achseln. «Ist denn das wichtig?»

«Sehr wichtig.»

Sie starrte ihn an, vollkommen unbefangen. Er starrte zurück. «Verrückt!», sagte Theresa.

«Bitte?»

«Ganz verrückt. Findest du nicht auch, Rex?»

Dr. Donaldson räusperte sich. «Verzeihen Sie, Monsieur Poirot, aber was soll diese Frage?»

«Sehr einfach. Jemand schlug an geeigneter Stelle einen Nagel in die Randleiste der obersten Treppenstufe und

überstrich ihn mit brauner Farbe, damit man ihn nicht sehe.»

«Ist das etwa irgendein neuer Aberglaube?», fragte Theresa.

«Nein, Mademoiselle, etwas viel Einfacheres und Bekannteres. Am folgenden Abend spannte jemand einen Bindfaden vom Nagel zum Treppengeländer, mit dem Ergebnis, dass Miss Arundell sich darin verfing und die Treppe hinunterfiel.»

Theresa atmete scharf ein. «Das war Bobs Ball!»

«Pardon, nein!»

Ein Schweigen entstand, das Doktor Donaldsons ruhige, klare Stimme brach. «Welche Beweise haben Sie für diese Behauptung?»

Gelassen antwortete Poirot: «Den Nagel, Miss Arundells Brief und die Augenzeugin Miss Lawson.»

Theresa hatte die Sprache wiedergefunden. «Sie sagt, dass ich es getan habe, nicht wahr?» Als Poirot stumm den Kopf neigte, fuhr sie fort: «Also – das ist eine Lüge! Ich hatte nichts damit zu tun.»

«Sie knieten aus einem anderen Grund auf der Treppe?»

«Überhaupt nicht! Ich war nicht auf der Treppe! Ich habe keine einzige Nacht mein Zimmer verlassen.»

«Miss Lawson erkannte Sie.»

«Vielleicht war es Bella oder jemand von den Dienstboten.»

«Sie erkannte Sie an Ihrem Schlafrock und Ihrer Brosche.»

«Brosche? Welche Brosche?»

«Die mit Ihren Initialen.»

«Ach, die! Was für eine gewissenhafte Lügnerin sie ist!»

«Sie leugnen also, es gewesen zu sein?»

«Wenn Sie mir nicht mehr glauben als ihr – »

«Sie sind eine bessere Lügnerin als sie – eh?»

Ruhig erwiderte Theresa: «Das kann sein. Aber in diesem Fall sage ich die Wahrheit. Ich habe auf der Treppe weder mein Nachtgebet gesprochen noch eine Falle gelegt, noch verstreute Goldstücke aufgelesen, noch überhaupt irgendetwas dort zu tun gehabt.»

«Besitzen Sie die erwähnte Brosche?»

«Sie wird wahrscheinlich noch hier sein. Wollen Sie sie sehen?»

«Ich bitte darum, Mademoiselle.»

Theresa ging ins Nebenzimmer. Ein peinliches Schweigen entstand. Dr. Donaldson sah Poirot an, als wäre er ein anatomisches Präparat. Dann kam Theresa zurück. «Hier!», sagte sie und reichte ihm ungestüm einen Gegenstand. Es war eine große, ziemlich auffallende Brosche aus Chromstahl, die Buchstaben T A von einem Kreis eingefasst. Ich musste zugeben, dass sie groß und auffällig genug war, um von Miss Lawson im Spiegel gesehen worden zu sein.

«Ich trage sie jetzt nicht mehr, ich mag sie nicht», erklärte Theresa. «Ganz London ist mit diesen Broschen überschwemmt. Jedes Ladenmädel trägt eine.»

«Aber als Sie sie kauften, war sie teuer?»

«Ich glaube schon. Damals war sie der allerletzte Schrei. Vergangene Weihnachten war das.»

«Haben Sie sie einmal jemandem geliehen?»

Theresa verneinte.

«Hatten Sie sie nach Basing mitgenommen?»

«Ich glaube – ja – ich erinnere mich.»

«Ließen Sie sie herumliegen? War sie die ganze Zeit in Ihrem Besitz, während Sie in Littlegreen House waren?»

«Ja. Ich trug sie auf einem grünen Pullover, den ich jeden Tag anhatte.»

«Und nachts?»

«Blieb sie auf dem Pullover.»

«Und der Pullover?»

«Teufel nochmal! Der Pullover hing auf einem Stuhl.»

«Kann niemand die Brosche entfernt und am nächsten Tag zurückgebracht haben?»

«Wir können das vor Gericht behaupten, wenn Sie es für eine geeignete Lüge halten. Ich persönlich bin fest überzeugt, dass nichts dergleichen der Fall war. Es ist ein verlockender Gedanke, dass jemand meine Rolle spielen wollte – aber ich glaube nicht, dass es wahr ist.»

Poirot legte die Stirn in Falten. Er stand auf, heftete die Brosche an seinen Rockaufschlag und trat vor einen Spiegel. Eine Weile blieb er davor stehen, dann machte er ein paar Schritte rückwärts. Und dann rief er: «Ich Schwachkopf! Natürlich!»

Er gab Theresa die Brosche mit einer Verbeugung zurück. «Sie haben vollkommen Recht, Mademoiselle. Die Brosche war nicht in fremden Händen. Es war ein bedauerlicher Irrtum von mir.»

«Bescheidenheit gefällt mir immer», sagte Theresa. «Noch etwas? Ich muss jetzt gehen.»

«Alles andere hat Zeit.» Theresa ging zur Tür, und Poirot fuhr in ruhigem Ton fort: «Übrigens ist die Rede von einer Exhumierung – »

Theresa blieb wie angewurzelt stehen und ließ die Brosche fallen. «Was sagen Sie da?»

«Es ist möglich», antwortete Poirot deutlich, «dass Miss Emily Arundells Leiche exhumiert wird.»

Die junge Frau stand reglos, mit geballten Fäusten. Dann fragte sie leise und zornig: «Ist das Ihr Werk? Das geht nicht ohne Einwilligung der Familie.»

«Sie irren, Mademoiselle. Das geht – auf Befehl der Behörden.»

«Um Gottes willen!», rief Theresa und begann im Zimmer hin und her zu gehen.

Gelassen sagte Dr. Donaldson: «Ich sehe keinen Grund zur Aufregung, Tessa. Für einen Außenstehenden ist der Gedanke vielleicht nicht sehr erquickend, aber – »

«Sei nicht so dumm, Rex!», fiel sie ihm ins Wort.

Poirot fragte: «Der Gedanke beunruhigt Sie, Mademoiselle?»

«Natürlich. Das ist eine Gemeinheit. Die arme Tante Emily! Wozu überhaupt?»

«Besteht ein Zweifel bezüglich der Todesursache?», fragte der junge Arzt. «Das überrascht mich. Meines Wissens starb Miss Arundell an einer langwierigen Krankheit.»

«Du hast mir einmal die Experimente von den Kaninchen und den Leberkranken erklärt», sagte Theresa. «Ich weiß es nicht mehr genau. Man spritzt einem Kaninchen Blut eines an Leberatrophie Leidenden ein, dann spritzt man das Blut dieses Kaninchens einem anderen Kaninchen ein. Und wenn man das Blut des zweiten Kaninchens einem Menschen einspritzt, erkrankt seine Leber. So ungefähr.»

«Das war nur ein Beispiel aus der Serumtherapie», sagte Dr. Donaldson geduldig.

«Schade, dass so viele Kaninchen dabei umkommen!», lachte Theresa. Dann wandte sie sich an Poirot und fragte in völlig verändertem Ton: «Sagen Sie, ist es wirklich wahr?»

«Nur zu wahr, aber es gibt Möglichkeiten, es zu verhindern.»

«Dann verhindern Sie es!» Ihre Stimme war höchst eindringlich geworden. «Verhindern Sie es *um jeden* Preis!»

Poirot erhob sich. «Sie beauftragen mich dazu?», fragte er förmlich.

«Ich beauftrage Sie dazu.»

«Aber Tessa – »

«Schweig, Rex! Sie war *meine* Tante! Warum soll ich *meine* Tante ausgraben lassen? Damit die Zeitungen darüber schreiben und geklatscht wird und alle möglichen Unannehmlichkeiten entstehen? Monsieur Poirot, lassen Sie es nicht dazu kommen! Ich gebe Ihnen freie Hand, tun Sie, was Sie wollen, aber verhindern Sie es!»

Poirot verbeugte sich. «Ich werde mein Möglichstes tun. *Au revoir,* Miss Arundell, *au revoir, docteur!»*

«Gehn Sie, gehn Sie!», rief Theresa. «Ich wollte, ich hätte euch beide nie im Leben gesehen.»

Wir gingen. Poirot unterließ es diesmal, das Ohr an die Tür zu legen, aber er trödelte, er vertändelte Zeit. Und nicht umsonst.

Klar und trotzig sagte Theresas Stimme:

«Sieh mich nicht so an, Rex!» Und dann brach ihre Stimme, als sie hinzusetzte: «Liebling.»

Sachlich sagte Dr. Donaldson: «Das bedeutet nichts Gutes.»

Poirot zog mich zum Ausgang.

25

Nein, dachte ich, während ich Poirot nacheilte, es bestand kein Zweifel mehr. Miss Arundell war ermordet worden, und Theresa wusste es. War sie selbst die Täterin, oder gab es eine andere Erklärung?

Sie hatte Angst. Angst um sich oder um einen anderen? Den sachlichen jungen Doktor etwa, mit dem gelassenen, distanzierten Wesen? War die alte Dame an einer künstlich herbeigeführten Krankheit gestorben?

Alles reimte sich so gut zusammen: Donaldsons Ehrgeiz, seine Annahme, dass Theresa ihre Tante beerben würde, sogar seine Anwesenheit beim Dinner an jenem Abend. Wie leicht, ein Fenster offenzulassen und mitten in der Nacht zurückzukommen, um die verhängnisvolle Schnur vor die Treppe zu spannen! Aber der Nagel in der Leiste?

Nein, das musste Theresa getan haben, seine Braut und Helfershelferin. Wenn man ein Komplott der beiden annahm, war der Fall sonnenklar. Wahrscheinlich hatte Theresa die Schnur gespannt; das erste Verbrechen, das erfolglose, war ihr Werk – das zweite, erfolgreiche, war Donaldsons wissenschaftlich fundiertes Meisterstück.

Aber weshalb hatte Theresa ganz offen von der Möglichkeit gesprochen, einen Menschen leberkrank zu machen? Das klang fast, als ahnte sie die Wahrheit nicht. In diesem Fall… Meine Gedanken verwirrten sich, und ich unterbrach mich, indem ich Poirot fragte:

«Wohin gehen wir?»

«Zu mir nachhause. Vielleicht ist Mrs Tanios bei mir.»

Mrs Tanios! Auch ein Rätsel! Wenn Donaldson und Theresa die Schuldigen waren, welche Rolle spielte Mrs Tanios und ihr ewig lächelnder Gatte? Was wollte sie Poirot erzählen und warum war der Grieche so bemüht, es zu verhindern?

«Poirot», sagte ich demütig, «ich bin völlig verwirrt. Sind sie am Ende alle beteiligt?»

«Mord durch ein Syndikat? Ein Familiensyndikat? Nein, in diesem Fall nicht. Dieser Mord deutet auf eine bestimmte Mentalität, und nur auf diese.»

«Sie meinen, dass es entweder Theresa oder Donaldson getan hat, aber nicht beide? Hat er ihr aufgetragen, den Nagel unter irgendeinem harmlosen Vorwand einzuschlagen?»

«Lieber Freund, als ich Miss Lawsons Aussage hörte, wusste ich gleich, dass drei Möglichkeiten bestehen. Erstens, dass Miss Lawson die Wahrheit sprach. Zweitens, dass Miss Lawson diese Geschichte zu irgendeinem Zweck erfunden hatte. Drittens, dass sie an ihre Geschichte glaubte, ihre Identifikation aber von der Brosche beeinflusst wurde; und eine Brosche ist, wie gesagt, ihrer Eigentümerin leicht zu entwenden.»

«Aber Theresa behauptet steif und fest, dass die Brosche nicht in fremde Hände kam.»

«Da hat sie vollkommen recht. Ich übersah einen Punkt von höchster Wichtigkeit.»

«Das bin ich von Ihnen nicht gewohnt, Poirot», sagte ich feierlich.

«Ich von mir auch nicht. Aber man macht manchmal solche Fehler. Ich werde Ihnen oben zeigen, was ich meine.»

George öffnete uns. Mrs Tanios hatte weder vorgesprochen noch angerufen.

Poirot ging eine Weile im Salon hin und her, dann griff er zum Telefonhörer. «Durham Hotel? Ja – bitte. Doktor Tanios? Hier Poirot. Ist Ihre Frau zurückgekommen? Nicht? Oh!… Ihr Gepäck, sagen Sie?… Und die Kinder… Und Sie wissen nicht, wohin… Das kann ich mir denken… Wenn ich Ihnen vielleicht behilflich sein kann – ich habe große Erfahrung in solchen Sachen… Man kann das ganz diskret… Nein, natürlich nicht… Ja, das stimmt… Gewiss, gewiss. Wie Sie wünschen.»

Er legte den Hörer auf die Gabel. «Er weiß nicht, wo sie ist. Ich glaube, er weiß es wirklich nicht. Seine Besorgnis ist unverkennbar. Er will sich nicht an die Polizei wenden, das begreife ich. Er will aber auch meine Hilfe nicht, das begreife ich weniger… Sie soll gefunden werden, aber nicht von *mir*. Nein, er will entschieden nicht, dass ich sie finde. Er glaubt, es selber zu können. Sie hat wenig Geld bei sich. Und die Kinder. Ja, er wird sie wahrscheinlich sehr bald ausfindig gemacht haben. Aber ich glaube, Hastings, dass wir ihm zuvorkommen werden. Es ist wichtig, dass wir ihm zuvorkommen.»

«Was meinen Sie, Poirot, ist es wahr, dass sie übergeschnappt ist?»

«Ich glaube, dass sie sich in hochgradig nervösem und angegriffenem Zustand befindet.»

«Aber nicht reif für eine Heilanstalt ist?»

«Keinesfalls.»

«Wissen Sie, Poirot, ich verstehe das nicht ganz – »

«Verzeihen Sie, Hastings, Sie verstehen das überhaupt nicht.»

«Sagen Sie, Poirot, haben Sie schon in Erwägung gezogen, dass es nicht sieben Verdächtige gibt, sondern *acht?*»

Trocken erwiderte er: «Das habe ich von dem Augenblick an in Erwägung gezogen, als Theresa Arundell erwähnte, dass sie Doktor Donaldson das letzte Mal am

vierzehnten April beim Abendessen in Littlegreen House sah.»

«Ich verstehe nicht recht – »

«Was verstehen Sie nicht recht?»

«Nun, wenn Donaldson die alte Dame nach Wissenschaftlicher Methode beseitigen wollte, das heißt: durch Einimpfung, warum verfiel er dann zuerst auf den plumpen Ausweg mit der Schnur!»

«Wahrhaftig, Hastings, manchmal verliere ich die Geduld mit Ihnen! Die eine Methode ist rein wissenschaftlich und setzt genaueste Fachkenntnisse voraus, nicht wahr? Die andere Methode ist simpel und im höchsten Grade hausbacken, möchte ich fast sagen. Und nun denken Sie doch, Hastings, denken Sie! Lehnen Sie sich zurück, schließen Sie die Augen und denken Sie!»

Ich gehorchte, aber das Ergebnis meines Nachdenkens war dürftig. Als ich die Augen öffnete, sah mich Poirot an, wie ein Lehrer einen Schüler ansieht. Ich machte einen angestrengten Versuch, Poirots gewohnte Art nachzuahmen.

«Mein Eindruck ist, dass die Person, die die Falle stellte, nicht imstande wäre, einen so wissenschaftlichen Mord auszuhecken.»

«Richtig!»

«Und dass ein wissenschaftlich geschulter Kopf nicht auf einen so kindischen Plan wie den mit der Schnur verfallen würde.»

«Richtig!»

«Daraus folgt, dass zwei Versuche von zwei verschiedenen Personen gemacht wurden.»

«Sie halten das nicht für zu viel des Zufalls?»

«Poirot, Sie selbst sagten einmal, dass es fast bei jedem Mord einen Zufall gibt.»

«Allerdings. Das gebe ich zu. Aber wen halten Sie für die Täter?»

«Donaldson und Theresa Arundell. Der zweite, erfolgreiche Mordversuch deutet auf einen Arzt. Ferner wissen wir, dass Theresa bei dem ersten Versuch eine Rolle spielte. Ich halte es für möglich, dass jeder für sich einen Versuch unternahm.»

«Sie sagen ‹wir wissen›, Hastings. Was Sie wissen, weiß ich nicht – aber ich weiß nichts davon, dass Theresa eine Rolle dabei spielte.»

«Und Miss Lawsons Aussage?»

«Ist Miss Lawsons Aussage, und nichts als das.»

«Sie sagt aber – »

«Sie sagt – sie sagt – Sie sind immer gleich bereit, für bewiesen zu halten, was die Leute sagen. Hören Sie mir jetzt mal zu, mein Freund! Ich sagte ihnen früher, dass mir etwas an Miss Lawsons Geschichte als falsch auffiel. Jetzt weiß ich, was es war. Gedulden Sie sich einen Augenblick und sehen Sie mir nicht zu, was ich mache, dann werde ich es Ihnen zeigen!»

Er trat an seinen Schreibtisch und nahm aus einer Lade ein Stück Pappe und eine Schere. Ich wandte die Augen ab. Nach einer Minute stieß er einen zufriedenen Ruf aus, legte die Schere weg und ließ die Reste des Pappstücks in den Papierkorb fallen.

«Nicht hersehen, Hastings! Ich werde Ihnen jetzt etwas an den Rockaufschlag heften.»

Ich ließ ihn gewähren.

«So, und jetzt betrachten Sie sich im Spiegel, *mon ami*. Sie tragen jetzt eine hochmoderne Brosche mit Ihren Initialen – allerdings nicht aus Chromstahl, nicht aus Gold oder Platin, sondern aus bescheidener Pappe.»

Ich musste lächeln. Poirot ist ungewöhnlich geschickt. Auf meinem Rockaufschlag prangte eine sehr gelungene

Nachahmung der Brosche Theresa Arundells – ein Reifen aus Pappe um meine Initialen: A H.

«Nicht wahr, eine schöne Brosche mit Ihren Initialen?»

«Sehr geschmackvoll», sagte ich.

«Zwar schimmert und glänzt sie nicht, aber Sie werden zugeben, dass sie von Weitem deutlich zu sehen wäre?»

«Habe ich nie bezweifelt.»

«Eben. Zweifeln ist nicht Ihre Seite. Schlichter Glaube liegt Ihnen mehr. Und jetzt lassen Sie mich einmal Ihren Rock anziehen! So! Und jetzt betrachten Sie die Brosche mit Ihren Initialen und sagen Sie mir, ob sie mir gut steht!»

Er wandte sich mir zu. Verständnislos sah ich ihn an. Und dann begriff ich.

«Oh, ich Trottel! Natürlich HA – und nicht AH!»

Strahlend sah er mich an und gab mir meinen Rock zurück. «Sehen Sie nun, was an Miss Lawsons Geschichte nicht stimmte? Sie erklärte, dass sie Theresas Initialen auf der Brosche deutlich gesehen habe. Aber sie sah Theresa im *Spiegel.* Und wenn sie die Initialen überhaupt sah, muss sie sie *verkehrt* gesehen haben!»

«Vielleicht sah sie sie verkehrt und begriff, dass sie sie verkehrt sah?»

«Mon cher, haben Sie es denn soeben begriffen? Nein! Und dabei sind Sie wahrscheinlich viel intelligenter als Miss Lawson. Wollen Sie mir einreden, dass eine so einfältige Frau, wenn sie mitten in der Nacht wach wird, im Halbschlaf begreift, dass AT eigentlich T A ist? Nein, das passt nicht zu Miss Lawsons geistigen Fähigkeiten.»

«Sie wollte es wahrhaben, dass es Theresa war», sagte ich.

«Das trifft schon eher zu. Sie erinnern sich, ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie im Spiegel das Gesicht nicht gesehen haben kann, und sie – was tat sie prompt?»

«Erinnerte sich an Theresas Brosche – und vergaß, dass schon die Tatsache allein, dass sie diese im Spiegel gesehen hat, sie Lügen straft.»

Das Telefon schrillte.

«Ja?», fragte Poirot. «Ja… gewiss. Gern. Am Nachmittag. Sehr gut – um zwei.»

Er legte den Hörer auf und wandte sich lächelnd zu mir. «Doktor Donaldson wünscht mich zu sprechen. Er kommt morgen Nachmittag um zwei. Wir machen Fortschritte, *mon ami* – Fortschritte!»

26

«Was machen Sie da, Poirot?», fragte ich am nächsten Morgen. Er steckte mehrere beschriebene Blätter in einen Umschlag und versiegelte ihn sorgfältig.

«Ist das ein Rechenschaftsbericht über die Sache Arundell, für den Fall, dass jemand Sie im Laufe des Tages umbringt?»

«Hastings, das ist nicht so ausgeschlossen, wie Sie glauben», antwortete er ernst.

«Wird der Mörder wirklich gefährlich werden?»

«Ein Mörder ist immer gefährlich.»

«Was gibt es sonst Neues?»

«Doktor Tanios rief an. Noch keine Spur von seiner Frau.»

«Poirot, Sie glauben doch nicht, dass sie getötet wurde?»

Unschlüssig schüttelte er den Kopf. «Ich wüsste gern, wo sie ist.»

«Sie wird bestimmt wieder zum Vorschein kommen.»

«Ihr fröhlicher Optimismus ist immer herzerquickend.»

«Himmel, Poirot, Sie erwarten doch nicht ernstlich, dass sie zerstückelt in einem Koffer gefunden wird?»

«Ich finde Doktor Tanios' Besorgtheit etwas übertrieben – aber lassen wir das! Zunächst muss ich mit Miss Lawson sprechen.»

«Wollen Sie sie auf den kleinen Irrtum mit der Brosche aufmerksam machen?»

«Natürlich nicht. Das behalte ich für mich bis zum richtigen Augenblick.»

Wir wurden in den überfüllten Salon geführt, und gleich darauf erschien Miss Lawson, womöglich noch fahriger als sonst.

«Oh, Monsieur Poirot, guten Morgen! So viel zu tun – leider alles in Unordnung. Aber heute geht alles drunter und drüber! Seit Bella kam – »

«Wie? Was? Bella?»

«Ja, Bella Tanios. Sie kam vor einer halben Stunde samt den Kindern – ganz erschöpft, die Ärmste! Ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie ist von ihrem Mann weggelaufen, wissen Sie. Und ganz mit Recht, finde ich.»

«Hat sie sich Ihnen anvertraut?»

«Das gerade nicht. Es ist nichts aus ihr herauszubringen. Sie sagt immerzu, dass sie ihn verlassen hat und dass nichts sie wieder zu ihm zurückführen könnte!»

«Ein folgenschwerer Schritt!»

«Gewiss. Wenn er Engländer wäre, hätte ich ihr geraten – aber er ist eben keiner… Und sie sieht so – so verstört aus! Was kann er ihr getan haben? Die Türken sind so grausame Menschen.»

«Doktor Tanios ist Grieche.»

«Freilich, freilich. Ich verwechsle das immer. Aber ich bin nicht dafür, dass sie zu ihm zurückkehrt. Was meinen Sie, Monsieur Poirot? Jedenfalls will sie nicht mehr zu ihm zurück… Sie will nicht einmal, dass er weiß, wo sie ist. Und dann die Kinder – sie hat Angst, dass er sie nach Smyrna mitnimmt. Sie ist in einer schrecklichen Lage. Sie hat kein Geld, sie weiß nicht, wohin sie sich wenden soll. Sie möchte selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen, aber das ist nicht so einfach. Ich weiß das am besten. Bella hat doch keine Ausbildung.»

«Wann verließ sie ihren Mann?»

«Gestern. Sie übernachtete in einem kleinen Hotel beim Bahnhof Paddington. Die Arme, sie kam zu mir, weil sie keinen andern Rat wusste.»

«Es ist sehr gütig von Ihnen, dass Sie ihr helfen wollen.»

«Sehen Sie, Monsieur Poirot, ich halte es für meine Pflicht. Aber es ist so schwer! Meine Wohnung ist klein – wenig Platz – »

«Wollen Sie sie nicht nach Basing schicken?»

«Das ginge – aber ihr Mann wird vielleicht auch auf diesen Gedanken kommen. Ich habe ihr zwei Zimmer im Wellington Hotel, Queen's Road, gemietet, unter dem Namen Mrs Peters.»

Poirot dachte eine Weile nach, dann sagte er: «Ich möchte mit Mrs Tanios sprechen. Sie suchte mich gestern auf, aber ich war nicht zuhause.»

«So, das hat sie mir nicht erzählt. Ich werde sie holen.» Miss Lawson eilte aus dem Zimmer. Nach einer Weile trat Mrs Tanios ein.

Ich war entsetzt über den Anblick, den Bella Tanios bot. Dunkle Ringe lagen um ihre Augen, in ihren Wangen war keine Spur von Farbe, aber das Auffälligste war ihr verängstigtes Wesen. Sie fuhr beim geringsten Anlass zusammen und schien fortwährend zu lauschen.

Poirot begrüßte sie auf seine beruhigendste Weise, schob ihr einen Stuhl und Kissen zurecht und behandelte die bleiche, verstörte Frau wie eine Königin.

«Jetzt wollen wir ein wenig plaudern, Madame. Sie waren gestern bei mir, nicht wahr? Es tut mir leid, dass ich nicht daheim war.»

«Ja – ich wollte, ich hätte Sie getroffen.»

«Sie kamen, um mir etwas mitzuteilen?»

«Ja, ich – ich wollte – »

«Eh bien, hier bin ich und stehe Ihnen zur Verfügung.»

Mrs Tanios saß stumm und reglos, einen Ring an ihrem Finger drehend.

«Nun, Madame?»

Zögernd schüttelte sie den Kopf. «Nein – ich traue mich nicht.»

«Wie?»

«Ich – wenn er es erfahrt – er würde mich – oh, es würde mir etwas zustoßen!»

«Aber, Madame, das ist doch unsinnig!»

«Nein, das ist ganz vernünftig – Sie kennen ihn nicht – »

«Sie meinen Ihren Gatten?»

«Natürlich.»

Poirot schwieg eine Weile, dann sagte er: «Ihr Gatte war gestern bei mir.»

Angst flackerte in ihrem Blick auf. «Oh! Haben Sie ihm gesagt – nein, Sie können es ihm nicht gesagt haben! Sie wussten doch nicht, wo ich war. Erzählte er Ihnen, dass ich verrückt bin?»

Vorsichtig antwortete Poirot: «Er sagte, Sie seien hochgradig nervös.»

Sie schüttelte den Kopf; sie glaubte ihm nicht. «Nein, er sagte, dass ich verrückt sei, nicht wahr – oder verrückt werde? Er will mich von der Welt abschließen, damit ich nichts verraten kann.»

«Verraten? Was?»

Aber sie schüttelte den Kopf und antwortete nur, nervös die Finger knetend: «Ich fürchte mich…»

«Madame, wenn Sie sich mir anvertraut haben, sind Sie in Sicherheit. Das Geheimnis ist dann enthüllt. Dadurch sind Sie von selbst geschützt.»

«Mein Gott, es ist schrecklich… Er macht es so überzeugend… Und da er doch Arzt ist, wird man ihm glauben und nicht mir. Niemand wird mir glauben…»

«Wollen Sie mir nicht Gelegenheit geben – »

Sie warf ihm einen kummervollen Blick zu. «Vielleicht stehen Sie auf seiner Seite, wie kann ich das wissen?»

«Ich stehe auf niemandes Seite, Madame. Ich bin immer aufseiten der Wahrheit.»

«Ich weiß nicht – o Gott, ich weiß nicht…» Ihre Worte überstürzten sich. «Es war so schrecklich – seit Jahren. Immer wieder habe ich mit angesehen, was geschah – und konnte nichts sagen, nichts tun! Und dann die Kinder! Es war grauenhaft. Aber jetzt – das! Nein, ich gehe nicht zu ihm zurück. Ich lasse ihm die Kinder nicht. Ich werde mich irgendwo verstecken, wo er mich nicht finden kann. Minnie Lawson wird mir helfen – sie ist so gut zu mir!» Sie brach ab und warf Poirot hastig einen Blick zu. «Was sagte er über mich? Dass ich an Wahnvorstellungen leide!»

«Er sagte, dass Sie – anders gegen ihn seien, Madame.» Mrs Tanios nickte. «Und dass ich Wahnvorstellungen habe, nicht wahr?»

«Offen gestanden, ja, das sagte er.»

«Sehen Sie, das wird er einwenden! Und ich habe keinen Beweis, keinen unmittelbaren Beweis.»

Poirot lehnte sich im Fauteuil zurück. Als er wieder das Wort ergriff, klang seine Stimme verändert, sachlich, nüchtern, von Gefühlen unbelastet, als bespreche er etwas trocken Geschäftliches.

«Haben Sie Ihren Mann in Verdacht, dass er Miss Emily Arundell beseitigte?»

Ihre Antwort kam blitzschnell. «Verdacht? Ich weiß es!»

«Dann ist es Ihre Pflicht, zu sprechen, Madame!»

«Ach, das ist nicht leicht – nein, nicht leicht!»

«Auf welche Weise hat er sie getötet?»

«Das weiß ich nicht genau – aber er hat sie getötet.»

«Wissen Sie nicht vielleicht doch, wie er es gemacht hat?»

«Nein, es – er hat damals am Sonntag irgendetwas gemacht.»

«An dem Sonntag, an welchem er allein zu Besuch in Littlegreen House war!»

«Ja.»

«Aber Sie wissen nicht, was?»

«Nein.»

«Verzeihung, Madame – aber wie können Sie es dann mit solcher Bestimmtheit behaupten?»

«Weil er – » Sie brach ab und sagte langsam: «Ich weiß es ganz bestimmt.»

«Madame, Sie verschweigen etwas. Erzählen Sie doch!»

Bella Tanios erhob sich plötzlich. «Nein. Es geht nicht. Die Kinder. Es ist ihr Vater. Ich kann nicht. Kann einfach nicht.»

«Aber Madame – »

«Ich kann nicht, sage ich Ihnen!» Ihre Stimme stieg fast zu einem Schrei an. Miss Lawson öffnete die Tür und kam neugierig hereingeeilt.

«Darf ich herein? Nun, Bellachen, haben Sie Ihr Herz ausgeschüttet? Wir wär's mit einer Tasse Tee oder einem Gläschen Kognak?»

Mrs Tanios schüttelte den Kopf. «Ich fühle mich ganz wohl.» Sie lächelte matt. «Ich muss wieder zu den Kindern, sie sind beim Auspacken.»

«Die lieben Kleinen!», schwärmte Miss Lawson. «Ich habe Kinder so gern.»

Mrs Tanios wandte sich plötzlich zu ihr. «Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn Sie nicht wären», sagte sie. «Sie sind so gut.»

«Nicht weinen, Liebe, nicht weinen! Alles wird in Ordnung kommen. Sie werden zu meinem Rechtsanwalt gehen – ein sehr netter Mann, so teilnehmend – er wird Ihnen sagen, wie sich die Scheidung am Besten einleiten lässt. Heutzutage – oh, es klingelt! Wer kann das sein?»

Stimmengemurmel ertönte im Flur. Miss Lawson erschien auf Zehenspitzen und schloss die Tür hinter sich. «Bella», flüsterte sie übertrieben, «Ihr Mann. Was soll ich – »

Mrs Tanios stand mit einem Satz bei der anderen Tür. Miss Lawson nickte. «Ja, Liebes, gehn Sie dort hinein, und wenn er hier ist, können Sie weg!»

«Sagen Sie nicht, dass ich hier war!», flüsterte Mrs Tanios. «Sagen Sie nicht, dass Sie mich gesehen haben!»

«Natürlich nicht.»

Mrs Tanios schlüpfte ins Nebenzimmer, Poirot und ich folgten hastig. Wir standen in einem kleinen Esszimmer. Poirot öffnete die Flurtür einen Spalt weit und lauschte. Dann winkte er. «Niemand draußen. Miss Lawson hat ihn ins andere Zimmer geführt.»

Wir schlichen über den Flur zur Ausgangstür hinaus, die Poirot lautlos hinter sich schloss. Mrs Tanios lief die Treppe hinab, stolpernd und sich am Geländer festhaltend. Poirot stützte sie. «*Du calme – du calme.* Alles wird gut.»

Nun standen wir im Hausflur. «Begleiten Sie mich!», bat Mrs Tanios kläglich. Ich fürchtete, dass sie in Ohnmacht fallen werde. «Gewiss, Madame, gewiss.»

Das «Wellington» war ein kleines Hotel, mehr eine Pension. Als wir dort in Sicherheit waren, sank Mrs Tanios auf ein Plüschsofa und legte die Hand auf das pochende

Herz. Poirot klopfte ihr beruhigend auf die Schulter. «Das ging knapp – ja. Und jetzt, Madame, müssen Sie mir zuhören und gut Acht geben!»

«Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, Monsieur Poirot. Es wäre nicht richtig. Sie wissen, was ich – was ich denke – was ich glaube. Das muss Ihnen genügen.»

«Sie sollen mich anhören, Madame! Nehmen wir an – es ist nur eine Annahme –, dass ich den wahren Sachverhalt bereits kenne. Nehmen wir an, dass ich bereits erraten habe, was Sie mir etwa sagen wollen, das würde doch einen großen Unterschied machen, nicht wahr?»

Unschlüssig starrte sie ihn an, ihr verzehrender Blick war fast schmerzlich anzusehen.

«Glauben Sie mir doch, Madame! Ich will Sie nicht verleiten, etwas zu sagen, das Sie nicht sagen wollen. Aber es würde einen Unterschied machen – nicht wahr?»

«Ja – ich denke.»

«Gut. Dann hören Sie! Ich *kenne* die Wahrheit! Sie brauchen mir nicht zu glauben. Nehmen Sie das!» Er drückte ihr den dicken Briefumschlag in die Hand, den er am Morgen versiegelt hatte. «Ein Bericht über den wahren Sachverhalt. Wenn Sie ihn gelesen und für richtig befunden haben, rufen Sie mich an. Meine Nummer steht auf dem Briefpapier.»

Zögernd nahm sie den Umschlag entgegen.

«Und nun noch eins. Sie müssen das Hotel sofort verlassen!»

«Warum?»

«Fahren Sie ins Coniston Hotel beim Euston-Bahnhof. Sagen Sie niemandem, wohin Sie gehen!»

«Aber – Minnie Lawson wird meinem Mann doch bestimmt nicht sagen, wo ich bin!»

«Sie glauben nicht?»

«O nein, sie ist ganz auf meiner Seite.»

«Aber Ihr Mann, Madame, ist sehr klug. Es wird ihm ein Leichtes sein, eine Frau vom Schlag Miss Lawsons bis ins Letzte auszuholen. Es ist unerlässlich – unerlässlich! –, dass Ihr Mann nicht weiß, wo Sie sich aufhalten.»

Sie nickte stumm. Poirot reichte ihr ein Blatt. «Hier die Adresse! Packen Sie, und fahren Sie mit den Kindern so bald als möglich hin. Sie müssen an Ihre Kinder denken, Madame!»

Er hatte das Richtige getroffen. Ihre Wangen röteten sich schwach, sie hob den Kopf. Nun war sie nicht länger das verstörte, willenlose Werkzeug, sondern eine entschlossene Frau.

«Abgemacht!», sagte Poirot.

Wir verabschiedeten uns. Von einer nahen Konditorei aus beobachteten wir den Hoteleingang. Etwa fünf Minuten später kam Dr. Tanios vorbei. Er warf nicht einmal einen Blick auf das Wellington Hotel, sondern bog mit gesenktem Kopf in eine Seitenstraße zur Untergrundbahn ein.

Etwa eine Viertelstunde später stieg Mrs Tanios mit ihren Kindern und dem Gepäck in ein Taxi und fuhr davon.

«Bien», sagte Poirot und stand auf, um zu zahlen. «Wir haben unsere Arbeit geleistet. Das Übrige ruht im Schoß der Götter.»

27

Dr. Donaldson erschien Punkt zwei Uhr, ruhig und sachlich wie immer.

Der junge Arzt war mir ein Rätsel. Ich hatte ihn für einen unscheinbaren Menschen gehalten und nicht begreifen können, was ein lebhaftes, temperamentvolles Geschöpf wie Theresa an ihm fand. Aber jetzt begann ich zu verstehen, dass Donaldson nicht zu unterschätzen war. Hinter seiner Pedanterie lag Kraft.

Als wir uns gesetzt hatten, begann er: «Der Grund meines Besuchs ist folgender. Ich bin mir nicht ganz klar, Monsieur Poirot, welche Rolle Sie in dieser Sache spielen.»

Bedachtsam fragte Poirot zurück: «Sie kennen doch meinen Beruf?»

«Gewiss. Ich habe Erkundigungen über Sie eingeholt.»

«Sie sind ein vorsichtiger Mann, Doktor.»

«Ich bin gern im Bilde», versetzte Donaldson trocken. «Die Auskünfte über Sie lauten alle gleich. Man hält Sie für sehr tüchtig in Ihrem Fach, und Sie stehen in dem Ruf, korrekt und ehrlich zu sein.»

«Zu schmeichelhaft», murmelte Poirot.

«Gerade deshalb verstehe ich Ihre Rolle bei dieser Sache nicht.»

«Und die ist doch so einfach!»

«Kaum. Erst treten Sie als Biografieschreiber auf – »

«Eine verzeihliche Irreführung, meinen Sie nicht auch? Man kann nicht umhergehen und überall sagen, dass man Detektiv ist – obwohl sich auch das manchmal als nützlich erweist.»

«Dann», fuhr Dr. Donaldson fort, «suchen Sie Miss Theresa Arundell auf und spiegeln ihr vor, dass sich das Testament ihrer Tante anfechten lässt.»

Poirot neigte zustimmend den Kopf.

«Das war natürlich lächerlich», sagte der junge Mann scharf. «Sie wissen ganz genau, dass das Testament rechtsgültig ist und sich nichts dagegen machen lässt.»

«Sie sind dieser Ansicht?»

«Ich bin doch kein Narr, Monsieur Poirot – »

«Nein, Doktor Donaldson, bestimmt nicht.»

«Ich verstehe auch etwas – nicht viel, aber doch genug – von den Gesetzen. Das Testament ist unanfechtbar. Warum behaupten Sie das Gegenteil? Offenbar aus nur Ihnen bekannten Gründen – Gründen, von denen Theresa keine Ahnung hat.»

«Sie scheinen die junge Dame sehr genau zu kennen.»

Ein leises Lächeln erschien auf den Lippen des jungen Arztes. «Ich kenne Theresa viel besser, als sie ahnt. Zweifellos bilden sich Charles und sie ein, Sie für eine fragwürdige Sache gewonnen zu haben. Charles besitzt nicht eine Spur von Moral. Theresa ist – die Tochter ihrer Mutter und unter ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen.»

«Sie sprechen von Ihrer Verlobten wie von einem Versuchskaninchen.»

Donaldson sah ihn durch den Kneifer an. «Ich wüsste nicht, warum ich der Wahrheit nicht ins Auge blicken sollte. Ich liebe Theresa Arundell – liebe sie als das, was sie ist, und nicht um nicht vorhandener Vorzüge willen.»

«Wissen Sie auch, dass Theresa Arundell an Ihnen hängt und sich nur darum so glühend viel Geld wünscht, damit Sie beruflich weiterkommen?»

«Natürlich weiß ich das. Aber ich dulde nicht, dass sich Theresa mir zuliebe auf etwas Fragwürdiges einlässt. In meinen Augen ist sie noch ein Kind. Ich kann meine Karriere aus eigener Kraft machen. Eine große Erbschaft wäre nicht unwillkommen gewesen. Im Gegenteil – sehr willkommen. Aber sie hätte im Grund nur eine gewisse Zeitersparnis bedeutet.»

«Sie haben also volles Vertrauen in Ihre Fähigkeiten?»

«Es klingt eingebildet, wenn ich ja sage – aber es ist so.»

«Gut. Fahren wir fort! Ich habe Miss Arundells Vertrauen tatsächlich durch eine List errungen. Ich erweckte den Glauben in ihr, dass ich für Geld – sagen wir – etwas drehen könnte. Sie glaubte das sofort.»

«Theresa glaubt, dass jeder für Geld alles macht», erklärte der junge Arzt sachlich.

«Stimmt. Das scheint ihre Einstellung zu sein – und auch die ihres Bruders.»

«Charles wäre wirklich für Geld zu allem fähig.»

«Sie machen sich, wie ich sehe, keine Illusionen über Ihren zukünftigen Schwager.»

«Nein. Er interessiert mich als Psychopath. Aber weiter! Ich fragte mich, warum Sie so auftreten, und fand nur eine Antwort: Sie verdächtigen entweder Theresa oder Charles, dass sie bei Miss Arundells Tod die Hand im Spiel hatten. Bitte, streiten Sie es nicht ab! Die Bemerkung über die Exhumierung war vermutlich nur eine Kriegslist, damit Sie sahen, wie sie darauf reagiert. Haben Sie tatsächlich Schritte unternommen, damit das Innenministerium eine Exhumierung anordnet?»

«Ehrlich gesagt, bisher noch nicht.»

«Das dachte ich mir. Wahrscheinlich rechnen Sie mit der Möglichkeit, dass sich Miss Arundells Tod als ein natürlicher herausstellt?»

«Ich habe auch erwogen, dass es tatsächlich so scheinen könnte.»

«Aber Sie haben sich Ihre Meinung bereits gebildet?»

«Ja. Wenn Ihnen ein Fall von – sagen wir – Tuberkulose vorliegt, der wie Tuberkulose aussieht, die Symptome der Tuberkulose aufweist, und eine Blutprobe positiv ausfällt – dann halten Sie ihn doch für Tuberkulose, nicht wahr?»

«So fassen Sie es auf? Ich verstehe. Aber worauf warten Sie dann noch?»

«Auf das letzte Beweisstück.»

Das Telefon klingelte. Auf einen Wink Poirots stand ich auf und hob den Hörer ab.

«Captain Hastings? Hier Mrs Tanios. Bitte, sagen Sie Monsieur Poirot, dass er vollkommen Recht hat. Wenn er morgen Vormittag um zehn hierherkommt, werde ich ihm übergeben, was er verlangt.»

«Morgen um zehn? Ich werd's ihm sagen.»

Poirot warf mir einen fragenden Blick zu. Ich nickte, und er wandte sich wieder an Dr. Donaldson. Sein Verhalten war verändert: lebhafter, selbstsicherer.

«Ich möchte das klarstellen», sagte er. «Ich habe diesen Fall als Mord erkannt. Er sah aus wie Mord, zeigte die Symptome von Mord – kurz, *war* Mord. Daran war gar nicht zu zweifeln.»

«Was war dann zweifelhaft – denn zweifelhaft war etwas, wie ich sehe.»

«Die Person des Mörders, aber dieser Zweifel ist jetzt beseitigt.»

«Wirklich? Sie wissen es?»

«Morgen werde ich den Beweis in Händen haben.»

Dr. Donaldson hob ein wenig spöttisch die Brauen.

«Ach, morgen! Manchmal, Monsieur Poirot, dauert es sehr lang bis morgen.»

«Im Gegenteil. Ich sehe, dass das Morgen mit ermüdender Regelmäßigkeit auf das Heute folgt.»

28

«Ein kluger Mann», sagte Poirot nachdenklich, als der junge Arzt gegangen war. «Nicht leicht zu durchschauen.»

Ich wiederholte ihm, was Mrs Tanios hatte sagen lassen. Er nickte. «Gut. Alles in schönster Ordnung. In vierundzwanzig Stunden, Hastings, werden wir wissen, woran wir sind.»

«Mir ist das Ganze noch immer unklar. Wen verdächtigen wir eigentlich?»

«Wen Sie verdächtigen, Hastings, weiß ich nicht. Wahrscheinlich einen nach dem andern.»

Er lächelte, wurde aber sogleich wieder ernst. Ich sah ihn an.

«Was ist denn los?», fragte ich.

«Mein Freund, wenn ein Fall sich dem Ende nähert, werde ich immer unruhig. Wenn etwas schief ginge – »

«Ist denn damit zu rechnen?»

«Ich glaube nicht. Ich habe, denke ich, jeder unvorhergesehenen Wendung vorgebeugt.»

«Dann könnten wir heute Abend ins Theater gehen.»

Als ich am nächsten Morgen kurz nach neun ins Wohnzimmer trat, saß Poirot am Frühstückstisch und öffnete die Post. Das Telefon schrillte; ich hob den Hörer ab.

Eine keuchende Frauenstimme fragte: «Ist dort Monsieur Poirot? Oh, Sie sind's, Captain Hastings!» Ein ersticktes Schluchzen.

«Spreche ich mit Miss Lawson?»

«Ja, ja, es ist etwas Furchtbares geschehen!»

Ich umklammerte den Hörer fester. «Was ist geschehen?»

«Sie verließ das ‹Wellington› – Bella meine ich. Ich ging gestern spät nachmittags hin, und man sagte mir, dass sie nicht mehr dort wohnt. Ohne mir ein Wort zu sagen, fuhr sie weg! Sehr sonderbar. Ob nicht Doktor Tanios trotz allem doch Recht hatte? Er sprach so lieb von ihr und war so besorgt – es sieht jetzt wirklich so aus, als hätte er recht – »

«Aber was ist nur geschehen, Miss Lawson? Nur, dass Mrs Tanios das Hotel verließ?»

«O nein, mein Gott, nein! Das wäre nicht so schlimm. Obwohl ich es sonderbar finde. Doktor Tanios sagte, er fürchtet, dass sie nicht ganz richtig – Sie verstehen mich doch? Verfolgungswahn, sagte er.»

«Ja.» (Verwünschtes Weib!) «Aber was ist geschehen?»

«Gott – es ist so schrecklich! Im Schlaf gestorben. Überdosis Schlafmittel. Die armen Kinder! Ich habe die ganze Zeit geweint, seit ich es erfuhr.»

«Wie erfuhren Sie es denn? Erzählen Sie doch!»

Mit einem Seitenblick bemerkte ich, dass Poirot beim Öffnen der Post innegehalten hatte und mir zuhörte. Ich wollte den Hörer nicht an ihn abgeben, damit Miss Lawson nicht auch ihn anjammerte.

«Ich wurde von der Hoteldirektion angerufen. Coniston Hotel. Man hat meinen Namen und die Anschrift unter ihren Papieren im Koffer gefunden. Oh, Monsieur Poirot – Captain Hastings, wollte ich sagen –, ist es nicht entsetzlich? Die mutterlosen Kleinen!»

«War es bestimmt ein Unfall? Vermutet man nicht vielleicht Selbstmord?»

«Oh, was für ein grauenhafter Gedanke, Captain Hastings! Ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht. Halten Sie es für möglich? Das wäre fürchterlich. Natürlich war sie ganz niedergeschlagen – aber grundlos. Ich meine, wegen Geld hatte sie doch nichts zu fürchten. Ich wollte doch mit ihr *teilen* – ja. Das wäre bestimmt auch Miss Arundells Wunsch gewesen. Schrecklich – sich selbst das Leben zu nehmen… Aber vielleicht war es gar nicht so! Im Hotel hielt man es für einen unglücklichen Zufall.»

«Was hat sie denn genommen?»

«Eins von diesen Schlafmitteln. Veronal, glaube ich. Nein – Chloral. Ja, Chloral war's. Ach, Captain Hastings, haben Sie vielleicht – »

Rücksichtslos warf ich den Hörer auf die Gabel und wandte mich an Poirot. «Mrs Tanios – »

Er hob die Hand. «Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie ist tot, nicht wahr?»

«Ja. Überdosis Schlafmittel. Chloral.»

Poirot stand auf. «Kommen Sie, Hastings, wir müssen gleich ins ‹Coniston›.»

«War es das, was Sie gestern fürchteten, als Sie sagten, dass Sie gegen Ende eines Falls immer beunruhigt sind?»

«Ich fürchtete ein zweites Opfer, ja.»

«Kann es nicht ein Zufall gewesen sein?»

«Nein, Hastings. Nein, es war kein Zufall.»

«Wie in aller Welt bekam er heraus, wo sie war?»

Poirot schüttelte stumm den Kopf.

Das «Coniston» war ein wenig einladendes Hotel ganz in der Nähe des Euston-Bahnhofs. Poirot kämpfte sich zum Direktionsbüro durch, und wir erfuhren den Hergang der Tragödie.

Mrs Peters war mit ihren zwei Kindern um halb eins eingetroffen, um eins hatten sie den Lunch genommen. Um vier Uhr war ein Mann mit einem Brief für Mrs Peters erschienen; der Brief wurde ihr aufs Zimmer gebracht. Einige Minuten später kam sie mit den Kindern und einem Koffer herunter. Die Kinder wurden dem Boten übergeben. Mrs Peters ging ins Büro und erklärte, dass sie nur noch ein Zimmer brauche. Sie schien weder niedergeschlagen noch erregt zu sein, sondern benahm sich völlig ruhig. Um halb acht nahm sie das Dinner und zog sich bald nachher auf ihr Zimmer zurück.

Das Stubenmädchen, das sie am Morgen wecken wollte, fand sie tot auf. Ein Arzt wurde geholt; er erklärte, dass der Tod vor mehreren Stunden eingetreten sei. Auf dem Nachttischchen stand ein leeres Glas. Sie hatte offenbar ein Schlafmittel genommen – versehentlich eine zu große Dosis. Bei Chloralhydrat, hatte der Arzt erklärt, sei man nie sicher. Nichts deutete auf Selbstmord. Ein Abschiedsbrief war nicht gefunden worden. Als man nach Anhaltspunkten für ihre Identität suchte, um die Angehörigen verständigen zu können, stieß man auf Miss Lawsons Namen und Anschrift und benachrichtigte sie.

Poirot fragte, ob man andere Briefe oder Schriften gefunden habe. Zum Beispiel den Brief, den der Mann gebracht hatte. Nichts dergleichen war gefunden worden, aber im Kamin lag ein Stoß verkohlten Papiers.

Nachdenklich nickte Poirot.

Mrs Peters hatte, soweit im Hotel bekannt war, keinen Besuch empfangen; niemand hatte ihr Zimmer betreten, bis auf den Mann, der die Kinder geholt hatte.

Ich fragte den Portier, wie der Mann ausgesehen habe, aber er konnte mir nur eine ganz unbestimmte Beschreibung geben. Mittelgroß, blond vermutlich, militärische Erscheinung – das war alles. Nein, der Mann habe bestimmt keinen Bart gehabt.

«Es war nicht Tanios», sagte ich halblaut zu Poirot.

«Mein lieber Hastings! Glauben Sie wirklich, dass Mrs Tanios – nach all der Mühe, die sie sich gegeben hatte, die Kinder von ihrem Vater wegzubringen – sie glattweg ihm zurückgeben würde, ohne ein Wort zu sagen?»

«Aber wer war der Mann?»

«Offenbar jemand, dem Mrs Tanios vertraute, oder – noch wahrscheinlicher – er war von einem Dritten geschickt, dem Mrs Tanios vertraute.»

«Mittelgroß», murmelte ich vor mich hin.

«Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über sein Äußeres, Hastings! Ich weiß ganz bestimmt, dass dieser Mann ganz unwichtig war. Der eigentliche Drahtzieher blieb im Hintergrund.»

«Und der Brief – den hatte dieser Dritte geschrieben?»

«Ja.»

«Mrs Tanios vertraute ihm?»

«Offenbar.»

«Der Brief wurde verbrannt?»

«Ja, sie hatte den Auftrag, ihn sogleich zu verbrennen.»

«Und der Bericht, den Sie ihr gaben?»

«Auch der ist verbrannt. Aber das macht nichts. Denn er ist noch vorhanden – hier, im Kopf von Hercule Poirot.»

Er fasste mich am Arm. «Kommen Sie, Hastings! Wir müssen uns mit den Lebenden befassen, nicht mit den Toten.»

29

Um elf Uhr vormittags am folgenden Tag kamen alle in Littlegreen House zusammen.

Hercule Poirot stand am Kamin. Charles und Theresa Arundell saßen auf dem Sofa, Charles auf der Seitenlehne, die Hand auf die Schulter seiner Schwester gelegt. Dr. Tanios saß in einem Ohrensessel. Er hatte gerötete Augen und trug einen schwarzen Flor um den Ärmel.

Auf einem geradlehnigen Stuhl am runden Tisch saß die Eigentümerin von Littlegreen House, Miss Lawson. Auch sie hatte rotgeweinte Augen; ihr Haar war noch unordentlicher als sonst. Dr. Donaldson saß mit ausdrucksloser Miene Poirot gegenüber.

Ich sah von einem Gesicht zum anderen. Eine kleine Gesellschaft, äußerlich gefasst, die Mienen manierliche Masken. Binnen Kurzem würde Poirot die Maske von einem dieser Gesichter reißen und es als das entlarven, was es war – das Gesicht eines Mörders.

Ja, einer von ihnen war ein Mörder. Aber wer? Nicht einmal jetzt wusste ich es bestimmt.

Poirot räusperte sich, ein wenig würdevoll, wie es seine Gewohnheit ist, und begann:

«Meine Damen und Herren! Wir sind hier zusammengekommen, um die Hintergründe von Emily Arundells Tod aufzudecken. Es gibt vier Möglichkeiten: dass sie eines natürlichen Todes starb; dass sie infolge eines Unfalls starb; dass sie sich selber das Leben nahm und dass

ihr Tod von fremder Hand verursacht wurde. Man nahm an, dass sie eines natürlichen Todes gestorben sei, und Doktor Grainger stellte einen Totenschein in diesem Sinne aus.

Wenn sich nach der Bestattung Zweifel über die Todesursache ergeben, wird meist die Leiche exhumiert. Ich hatte meine Gründe, diesen Weg nicht einzuschlagen – vor allem den, dass es meiner Auftraggeberin nicht recht gewesen wäre.»

Dr. Donaldson unterbrach ihn mit der Frage: «Ihrer Auftraggeberin?»

Poirot wandte sich ihm zu. «Meine Auftraggeberin ist Miss Emily Arundell. Es war ihr lebhaftester Wunsch, dass kein Skandal erregt werde.»

Poirot sprach dann von dem Brief, den er zwei Monate nach Miss Arundells Tod erhalten hatte, und las ihn vor; hierauf schilderte er, was er in Basing unternommen und in Erfahrung gebracht hatte.

Dann räusperte er sich wieder: «Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, was in Miss Arundells Geist vorging. Sie liegt nach einem Sturz zu Bett, einem Sturz, der angeblich durch den Spielball des Hundes verursacht wurde – aber sie weiß, dass das nicht wahr ist. Sie ruft sich die Einzelheiten des Unfalls ins Gedächtnis zurück und kommt zu der Überzeugung, dass jemand ihr Schaden zufügen, vielleicht sie töten wollte.

Sie fragt sich, wer es gewesen sein könne. Sieben Personen waren im Haus anwesend: vier Gäste, ihre Gesellschafterin und die beiden Dienstboten. Nur eine von diesen sieben Personen kommt überhaupt nicht in Betracht, da diese Person keinen Vorteil von einer solchen Tat hätte. Auch die beiden Hausangestellten verdächtigt sie nicht, da sie schon lange in ihren Diensten stehen und sie ihrer Ergebenheit gewiss ist. Es bleiben vier Personen, drei von ihrem eigenen Fleisch und Blut und ein angehei-

rateter Verwandter. Jeder dieser vier hätte Vorteil von ihrem Tod, drei unmittelbar, einer mittelbar.

Ihre Lage ist heikel. Sie hat ein stark entwickeltes Familiengefühl. Sie wünscht nicht, die schmutzige Wäsche vor allen Leuten zu waschen, wie man zu sagen pflegt. Anderseits ist sie nicht dazu bereit, einen Mordversuch auf sich beruhen zu lassen.

Sie schreibt an mich. Sie unternimmt noch einen zweiten Schritt. Sie hat zwei Beweggründe für diesen. Der eine war, glaube ich, Groll gegen ihre eigene Familie, die sie ausnahmslos in Verdacht hatte und denen sie um jeden Preis eins auswischen wollte. Der zweite, besonnenere, war der Wunsch, sich zu schützen. Sie schrieb ihrem Rechtsanwalt, Mr Purvis, und ließ ein Testament zu Gunsten der einzigen Person im Haus abfassen, die, ihrer Überzeugung nach, an dem Unfall nicht schuld sein konnte.

Aus dem Brief an mich und aus Miss Arundells späterer Handlung geht mit fast völliger Sicherheit hervor, dass ihr unbestimmter Verdacht gegen die vier Personen sich zu einem bestimmten Verdacht gegen eine dieser vier verdichtete. In ihrem Schreiben betont sie mit größtem Nachdruck, dass die Angelegenheit streng geheim bleiben müsse, da die Ehre der Familie auf dem Spiel stehe.

Ich glaube, das bedeutete – wenn man sich die Anschauungen von Miss Arundell zu eigen macht –, dass es sich um jemanden handelte, der ihren eigenen Namen trug.

Wenn sie Mrs Tanios in Verdacht gehabt hätte, wäre sie nicht weniger auf ihre eigene Sicherheit bedacht gewesen, aber weniger um die Ehre der Familie besorgt. Anders hätte es sich bei Theresa Arundell verhalten, aber am stärksten musste dieses Gefühl bei Charles zum Durchbruch kommen.

Charles war ein Arundell. Ihre Gründe, ihn zu verdächtigen, liegen auf der Hand. Vor allem machte sie sich keine Illusionen über ihn. Er war schon einmal nahe daran gewesen, Schande über die Familie zu bringen – sie wusste, dass er eines Verbrechens nicht nur fähig wäre, sondern schon eines begangen hatte. Er hatte ihre Unterschrift auf einem Scheck gefälscht. Nach der Fälschung ein Schritt weiter – zum Mord!

Überdies hatte sie zwei Tage vor ihrem Unfall ein bedeutsames Gespräch mit ihm gehabt. Er verlangte Geld von ihr; sie schlug es ihm ab, und er warf hin – oh, ganz nebenbei! –, sie laufe Gefahr, abgemurkst zu werden. Worauf sie erwiderte, sie wisse sich zu schützen. Er sagte. ›Ich habe dich gewarnt!‹ – und zwei Tage später ereignete sich der Unfall!

Kein Wunder, wenn Miss Arundell, als sie grübelnd zu Bett lag, zu dem Schluss gelangte, Charles Arundell habe einen Mordversuch gegen sie unternommen.

Der Ablauf ist klar. Das Gespräch mit Charles – der Sturz – der Brief an mich, in tiefster Verzweiflung geschrieben – der Brief an den Anwalt. Dienstag, den Einundzwanzigsten, bringt Mr Purvis das Testament, und sie unterschreibt es.

Charles und Theresa Arundell kommen übers Wochenende, und Miss Emily Arundell unternimmt sogleich die nötigen Schritte, um sich zu schützen. Sie *erzählt Charles von dem zweiten Testament.* Nicht nur das, sie *zeigt* es ihm sogar! Das erscheint mir ausschlaggebend. Sie gibt dem etwaigen Mörder deutlich zu verstehen, dass er von dem Mord nicht den geringsten Vorteil hätte!

Wahrscheinlich rechnete sie damit, dass Charles diese Neuigkeit seiner Schwester brühheiß erzählen werde. Er unterließ das jedoch. Und zwar, wie ich vermute, aus einem sehr guten Grund – er fühlte sich schuldig! Er glaubte, dass *seinetwegen* das Testament umgestoßen worden sei.

Aber warum fühlte er sich schuldig? Weil er wirklich einen Mordversuch unternommen oder weil er sich einen kleinen Geldbetrag angeeignet hatte? Beide Verbrechen, das schwere und das geringfügige, würden erklären, dass er seiner Schwester nichts davon sagte. Er schwieg und hoffte, dass seine Tante ihren Entschluss bereuen und rückgängig machen werde.

Ich musste mich nun mit der Frage befassen, ob Miss Arundells Verdacht begründet war. Sieben Personen kamen in Betracht: Charles und Theresa Arundell; Doktor Tanios und Mrs Tanios; die beiden Dienstboten; Miss Lawson. Und eine achte Person, nämlich Doktor Donaldson, der zum Abendessen eingeladen worden war, was ich aber erst später erfuhr.

Diese sieben Personen gehören zu zwei Gruppen. Sechs von ihnen hatten mehr oder weniger großen Vorteil von Miss Arundells Tod. Wenn einer von diesen sechs das Verbrechen begangen hatte, dann war es wahrscheinlich aus Gewinnsucht geschehen. Die zweite Gruppe bestand aus einer einzigen Person, aus Miss Lawson. Sie gewann nichts durch Miss Arundells Tod, profitierte aber – als Folge des Unfalls später ganz gewaltig.

Das heißt, wenn sie den so genannten Unfall inszenierte – »

«Ich habe nicht im Traum daran gedacht, so etwas zu tun!», unterbrach Miss Lawson. «Ein Skandal, hier zu stehen und solche Dinge zu behaupten!»

«Ein wenig Geduld, Mademoiselle! Bitte unterbrechen Sie mich nicht», sagte Poirot.

«Ich protestiere aber! Ein Skandal ist das, ein Skandal!»

Ohne auf sie zu achten, fuhr Poirot fort:

«Wie gesagt – *wenn* Miss Lawson den so genannten Unfall inszenierte, dann geschah es aus einem ganz anderen Motiv. Das heißt, sie inszenierte ihn so, dass Miss Arun-

dells Verdacht auf die eigene Familie fiel und sie sich ihr entfremdete. Das war eine denkbare Möglichkeit, und ich suchte nach Beweisen dafür oder dagegen. Ich fand einen Anhaltspunkt. Wenn Miss Lawson den Verdacht Miss Arundells auf die Verwandten lenken wollte, dann hätte sie besonders hervorgehoben, dass Bob, der Hund, über Nacht ausgeblieben war. Aber Miss Lawson bemühte sich nach Kräften, zu verhindern, dass das Miss Arundell zu Ohren kam. Daher, folgerte ich, musste Miss Lawson unschuldig sein.»

«Darum möchte ich auch gebeten haben!», sagte Miss Lawson.

«Ich befasste mich nun mit Miss Arundells Tod. Einem erfolglosen Mordversuch folgt meist ein zweiter. Es schien mir auffällig, dass Miss Arundell vierzehn Tage nach dem ersten Anschlag starb.

Doktor Grainger schien nichts Ungewöhnliches an dem Tod seiner Patientin zu finden. Das war ein kleiner Dämpfer für meine Theorie. Aber als ich Erkundigungen über den letzten Abend einzog, erfuhr ich etwas Bedeutsames. Miss Isabel Tripp erwähnte einen Heiligenschein um Miss Arundells Kopf, und ihre Schwester bestätigte das. Es konnte natürlich reine Erfindung der beiden Schwarmgeister sein, aber das ließ ich vorläufig außer Acht. Auch Miss Lawson trug etwas Interessantes zu diesem Punkt bei. Sie sagte, ein leuchtendes Band sei aus Miss Arundells Mund gequollen und habe einen leuchtenden Dunst um ihren Kopf gebildet.

Die Tatsache, obwohl von verschiedenen Beobachterinnen verschieden beschrieben, blieb die gleiche. Ungeachtet ihrer spiritistischen Interpretation bedeutete sie Folgendes: Miss Arundells Atem *phosphoreszierte* an diesem Abend!»

Dr. Donaldson machte eine Bewegung.

Poirot nickte ihm zu. «Sie beginnen zu begreifen, nicht wahr? Es gibt nicht viele phosphoreszierende Stoffe. Der nächstliegende und häufigste entsprach meinen Anforderungen vollauf. Ich werde Ihnen nun einen kurzen Auszug aus einem Artikel über Phosphorvergiftung vorlesen:

‹Die vergiftete Person kann unter Umständen einen phosphoreszierenden Atem haben, noch bevor sie selbst irgendwelche Anzeichen der Vergiftung spürt.›

Das ist der leuchtende Dunst, das leuchtende Band, das Miss Lawson und die Damen Tripp im Finstern sahen – der phosphoreszierende Atem. Hören Sie weiter!

‹Nach Ausbruch der Gelbsucht steht der Körper sozusagen nicht nur unter der giftigen Einwirkung des Phosphors, sondern leidet noch dazu an allen Erscheinungen, welche die Zurückbehaltung der Gallensekretion im Blut begleiten. Auch besteht in dieser Hinsicht kein besonderer Unterschied zwischen Phosphorvergiftung und gewissen Erkrankungen der Leber – wie zum Bespiel Leberatrophie.›

Sehen Sie, wie schlau es gemacht war? Miss Arundell war seit Jahren leberleidend. Die Symptome der Phosphorvergiftung sahen daher nur wie ein *neuer Anfall* des alten Leidens aus, wirkten nicht überraschend, nicht befremdend. Oh, es war gut ausgedacht! Ausländische Streichhölzer – Ungeziefervertilgungsmittel? Es ist nicht schwer, sich Phosphor zu beschaffen. Schon eine kleine Dosis ist tödlich.

Voilà! Der Hausarzt fällt darauf herein, um so mehr, als sein Geruchssinn, wie ich durch einen Rosenstrauß entdeckte, beeinträchtigt ist; der knoblauchartige Geruch des Atems ist ein typisches Symptom von Phosphorvergif-

tung. Er hegte keinen Verdacht, warum auch? Das Einzige, was ihn auf die richtige Spur hätte bringen können, kam ihm nicht zu Ohren – und selbst wenn es der Fall gewesen wäre, hätte er es als spiritistischen Unsinn abgetan.

Ich wusste nun auf Grund der Aussagen Miss Lawsons und der Schwestern Tripp, dass ein Mord begangen worden war. Aber von wem? Die Dienstboten schied ich aus; ihrer Mentalität entsprach ein solches Verbrechen nicht. Ich schied auch Miss Lawson aus, denn sie hätte schwerlich von dem leuchtenden Ektoplasma geplaudert, wenn sie den Mord auf dem Gewissen gehabt hätte. Auch Charles Arundell kam nicht in Betracht, da er das Testament gesehen hatte und wusste, dass er durch den Tod seiner Tante nichts gewann.

Mithin blieben seine Schwester Theresa, Doktor Tanios, Mrs Tanios und Doktor Donaldson, der, wie ich erfuhr, an jenem Abend eingeladen gewesen war, als sich der Vorfall mit Bobs Ball ereignete.

Mangels anderer Anhaltspunkte musste ich den Mord und die Persönlichkeit des Täters vom psychologischen Standpunkt ergründen. Beide Verbrechen glichen einander in den groben Umrissen. Beide waren *schlicht.* Dabei schlau und sachkundig ausgeführt. Es gehörten gewisse Kenntnisse dazu, aber nicht große. Die Eigenschaften des Phosphors sind leicht zu erfahren, und das Gift selbst, ist, wie gesagt, unschwer zu beschaffen, besonders im Ausland.

Ich befasste mich zuerst mit den beiden Männern. Beide Ärzte, beide intelligent. Beide hätten auf Phosphor und seine besondere Eignung für diesen Mord verfallen können – aber die Sache mit dem Ball des Hundes passte nicht zu männlicher Denkweise. Diese Einzelheit deutete auf eine *Frau.*

Ich dachte zuallererst an Theresa Arundell. Es wäre ihr zuzutrauen gewesen. Sie war kühn, hemmungslos, führte ein selbstsüchtiges Leben und brauchte verzweifelt Geld, für sich und den Mann, den sie liebte. Auch bewies ihr Verhalten deutlich, dass sie wusste, dass ihre Tante ermordet worden war. Es kam zu einem interessanten Zusammenstoß zwischen ihr und ihrem Bruder. Ich hatte den Eindruck, dass einer den andern des Mordes verdächtigte. Charles versuchte sie zu der Erklärung zu bewegen, dass sie das zweite Testament kenne. Wozu? Weil er wusste, dass man ihr den Mord nicht anhängen konnte, wenn sie das zweite Testament kannte. Sie wieder glaubte ihm nicht, als er sagte, Miss Arundell habe es ihm gezeigt, und hielt das für einen plumpen Versuch, den Verdacht von sich abzulenken.

Noch etwas fiel mir auf. Charles zögerte, das Wort ‹Arsen› auszusprechen. Später befragte ich den alten Gärtner des langen und breiten über ein Unkrautvertilgungsmittel. Es war klar, was Charles im Kopf herumging.»

Charles wechselte die Beinstellung. «Ja, es ging mir im Kopf herum. Aber – nun, ich glaube, ich hatte nicht den Schneid dazu.»

Poirot nickte ihm zu. «Nein, es liegt Ihnen nicht. Stehlen, Fälschen – ja, das ist leicht, aber Töten – nein! Um töten zu können, muss man von einer Idee besessen sein.»

Er nahm seinen Vortrag wieder auf.

«Theresa Arundell besaß Geistesstärke genug, um einen solchen Plan in die Tat umzusetzen, aber sie hatte sich immer ausleben können, war nie unterdrückt worden – und solche Menschen töten nicht, es wäre denn in plötzlicher Aufwallung. Trotzdem war ich überzeugt, dass Theresa Arundell das Unkrautmittel aus der Blechbüchse genommen hatte.»

«Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen», fiel Theresa ein. «Ich habe tatsächlich daran gedacht und nahm wirklich ein bisschen von dem Unkrautmittel aus der Blechbüchse. Aber ich konnte es nicht tun. Ich habe das Leben zu lieb, ich konnte das niemandem antun, ihm das Leben zu nehmen… Vielleicht bin ich schlecht und egoistisch, aber es gibt Dinge, die ich nicht über mich bringe. Ich kann einen lebenden, atmenden Menschen nicht töten!»

Wieder nickte Poirot. «Das ist wahr. Sie sind auch nicht so schlecht, wie Sie sich darstellen, Mademoiselle. Sie sind nur jung – und leichtsinnig.»

Er fuhr fort:

«Es blieb Mrs Tanios. Als ich sie sah, erkannte ich gleich, dass sie Angst hatte. Sie bemerkte, dass ich es erkannt hatte, und schlug schnell Kapital aus diesem Selbstverrat eines Augenblickes. Erst bot sie das überzeugende Bild einer Frau, die um ihren Mann fürchtet. Ein wenig später änderte sie ihre Taktik. Es war sehr schlau gemacht, aber ich ließ mich davon nicht täuschen. Eine Frau kann um ihren Mann fürchten oder sich *vor* ihrem Mann fürchten – aber beides zugleich schwerlich. Mrs Tanios entschied sich schließlich für die zweite Rolle. Sie spielte sie gut, sie kam mir sogar in die Hotelhalle nach und tat, als hätte sie mir etwas zu sagen. Als ihr Mann ihr folgte, womit sie gerechnet hatte, stellte sie sich, als könnte sie vor ihm nicht offen sprechen.

Ich begriff sogleich, dass sie ihren Mann nicht fürchtete, sondern hasste. Und hier hatte ich den Charakter vor mir, den ich suchte. Hier war eine unterdrückte Frau, ein schlichtes Mädchen, das eine freudlose Jugend gehabt hatte, das den Männern nicht gefallen hatte, denen es hatte gefallen wollen, und schließlich einen Mann nahm, der ihr gleichgültig war, nur um nicht eine alte Jungfer zu werden. Ich konnte mir ihre wachsende Unzufriedenheit mit dem Leben, der Verbannung in Smyrna vorstellen.

Dann kamen die Kinder zur Welt, die sie leidenschaftlich liebte.

Ihr Mann hing an ihr, aber sie verabscheute ihn insgeheim mehr und mehr. Er hatte ihr Geld verspekuliert – auch das ein Grund, sie gegen ihn einzunehmen.

Nur eins erhellte ihr eintöniges Leben, die Hoffnung auf die Erbschaft. Dann würde sie Geld haben, unabhängig sein, ihre Kinder erziehen können, wie sie es wünschte. Studium bedeutete sehr viel für sie, die Professorentochter!

Vielleicht hatte sie den Plan oder doch den Gedanken schon im Kopf, als sie nach England kam. Chemie war ihr nicht fremd, da sie ihrem Vater lange Zeit im Laboratorium geholfen hatte. Sie kannte Miss Arundells Leiden und wusste, dass Phosphor das ideale Mittel für diesen Fall war.

Als sie ins Haus ihrer Tante kam, bot sich ihr ein einfacherer Ausweg. Bobs Ball – eine Schnur vor die Stufe! Ein schlichter, genialer, echt weiblicher Einfall.

Der Versuch misslang. Ich glaube nicht, dass sie Miss Arundells Verdacht ahnte, der übrigens lediglich gegen Charles gerichtet war. Gegen Bella verhielt sich Miss Arundell wahrscheinlich wie immer. Und so ging diese zurückgezogene, unglückliche, ehrgeizige Frau still und entschlossen daran, ihren ursprünglichen Plan auszuführen. Sie fand einen höchst geeigneten Träger für das Gift, die Leberkapseln, die Miss Arundell nach dem Essen zu nehmen pflegte. Eine Kapsel zu öffnen, den Phosphor einzufüllen und sie wieder zu schließen, war ein Kinderspiel. Die Kapsel wurde zu den anderen gelegt. Früher oder später musste Miss Arundell sie schlucken. Niemand würde an Gift denken. Und selbst wenn es der Fall wäre, befand sich Mrs Tanios weit vom Schuss.

Aber eine Maßnahme traf sie für den schlimmsten Fall. Sie beschaffte sich eine größere Menge Chloralhydrat in

der Apotheke, indem sie eine Verschreibung ihres Mannes fälschte. Ich weiß, warum sie das tat – für den Fall, dass etwas schiefging.

Ich war überzeugt, dass Mrs Tanios die Gesuchte war, aber ich hatte nicht den geringsten Beweis. Ich musste vorsichtig sein. Wenn sie erriet, dass ich sie verdächtigte, hätte sie ein zweites Verbrechen begehen können… Ich glaube, sie hatte dieses zweite Verbrechen bereits ins Auge gefasst. Denn ihr sehnlichster Wunsch war, sich von ihrem Mann zu befreien.

Ihr erster Mord war eine bittere Enttäuschung gewesen. Der herrliche Reichtum, das berauschende Geld war an Miss Lawson gefallen! Es war ein furchtbarer Schlag, aber sie machte sich von neuem ans Werk. Sie begann Miss Lawsons Gewissen zu bearbeiten, das diese ohnehin schon zu drücken anfing. Nicht wahr?»

Lautes Schluchzen antwortete ihm. Miss Lawson weinte in ihr Taschentuch.

«Es war schrecklich!», heulte sie. «Es *war* so schlecht von mir. So schlecht! Ich war neugierig wegen des Testaments – warum Miss Arundell ein neues gemacht hatte, meine ich. Und eines Tages, als sie schlief, gelang es mir, die Tischlade zu öffnen – und da sah ich, dass sie mir alles vermacht hatte! Ich ahnte natürlich nicht, dass es so viel war! Ein paar tausend, dachte ich. Und schließlich, warum nicht? Ihre eigenen Verwandten machten sich doch nichts aus ihr! Und dann, als sie so krank war, verlangte sie das Testament. Ich bildete mir ein – ich war überzeugt, sie wolle es vernichten… Und da beging ich eine Schlechtigkeit und sagte ihr, dass sie es Mr Purvis zurückgeschickt habe. Die Arme, sie war so vergesslich! Konnte sich nie erinnern, wo sie Sachen hingetan hatte. Sie glaubte mir und sagte, ich müsse dem Anwalt schreiben. Ach, mein Gott – und dann ging es ihr immer schlechter, und sie hatte keine Gedanken mehr für etwas

anderes. Dann starb sie. Als das Testament verlesen wurde und ich hörte, wie viel es war, da war mir furchtbar zu Mute. Dreihundertfünfundsiebzigtausend! Nie hätte ich mir träumen lassen, dass es auch nur annähernd so viel sei, sonst hätte ich das nie getan. Mir war, als hätte ich das Geld unterschlagen – ich wusste nicht, was ich tun sollte. Als Bella zu mir kam, sagte ich ihr, dass ich ihr die Hälfte überschreiben wolle. Ich fühlte, dass ich dann meine Ruhe wiederfinden würde.»

«Sehen Sie, meine Herrschaften?», fragte Poirot. «Mrs Tanios näherte sich ihrem Ziel. Deshalb war sie so gegen meinen Versuch, das Testament anzufechten. Sie hatte ihre eigenen Pläne und wünschte nichts weniger, als sich Miss Lawson zur Gegnerin zu machen. Sie stellte sich natürlich, als würde sie sich dem Wunsch ihres Mannes fügen, aber sie ließ deutlich genug durchblicken, was ihre eigene Einstellung sei. Sie hatte zwei Ziele im Auge: sich und die Kinder von Doktor Tanios zu befreien und ihren Anteil an der Erbschaft zu erbeuten. Dann hätte sie gehabt, was sie wollte – reich und zufrieden mit den Kindern in England leben zu können.

Mit der Zeit fiel es ihr immer schwerer, ihren Widerwillen gegen ihren Mann zu verbergen. Sie versuchte auch gar nicht, es zu tun. Er, der Arme, war außer sich. Ihre Handlungen müssen ihm völlig unverständlich erschienen sein. In Wirklichkeit waren sie ganz logisch. Sie spielte die verschüchterte Gattin. Für den Fall, dass ich Verdacht hegte – und dessen war sie ziemlich sicher –, wollte sie mich zu dem Glauben verleiten, ihr Mann habe den Mord begangen. Und in diesem Augenblick sollte der zweite Mord, der zweifellos längst von ihr geplant war, geschehen. Sie hatte eine tödlich wirkende Menge Chloral in ihrem Besitz. Ich fürchtete, sie könnte einen Selbstmord ihres Mannes samt Geständnis vortäuschen.

Und noch immer hatte ich keinen Beweis gegen sie! Aber endlich, als ich schon verzweifeln wollte, fiel mir ein

Beweis in den Schoß. Miss Lawson erzählte mir, dass sie Theresa Arundell in der Nacht des Ostermontags auf der Treppe knien gesehen habe. Ich fand bald heraus, dass sie Theresa nicht gesehen haben konnte – nicht deutlich genug, um ihr Gesicht zu erkennen. Aber sie blieb fest dabei, dass es Theresa gewesen sei, und führte als Beweis die Brosche an – Theresas Initialen T A.

Miss Theresa Arundell zeigte mir auf mein Verlangen die Brosche. Sie bestritt, damals auf der Treppe gewesen zu sein. Anfangs glaubte ich, dass jemand die Brosche entwendet hatte, aber als ich sie im Spiegel betrachtete, ging mir ein großes Licht auf. Miss Lawson war erwacht und hatte eine verschwommene Gestalt gesehen, auf deren Brust die Initialen T A im Flurlicht geschimmert hatten.

Aber wenn sie im Spiegel die Initialen T A gesehen hatte – mussten sie in Wirklichkeit A T gewesen sein, denn der Spiegel zeigt verkehrt.

Natürlich! Mrs Tanios Mutter hieß Arabella Arundell. Bella ist nur eine Abkürzung. A T bedeutete Arabella Tanios. Es war nicht überraschend, dass auch Mrs Tanios eine solche Brosche besaß. Noch zu Weihnachten waren sie etwas Exklusives gewesen, aber im Frühjahr trug sie alle Welt, und Mrs Tanios kopierte die Kleidung ihrer Kusine Theresa, so gut sie es vermochte.

Für mich war der Fall bewiesen.

Aber was sollte ich tun? Einen Exhumierungsbefehl des Innenministeriums verlangen? Das hätte sich machen lassen. Es wäre mir vielleicht gelungen, zu beweisen, dass Miss Arundell mit Phosphor vergiftet worden war, was für mich außer Zweifel stand. Die Leiche war vor zwei Monaten bestattet worden und, wie ich höre, gab es Fälle von Phosphorvergiftung, bei denen keine Veränderungen der Organe festgestellt werden konnten und der Befund nach der Leichenöffnung ganz unbestimmt lautete. Aber

selbst wenn es gelungen wäre – wie konnte ich nachweisen, dass der Phosphor von Mrs Tanios stammte? Um so weniger, als sie ihn wahrscheinlich im Ausland gekauft hatte.

Und da gerade entschloss sich Mrs Tanios zu handeln. Sie verließ ihren Mann und flüchtete zur mitleidigen Miss Lawson. Gleichzeitig beschuldigte sie ihren Mann des Mordes.

Wenn ich nicht eingriff, fiel er als ihr nächstes Opfer. Ich trennte sie von ihm unter dem Vorwand, es sei zu ihrer Sicherheit nötig. Sie konnte nicht gut widersprechen. In Wirklichkeit war ich um *seine* Sicherheit besorgt. Und dann – und dann – »

Er schwieg. Es war ein langes Schweigen. Sein Gesicht war blasser geworden.

«Aber das war nur eine vorläufige Schutzmaßnahme. Ich musste dafür sorgen, dass die mordende Hand nicht mehr mordete. Ich musste den Unschuldigen schützen. Und deshalb schrieb ich meine Rekonstruktion des Falles und gab sie Mrs Tanios.»

Wieder trat ein langes Schweigen ein.

«Mein Gott», rief Dr. Tanios, «und deshalb nahm sie sich das Leben!»

Sanft fragte Poirot: «War es nicht der beste Ausweg? Sie dachte es jedenfalls. Sie dachte an die Kinder.»

Dr. Tanios verbarg das Gesicht in den Händen. Poirot trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

«Es musste sein. Glauben Sie mir, es war notwendig. Es wäre nicht bei dem einen Mord geblieben. Sie wären der Nächste gewesen, und dann vielleicht – unter Umständen – Miss Lawson. Und so fort.»

Gebrochen sagte Tanios: «Sie wollte mir einmal ein Schlafmittel geben… Aber ich sah dabei den Ausdruck in

ihrem Gesicht und warf das Mittel weg. Damals kam ich auf die Vermutung, sie sei geistesgestört…»

«Betrachten Sie es so! Es ist teilweise wahr. Wenn auch nicht im juristischen Sinn. Sie war sich der Bedeutung ihrer Handlungsweise klar bewusst…»

Dr. Tanios sagte leise: «Sie war zu gut für mich – immer.»

Seltsamer Nachruf für eine Mörderin!

30

Theresa heiratete kurze Zeit danach Dr. Donaldson. Ich bin mit ihnen befreundet und habe den jungen Arzt schätzen gelernt. Er ist nach wie vor exakt und trocken. Theresa ahmt oft seine Mimik nach. Sie ist unglaublich glücklich und geht in dem Beruf ihres Mannes auf. Er beginnt bereits, sich einen Namen zu machen, und ist eine Koryphäe auf dem Gebiet der Drüsenfunktionen.

Miss Lawson musste in einem Anfall von Gewissensbissen geradezu mit Gewalt daran gehindert werden, sich jedes Pennys zu entäußern. Eine für alle Beteiligten gütliche Abmachung wurde von Mr Purvis entworfen und Miss Arundells Vermögen zwischen Miss Lawson, den beiden Arundells und den Tanios-Kindern aufgeteilt.

Charles brachte seinen Anteil in knapp einem Jahr durch und ist jetzt, glaube ich, in Kolumbien.

Zwei kleine Einzelheiten zum Schluss.

«Sie sind wirklich durchtrieben, was?», sagte Miss Peabody, als wir eines Tages durch die Gartentür von Littlegreen House traten. «Es ist ihnen gelungen, alles zu vertuschen. Keine Exhumierung. Alles höchst dezent.»

«Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass Miss Arundell an Leberschwund starb», antwortete Poirot.

«Sehr erfreulich», sagte Miss Peabody. «Ich meine, dass es keinem Zweifel unterliegt, ist sehr erfreulich. Und Bella Tanios nahm zu viel von einem Schlafmittel, wie ich höre?»

«Ja, ein betrüblicher Fall.»

«Sie war eine jämmerliche Person – wollte immer, was sie nicht kriegen konnte. Die Menschen werden manchmal ein bisschen verdreht, wenn sie so sind. Hatte einmal ein Dienstmädchen. Dieselbe Sache. Einfaches Ding. Wusste, dass an ihr nichts war. Begann, anonyme Briefe zu schreiben. Komisch, was Menschen manchmal anstellen! Na ja, auch das hat sein Gutes.»

«Hoffen wir es, Madame, hoffen wir es!»

«Aber ich muss sagen», bemerkte Miss Peabody, sich in Bewegung setzend, «Sie haben das sehr fein gedeichselt. Alles so schön vertuscht. Sehr fein.» Sie ging.

Ich hörte ein klagendes «Wuff!» hinter mir, wandte mich um und öffnete die Gartentür. «Na, komm, Alter!»

Bob schoss heraus, einen Ball in der Schnauze.

«Den kannst du doch nicht zum Spazierengehen mitnehmen!»

Bob seufzte, wandte sich um und ließ den Ball langsam vor dem Gatter fallen. Er warf ihm einen betrübten Blick zu und trabte auf den Gehsteig hinaus.

Dann sah er zu mir empor. «Wenn du's sagst, Herr, wird's wohl stimmen.»

Ich atmete tief. «Herrgott, Poirot, es ist ein Vergnügen, wieder einen Hund zu haben!»

«Die Kriegsbeute», antwortete Poirot. «Aber ich muss Sie daran erinnern, mein Freund, dass Miss Lawson nicht Ihnen Bob zum Geschenk machte, sondern mir!»

«Möglich, Poirot. Aber Sie taugen nicht für Hunde. Sie verstehen nichts von Hundepsychologie. Aber Bob und ich verstehen einander großartig, nicht wahr?»

«Wuff!», antwortete Bob lebhaft.